Aus dem

Leben eines Frühvollendeten,

des

evangelischen Pfarrers Franz Beyschlag.

Ein christliches Lebensbild aus der Gegenwart

von

Willibald Beyschlag,
Doctor und Professor der Theologie.

Zweiter Theil.

Vierte unveränderte Auflage.

Berlin.
Verlag von Ludwig Rauh.

Sechstes Capitel.

Die Coblenzer evangelische Gemeinde konnte in mancherlei Hinsicht eine blühende heißen. In der Napoleonischen Zeit mit hundertundfünfzig Seelen begründet, war sie in einem halben Jahrhundert auf drei- bis viertausend gewachsen und stand sowohl was Bildung als was Wohlstand anging zu der etwa sechsfach zahlreicheren katholischen Bevölkerung in einem sehr günstigen Verhältniß. Als Sitz der Provinzialregierung hatte die Stadt eine große Anzahl höherer Beamten herbeigezogen, unter denen sich allezeit warme und tüchtige Freunde der evangelischen Kirche fanden; die vortreffliche Handelslage hatte trotz der Festungsmauern auch Kaufleute herzugeführt; daneben fehlte es freilich nicht an einem zahlreichen in jeder Weise hülfsbedürftigen Proletariat. Die Zugehörigkeit des gleichfalls in Coblenz befindlichen rheinischen Consistoriums gab der Gemeinde einen nicht geringen kirchlichen Halt; nicht minder ihr Presbyterium, für welches eine seltene Auswahl gediegener Kräfte vorhanden war; besonders aber hatte kirchliches Bewußtsein und Leben sich unter der Amtsführung des dermaligen Pfarrers entwickelt, der aber auch in

der großen, zusammengewehten, in ihren vornehmen wie geringen Gliedern anspruchsvollen Gemeinde keine leichte und alltägliche Aufgabe zu lösen hatte. Die schöne große im Verein mit der evangelischen Militärgemeinde benutzte Kirche war jeden Sonntag überfüllt; Bedürfniß und Verlangen der Seelsorge war beim größeren Theil der Gemeindeglieder geweckt; das Pfarrhaus wurde den ganzen Tag nicht leer von Besuchern, die in allen möglichen Angelegenheiten Rath und Hülfe begehrten. Die Gemeinde besaß, mit der evangelischen Garnison zusammen, ihr eigenes blühendes Schulwesen; außer der eifrig gepflegten vierklassigen Elementarschule hatte man noch eine sechsklassige höhere Anstalt für Knaben und Mädchen gestiftet. Freithätigkeit aller Art kam überhaupt jedem Gemeindebedürfniß reichlich entgegen. Eine kirchliche Armenpflege wurde in umfassendem Maaßstabe von einer an Pfarramt und Presbyterium angeschlossenen freiwilligen Diakonie betrieben; daneben bestand ein Frauenverein und die vielfältigste großentheils durch den Pfarrer vermittelte Privatwohlthätigkeit. Neben den nicht geringen Lasten, welche die junge und daher fast vermögenslose Gemeinde für Kirchen-, Schul- und Armenbedürfnisse trug, fand nicht nur ein Missions- und Bibelverein, sowie ein Localverein der Gustav-Adolfs-Stiftung, sondern auch jede der vielen kirchlichen Collecten aus Nähe und Ferne offene Hände. Eine besondere Zierde der Gemeinde war aber das aufblühende „evangelische Stift zu St. Martin," damals gewöhnlich „das Waisenhaus" genannt, weil dies der zuerst entwickelte Zweig war. Ein einfaches Gemeindeglied, der Buchhändler Kehr hatte, zunächst angetrieben durch die häufigen Verluste, welche die evangelische Kirche bei dem Tode protestantischer Väter in gemischten Ehen an den hinterlassenen Kindern erlitt, mit von Haus zu Haus gesammelten Beiträgen eine kleine Waisenanstalt begründet und vom Könige ein der Militärverwaltung gehöriges ehemaliges St. Martins-Haus dazu erbeten. Durch die Hingebung des Stifters,

der zuletzt sein blühendes Geschäft ganz fahren ließ, um als Director die allein von freien Gaben unterhaltene Stiftung zu leiten, und durch die große Hülfe, welche derselben aus der Gemeinde fortwährend geschah, nahm der bescheidene Anfang immer größere Maaßstäbe an; es wurde angebaut, hinzugekauft, ein Kranken- und Versorgungshaus zum Waisenhaus in Ansicht genommen und dabei das Ganze in vortrefflichem Geiste und großem Segen verwaltet.

Das Pfarramt in einer so großen und in solcher Entwickelung begriffenen Gemeinde, deren Verhältnisse zudem durch die zahlreichen Berührungen mit einem ungemein eifrigen Katholicismus ganz besonders verwickelt waren, überstieg die Kräfte Eines Mannes bei Weitem, zumal wenn derselbe, wie es der Fall war, noch den Gottesdienst und die Seelsorge im Gefängniß und den evangelischen Religionsunterricht am Gymnasium mitzuversehen hatte. Gegenwärtig haben zwei Pfarrer und ein Hülfsprediger vollauf zu thun; damals mußte Pastor Schütte sich mit einem Vicar behelfen, den er in seinem Hause und aus seinem Einkommen unterhielt. Derselbe hatte das Gefängniß zu besorgen, den Katechumenenunterricht zu ertheilen, die evangelischen Kranken im städtischen Hospital zu besuchen und außerdem mit Armen- und Krankenbesuchen in der Gemeinde nach Kräften zu helfen. Dazu kam noch in der Regel und auch für Franz der Gottesdienst in dem benachbarten Vallendar, wo mit Hülfe der Gustav-Adolfs-Vereine ein kleines evangelisches Häuflein sich zur Gemeinde zu bilden bemüht war.

Als mich Franz zu Anfang October in diesen Arbeiten ablösen kam, war Schütte zur Erholung auf's Land gegangen und ich hatte meinen Nachfolger selbst einzuweisen. Ich konnte dem noch ganz Unerfahrenen nur flüchtig das Dringendste übertragen, weil ich vor meiner Uebersiedelung noch eilends nach Frankfurt mußte; als ich nach einigen Tagen zurückkam, hatte er die erste Grabrede gehalten und sich mannhaft durch allerlei Amtsgeschäfte durchge-

schlagen. Wir machten unsere Besuche miteinander, versahen noch einen Sonntag gemeinsam die sämmtlichen Gottesdienste, dann fuhr ich moselaufwärts und er zog in mein kleines nach dem Garten gelegenes Studierstübchen ein. Mit Macht überfielen ihn, den Ungeübten, bei noch währender Abwesenheit des Pfarrers die zu haltenden Predigten; aber er faßte diese und alle neue Arbeit mit bewunderswerther Frische und Reife an. Zum Schreiben der Predigt behielt er von Anfang nur den Sonnabend übrig; aber da er Vorrath genug besaß, der zur Gestaltung drängte, so erfuhr er von den gewöhnlichen Nöthen des Anfängers wenig. „Die Katechumenenstunden," schrieb er mir bald, „machen mir Freude; nach den ersten Stunden hatte ich mich in der Disciplin durchgesetzt und beherrsche jetzt die Klassen ohne Mühe; ich wollte, es fiele mir Alles so leicht wie das." „Ich habe," heißt es in einem gleichzeitigen Brief an die Eltern, „in diesen vierzehn Tagen schon mehr Noth und Elend gesehen als sonst in Jahren und bin ganz anders als seither überhäuft mit Arbeit, die nicht immer erquicklich ist, aber immer anregt zur Freudigkeit in Gott. Bei alledem fühle ich mich hier so wohl, als ich mich vorher gar nicht fühlen konnte."

Und nun achtete ihn der Herr stark genug, um auch das Schwerste in Seinem Namen zu tragen. Klotilde war Anfangs September von Reinerz zurückgekehrt, frohen Muthes, aber schon damals von denen, die schärfer sahen, nur mit Bangen betrachtet. Sie war immerfort unendlich matt; man tröstete sie und sich selbst damit, daß das nach frisch vollendeter Cur so sein müsse und daß die stärkenden Wirkungen derselben erst nach Wochen sich fühlbar machen könnten. Zuweilen glaubte sie davon einen Anfang zu spüren; aber die Rückschritte ihres Befindens waren immer viel größer als die scheinbaren Fortschritte dazwischen. Ihre Schwäche steigerte sich noch, als erst die kältere Jahreszeit eintrat. Um der entmuthigenden Einsamkeit zu entgehen und in die Nähe des

trefflichen, treuen Arztes zu kommen, zog man Anfangs November wieder zurück nach Berlin. Nur je und dann konnte sie noch ein kleines Briefchen schreiben. „Lieber theurer Franz,“ heißt es in dem ausführlichsten, „wie geht es dir? bist du tapfer im Amt? Ich denke öfter an dich, als ich an dich schreibe; ich habe dich und Alle lieber als es scheinen mag; du glaubst es mir. Du willst wissen wie ich aussehe und was ich anziehe? Ein hübsches schwarzes Kamelotkleid, ein schönes gewirktes von Siegmund geschenktes Tuch und ein blaues Häubchen. Ich könnte immerhin eine ganz reputirliche Pastorsfrau vorstellen, zwar nur eine geistige, wie hier die Leute sagen, d. h. eine bleiche; ich bin jetzt immer, ausgenommen wenn ich lebhaft bin, ganz bleich. Ich habe, seit ich von Reinerz zurück bin, eine furchtbar schlechte Zeit verlebt; jetzt geht es aber wieder, die Kräfte werden auch schon kommen.“ Dieser Brief und ein gleichzeitiger von Freund Hugo zeigten Franz, nachdem man ihn so lange auf die erst nachkommenden Erfolge der Cur vertröstet hatte, von Neuem und bestimmter als zuvor den wirklichen Stand der Dinge. „Bin ich es ja doch,“ schrieb der treue Freund, „der sich selber dazu bestimmt und verpflichtet hat, dir, wenn es sein müßte, das schneidende Schwert der schmerzlichsten trostlosesten Wahrheit in die Brust zu stoßen, — wie sollte ich jetzt zu schwach sein es anzufassen und dir seine Schneide, seine scharfe Spitze zu zeigen?“

So hoch die frohen Wendungen unsrer gemeinsamen Geschicke Franzens Herz gehoben hatten, jetzt ward seine Seele „müde bis zum Tode“. „Den ganzen Freitag,“ schrieb er mir, „rang ich fast vergeblich im Gebet um Frieden. Den Samstag sammelte ich mich gewaltsam, um meine Predigt zu schreiben und bis tief in die Nacht zu lernen, dazwischen mehr als einmal aufseufzend aus tiefster Brust. Es war mir als könne und könne ich nicht predigen; mein Kopf war dumpf, meine Gedanken lagen wie zerstreute

Splitter um mich her, so ging ich mit Schreien zu Gott auf die Kanzel. Mühsam ging es hindurch, aber es ging, Gott sei's gedankt. Ach, liebster Bruder, möchtest du nie solche Tage durchzumachen haben, wo alles Ringen und Flehen doch keinen Frieden herbeibringt, wo alle Trostverheißungen der Schrift, die das bedrängte Herz in der Angst durchwandert, ihre lösende Kraft verloren zu haben scheinen; und in dieser Verfassung predigen, lehren, trösten zu sollen! O Willibald, du bist der erste, wenn mich dies Unglück denn treffen sollte, an dessen Herzen ich mich erholen könnte; ich wende mich jetzt an dieses Herz, gieb mir Rath und Trost; sage mir, denn ich bin wie ein unwissend Kind geworden, sage mir wie ich denken muß, wie ich mir helfen soll... O stehe mir bei in dieser Noth, es ist gar hart, wenn's so scharf an's Herz herangeht, als sollte es zum Brechen kommen. Plötzlich aus seinem Glück gerissen werden, das ist hart, aber noch härter ist's doch, Monate, Jahre lang sein Glück hinsterben zu sehen, und noch nicht einmal zu sehen. Gott, der Du gnädig und barmherzig bist und nicht über Vermögen versuchst, hilf mir und mache mich stark!"

„Es fällt so schwer, die Hoffnung eines Lebens aufzugeben, daß man sich immer wieder dagegen wehrt. Wenn ich mich so umgeben sehe von ihren Geschenken, ihren Briefen, allen den Zeichen ihrer Liebe, von der ganzen schönen Gegenwärtigkeit dieser Liebe; wenn ich einen Augenblick mein eigen Lebensgefühl durchschaue und mir bewußt werde, wie es ein Stück von meinem eigenen Leben geworden ist, daß ich in ihr lebe und sie in mir und wie sich überall mein Leben auf sie bezieht, wie sie miterscheint, mitdenkt, mitfühlt in jedem Gedanken und jeder Empfindung, die in mir aufgeht, — da mein' ich freilich, das könne gar nicht aufhören, und ich kann mir das so wenig nahe bringen, als ich der Lebendige mir meines eigenen Leibes Tod vergegen=

wärtigen kann. Und ich bin auch nicht ungläubig, sondern ich weiß, daß Gott ein Gott großer Wunder ist und daß er jeden Augenblick die Krankheit wenden kann. Aber vielleicht war es unrecht, daß weil ich's nicht entrathen kann von der treuesten Liebe gehegt und erquickt zu werden, weil ich fühle, daß ich ohne das halb und stumpf sein müsse, ich meinte, der liebe Gott müsse sie ja um deßwillen gesund machen..."

Noch einmal kamen günstigere Nachrichten und ließen den verglimmenden Docht der Hoffnung wieder ein wenig aufleuchten. Am 6. November schrieb Klotilde aus dem Bette, mit mühsamen Zügen: „ich bin jetzt heiter, sogar froh gestimmt, obwohl ich oft den halben Tag alleine liege, während die Mutter zu thun hat. Die Mutter mußte viel umhergehen, um eine passende Wohnung zu finden, und die Schwestern haben den Umzug in Köpenik besorgt. Ich habe mir Arnds wahres Christenthum gekauft und lese darin so viel ich kann; sieh', ich hatt' es herzlich nöthig; es paßt so ganz für meinen Zustand." Noch ein Briefchen fing sie an: „Lieber, lieber Franz, dein Brief hat mich ganz glücklich gemacht," — weiter kam sie nicht. Am 18. November dictirt sie der Emmy ein Blättchen an Franz und bittet ihn um ein kleines, äußerst bescheidenes Geschenk, nur daß es von ihm sei. In seinen Briefen, die mir aus dieser Zeit nicht vorliegen, berührte er die Hoffnung oder Besorgniß, die ihr leibliches Befinden einflößte, gar nicht, sondern suchte allein auf ihr inneres Leben zu wirken und ihre Seele in Gott zu befestigen. Er wählte ihr Schriftabschnitte aus, die sie täglich lesen oder sich lesen lassen sollte; der treue Hugo H. kam und legte sie ihr aus. Ihre Seele war zum Abschied wohlbereitet. „Wenn ich noch daran denke," sagte sie, „wie mir im vorigen Jahre zu Muthe war, als ich dachte, daß ich vielleicht sterben würde und den Franz dann zurücklassen müßte; jetzt ist das doch ganz anders, jetzt könnt' ich darüber ruhig sterben.

denn wie schnell vergeht das Leben und dann käme er mir ja nach." Am 25. November endlich kam ein Brief von Siegmund, der auch die letzte wieder aufgeglommene Hoffnung hinwegnahm. „Das liebe Mädchen," hieß es hier, „ist zum Schemen geschwunden, von Husten und anderen Beschwerden anhaltend heimgesucht und kraftlos im höchsten Maaße. Lieber, lieber Freund, versteh' mich ohne Worte; — meine Augen werden bald keine Thränen mehr haben."

„Es ist nun," schrieb mir Franz, indem er mir diesen Brief sandte, „es ist nun entschieden, — soweit noch ein Schmerz dafür übrig ist, schmerzt es mich, dich mit dieser Nachricht betrüben zu müssen, — Klotilde, meine Braut, wird — nach menschlichem Wissen — sterben. Gestern ist der beifolgende Brief an mich gekommen, am Todtenfest, zwischen meinen zwei Predigten; ich hatte Philipper 1, 21*) zum Text, das hielt mich oben. In welchen Stimmungen ich schwanke, begreifst du. Ich bin Keiner von den Schwachen und kämpfe mit aller Kraft dagegen mich hängen zu lassen im Schmerz, denn ich weiß, auch das berechtigt mich nicht, auch nur einen Tag früher aus der Kampflinie des heiligsten Berufes weichen zu wollen; aber es kommen nun doch meines Lebens herbste Tage. Bin ich ruhig, so werfe ich mir vor, wie ich nur so ruhig sein könne bei solchem Leid; bin ich unruhig, so ringe ich mühselig nach Ruhe; von den wunderlichsten Anfechtungen wird das in der Tiefe verwundete heimlich blutende Seelenleben hin- und hergestoßen. Gott wolle helfen. Was ich in diesem Falle für meine nächste Pflicht halten müsse, darüber sind wir ja schon übereingekommen; ich darf an ihrem Sterbebette nicht fehlen. Ich habe aber dabei eine dreifache Rücksicht zu nehmen: zuerst auf Schütte, den ich nicht in Verlegenheit setzen

*) „Denn Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn."

dürfte; dann hat Gott mir ja so viele Seelen auf's Herz gelegt, welche dem Ersten Besten zu überlassen mir gegen das Gewissen geht, und endlich achte ich ja, daß mich Gott deßhalb hierhergeführt hat, damit ich in der thätigen Nachfolge des Herrn die schwerste Pein leichter überwinde. Ich kann mich, je mehr mein irdisches Leben nach einer Seite hin wird zugeschlossen und ausgelebt sein müssen, um so weniger ohne meinen Beruf denken und ich könnte es gewiß auch ohne ihn nicht aushalten. Hier ist mir der Weg gebahnt, mich in diesem Berufe auf dauernde Weise zu befestigen; ich fühle mich unfähig, darauf zu verzichten. Die Umstände haben mich gedrängt, in meiner Antwort an Siegmund eine fruchtbare Wahrscheinlichkeitsrechnung zu fordern. Der Arzt soll mir sagen, wieviel Zeit er im schlimmsten Falle Klotilden noch giebt. Ich stehe ja leider so, daß das zu wissen mir eine Beruhigung sein muß, denn ich bin fern. Wenn ich dann komme, das weiß sie, so komme ich, weil keine Hoffnung mehr ist. Gott wolle ihr helfen sich in Seinen Frieden zu bergen. Meinen Schmerz wird mir Gott tragen helfen; ihr und der Ihrigen Schmerz, wenn er ungestillt wäre durch Gottes Gnade, bräche mir das Herz."

Ich antwortete ihm, was brüderliche Liebe in so ohnmächtiger Lage vermag. Auch auf mir lastete ein schwerer Sorgenstein, den Franz nicht weniger mittrug: in Köln lag unser Freund Albrecht am Nervenfieber todtkrank danieder. Es war, als sollte in jenen Tagen unter den einstürzenden Trümmern der vaterländischen Hoffnung auch alles uns persönlich Liebe und Theure mitbegraben werden. Doch kam von dorther nach angstvollen Tagen bessere Nachricht; mein Freund richtete sich aus der Todesgefahr wieder auf; ich sehnte mich ihn zu sehen und zugleich meinen armen Bruder an's Herz zu schließen, und da ich zur Erlangung einer Lehrberechtigung im Laufe des Winters doch nach Bonn mußte, so nahm ich mir den nöthigen Urlaub gleich jetzt und eilte Anfangs December

dem Rheine zu. Inzwischen glaubte Franz, Klotildens schwindendes Leben werde noch bis zum Frühjahr hin zögern. Ebenso dachten die Freunde in Berlin, und Mutter und Schwestern hatten noch nicht aufgehört zu hoffen. So eilte man nicht mit der Antwort auf seine Frage, und doch wäre auch die eiligste Antwort zu spät gekommen, um ihn zu rufen. Der Herr wollte ihn nicht über Vermögen versuchen wie er gebetet; er wollte ihm das monatelange Mitsterben in der Ferne ersparen, und Klotilde bedurfte auch der liebsten menschlichen Nähe und Hülfe zum fröhlichen seligen Scheiden nicht mehr.

Am 30. November frühe äußerte sie gegen ihre Mutter, daß sie kaum glaube wieder besser zu werden und willigte ein, daß man an Franz schreibe, er möge kommen. Gleich darauf aber äußerte sie, daß man ihn nicht drängen solle; er werde ja kommen, sobald er könne; auch jetzt noch wollte sie ihn um keinen Preis störend herausreißen aus Amt und Beruf. Doch ging der Brief ab, wie er gefaßt war. Der Arzt kam; sie bat ihn um ein Pulver zum Schlafen; als sie zum zweiten Male davon genommen hatte, überfiel sie ein Krampf im Hals, der ihr die Sprache nehmen wollte; derselbe löste sich aber bald, und sie sagte: „Mutter, es ist wohl aus mit mir" und nannte noch einmal den Namen, der ihr der theuerste auf Erden gewesen. „Ja, mein Engel," antwortete die Mutter, „du gehst nun zum lieben Gott." Da sah sie die Mutter an, lächelte selig, hob ihre lieben Augen und die gefalteten Hände hoch empor, schlug dann die Hände wie zum Ausdruck einer unsagbaren Freude zusammen, faltete sie wieder, rückte sich mit einem letzten Blick auf die Ihrigen zum Schlafen zurecht — und war hinüber. Es war ein Scheiden, auf welches Franz das Wort des Herrn Joh. 8, 52 anwenden durfte: „Wer mein Wort hält, der wird den Tod nicht schmecken ewiglich."

Am Abend des folgenden Tages — es war Sonntag, — saß

Franz allein in seinem Stübchen; seine Seele war ferne bei der todtkranken Braut, die er noch unter den Lebenden wähnte. Aber nicht matt und krank stand sie vor seinem inneren Auge, sondern ihm war, als ob die Schönheit und Verklärung, welche ihr inwendiger Mensch durch's Leiden gewonnen, durchleuchtete nach Außen und ihre ganze Erscheinung eintauchte in ein überirdisches Licht; und wie er in sehnsüchtigem Betrachten bei dem lieben Anblick verweilte, trat ein herrliches seliges Bild vor seine Seele. Er nahm die Feder und schrieb:

Wie mir im tiefsten Herzensgrunde
Dein süßes Bild lebendig steht,
Wie mir's in dieser stillen Stunde
Klar vor dem Geist vorübergeht, —

Wie lieblich ist es doch geschmücket,
Das treue theure kranke Haupt,
Und alles Leid hinweggerücket
Dem Herzen, das so treu geglaubt.

Die Lippen, stets so freundlich offen
Zum Kusse süß, zur Rede traut, —
Ein unvergänglich selig Hoffen
Schwebt nun auf ihnen ohne Laut.

Von Leidensschönheit übergossen,
Von Friedensbalsam überthaut,
Von Gottesliebe überflossen,
So sah ich nie dich schön, o Braut!

Das ist kein Schein von ird'schem Lichte,
Das ist kein Frieden dieser Welt,
Der mir dein liebes Angesichte
So wunderhehr und -licht erhellt.

Und wie ich jetzt mit Sehnsuchtsgrüßen
Zu dir die Blicke lasse ziehn —
Schau' ich Maria zu den Füßen
Des Auferstand'nen betend knien. —

Tags darauf erreichte ihn, zugleich mit jenem dringenden Ruf zu kommen, die Botschaft ihres Todes. —

Trotz aller Vorbereitung war die Wucht dieses Augenblickes zu schwer, als daß er ihn allein hätte tragen können. Er flüchtete sich zunächst zu Schütte, der wie ein Freund und Bruder mit dem Weinenden weinte; dann kam er zu mir herüber nach Bonn. Draußen im herbstlichen Hofgarten hatten wir den ersten ungestörten Augenblick; hier gab er mir den Brief zu lesen; hier strömten seine Thränen an meinem Halse. Es war im bittersten Leide fühlbare Freundlichkeit des Herrn, daß wir auch jetzt zusammenstehn durften. Wir sprachen viel von der Verklärten; der Vorhang des Jenseits erschien uns durchsichtig nah, Vergangenes auch jetzt noch und Zukünftiges auch jetzt schon ahnungsvolle Gegenwart. Wir fuhren mit einander nach Köln hinüber; an dem vom Krankenbette sich aufrichtenden Freund richtete sich die tiefverwundete Seele für den Augenblick mit auf. In sternloser Nacht ging's dann rheinaufwärts; der Nebel nöthigte das Schiff zwischen Andernach und Coblenz anzulegen; wir stiegen aus und gingen zu Fuße durch die Finsterniß mit einander nach Coblenz zurück. Er wollte nun sofort nach Berlin, an's frische Grab, in's verödete Haus; aber im Tiefsten erschüttert wie er war, hätte er eine solche Reise, im beginnenden Winter, nicht ohne große Gefahr gemacht. Wir drangen darum in ihn dieselbe auf das Frühjahr zu verschieben; dann, wann erst der herbste Schmerz einer friedlicheren und mittheilsameren Erinnerung Raum gegeben, werde sein Besuch auch für die Angehörigen werthvoller und wohlthuender sein. So blieb er denn, gerade darum, wie er Klotildens Mutter gestand, weil ihm die Versuchung so nahe lag, seinem armen Leben Gefahr und Schaden zu wünschen.

Ich wäre gern noch bei ihm geblieben, aber ich durfte nicht. Ich wußte wohl, daß nach unserer Trennung, nach dem ersten jähen Schmerz die Traurigkeit noch tiefer, dunkler sich auf seine

Seele legen werde. „Seit du fort bist," heißt es in den nächsten Briefen, „ist mir mein Leid noch viel schwerer geworden. Von meiner Verklärten reden kann ich ja hier mit Niemandem, weil Niemand sie gekannt hat, Niemand schätzen kann, was ich verloren habe. Und da empfind' ich denn von Tag zu Tage mehr, wie grau ein Leben sei, das so lange von der treuesten Liebe getragen nun auf einmal allen Halt verliert, der darin liegt, sich in einem uns ganz angehörenden Herzen gebettet zu wissen. Gott weiß es, ich schlage alle Liebe, welche für mich lebt, nicht zu gering an; ich weiß ja gerade jetzt, was ich daran habe; Klotilde aber war mein wie kein anderer Mensch mein sein kann, und mit welch' einer Liebe! Wie schlug mir das Herz hoch, wie hob es die edelsten Kräfte in mir, als ich noch denken durfte, das beste, treueste, innigste, demüthigste Herz hofft auf dich, stützt sich auf dich."

„Was sie mir hätte sein können, wenn es Gottes Wille also gewesen wäre, das habe ich hier in Coblenz erst recht empfunden. Es ist Lebensarznei, wenn man den Tag über so viel Verzerrung des göttlichen Ebenbildes gesehn hat, daheim ein liebes, stillwaltendes Bild anschauen zu können, an dem man unentstellter, deutlicher die göttlichen Züge wahrnimmt. Und nun das Alles vorbei! Ich weiß wohl, sie lebt und die ganze Lieblichkeit ihres von Liebe und Frömmigkeit durchweiheten Wesens entfaltet sich nun erst recht; aber mir äußert sich doch weiter nichts davon; ich kann nicht mehr an diesem Herzen ausruhen, das alle meine kleinen und großen Sorgen als seine eigenen Sorgen trug; nicht mehr an der Hoffnung mich erquicken, in der innigsten Gemeinschaft mit ihr Lebenskräfte der Seele für das Leben des Berufes zu gewinnen. Wenn ich mir so vergegenwärtige, was sie mir alles war, wie mein Leben mit hundert Fäden an ihrem hängt, dann kann ich mir's oft minutenlang gar nicht denken, daß sie nicht mehr da sein soll, und wenn ich mir's denke, meine ich so gar nicht weiterleben zu können."

„Die gute Frau Pfarrer R..., die mir heute Morgen ein herzlich theilnehmendes Briefchen hat zukommen lassen, meint, es sei dies Leid, wie ich einst erkennen werde, mir heilsam, weil ja auch Christen in Gefahr seien, über dem Geschöpf den Schöpfer wenn nicht zu vergessen, doch zurückzusetzen. Aber wie unser Bund beschaffen war, will dieser Trostgrund bei mir nicht recht verfangen, denn gerade in meiner Liebe und durch sie habe ich Gott im Heilande mehr und inniger suchen lernen als je zuvor; und ebenso Klotilde, — sie hat es mir oft bezeugt, wie sie erst durch unser gemeinsames inneres Leben in diesem eigentlich christlichen Glauben lebendig geworden. Freilich, wär' unser Leben nicht sobald ein Leidensleben geworden, so hätte vielleicht jene Gefahr näher gestanden."

„Aber freilich, das weiß ich wohl, der Herr nimmt uns unsere Liebsten, nicht damit wir sie weniger, sondern damit wir Ihn mehr und über Alles lieben sollen. Denn der Heiland, welcher die beiden Gebote der Gottes= und der Nächstenliebe nebeneinander gestellt hat, der will durch solche Trennung keine Menschenliebe aufheben, sondern sie im Lichte seiner Liebe verklären und als so verklärte befestigen; das ist meine Zuversicht. Das gewisse Füreinanderbestimmtsein, an das auch sie geglaubt hat, kann ja nun nicht mehr für falsche Ueberschwänglichkeit gehalten werden, nachdem unsere Liebe eine Geschichte gewonnen hat und diese Geschichte ein unentreißbares Theil unseres Wesens geworden ist. Wir sind ja Beide durch so viel gemeinsames Leben, Lieben und Leiden erst wir selbst geworden; Keins von uns könnte von dieser Liebe lassen ohne sich selbst aufzugeben. Das ist gewißlich wahr, mag's die Welt verstehen oder nicht. Die Gewißheit dieser Seelengemeinschaft, — versteh' mich wohl, dieser *realen* Seelengemeinschaft macht mich jetzt viele Zeit friedlich und still. Mir ist immer, als stünde Jemand neben mir, als begleite mich Jemand auf meinen Gängen, und das ist *sie*. Ich habe das Gefühl, daß sie mir näher, ihr geistiger

Rapport mit mir inniger, ungehemmter ist, als da sie noch lebte. Wozu freilich die beständige Liebe und das Bleiben derselben in der Liebe Gottes das unerläßliche Band ist."

„Das aber ist himmlische Gnade, wenn mich zuweilen ein Strahl des Trostes durchzuckt, darüber, daß sie nun allem Weh und Leiden enthoben ein seliger Engel geworden ist. Ach, wie schön muß sie sein, wenn diese Seele voll Schönheit sich erst recht ausprägt in einem verklärten Leib ohne die Widerspenstigkeit des spröden irdischen Stoffes; war doch so schon ihr Angesicht ihrer Seele liebliches Abbild. Wüßt' ich auch das nicht, daß sie bei Gott ist, dann wüßt' ich nicht weiter zu leben. Und in der That, wie ich's trage bis an's Ende, ich weiß es nicht; Gott schenke mir Frieden. Ich ringe mit dem Verlangen frühe zu scheiden, lieber Bruder. Aber ich ringe damit, aus dem Gefühl der Pflicht. Und doch wär's so schön! Aber ich soll nicht eher gehen, als bis das mein erstes Verlangen ist, bei Christo zu sein; das weiß ich wohl, und so stille muß ich noch werden." —

Weihnachten kam: wir suchten es ihm nach Kräften zu schmücken; alle Wünsche, die man ihm abgewinnen konnte, wurden erfüllt. „Heut' sei nicht traurig," schrieb ich ihm, „„Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren soll."" „Der heute geboren ist, der ist nicht in die Welt gekommen, daß er hätte mögen Freude haben, sondern daß wir Freudigkeit hätten in allem Leid." Mitten im Bescheerungsjubel der Kinder suchte ihn mehr denn einmal Schütte's treuer mitleidender Blick, und das herzliche Gebet nach der Bescheerung galt ihm, dem Leidtragenden, ganz besonders. Unter der reichen Bescheerung aber standen auch die letzten Gaben der seligen Braut, noch von ihr selbst gekauft von dem Ertrage einer kleinen literärischen Arbeit, den ihr Franz zu ihrem eigenen Vergnügen geschenkt hatte; dazu eine Haarlocke von ihr, ihre Briefmappe und der letzte angefangene Brief: er mußte sich hinaus schleichen, um sich von Neuem satt zu weinen. „Rede

ein freundlich Wort in meine Trauer hinein," schrieb er mir am folgenden Tag, „in die Trauer, die sich mir nur immer noch dunkler auf's Gemüth lagert, so wenig ich's kund geben mag und darf. Im Anfang war's der Gedanke, jetzt ist's die Erfahrung, daß sie mir fehlt. Ach, ich habe keinen Brief mehr an sie zu schreiben, sie nicht mehr zu ermuntern, zu trösten, keine Freude mehr für sie zu ersinnen. Und je klarer ihr irdisches Bild in seiner ganzen Lieblichkeit auf dem Grund meiner Seele hervortritt, desto mehr Trauer und Thränen weckt das Gefühl, das immer wiederkehrende, — das ist nun Alles vorbei. Ach, man muß so geliebt haben und geliebt worden sein, um fassen zu können, was da sagen will, daß die Augen nicht mehr offen stehen, in denen mit jedem Blick rückhaltslos eine herrliche Seele zu mir sagte: „ich bin dein!" Ich kann wohl sagen, daß das Beste und Herrlichste, was man unter Menschenliebe versteht, mir in Klotildens Liebe zu Theil geworden ist; so daß, wenn ich überdenke, was für Zeiten das waren als ich sie hatte, ich noch immer nicht weiß, wie gerade mir solche Lieblichkeit, an der ich hoch hinaufsehe, die ich nicht verdient zu haben fühle, zu Theil werden mochte. Es wird ja in der heutigen Welt wenig mehr so geliebt, und ich gönn' es den Leuten hier, wenn sie mich in Amt und Leben thun und schaffen sehen wie immer und mich auch einmal heiter sehen, daß sie vielleicht denken, dem geht's auch nicht tiefer wie gewöhnlich; denn meine Heiligthümer sind mir viel zu herrlich, als daß ich viel davon reden könnte außer mit den Vertrautesten. „Herr, wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde." Dir aber darf ich's gestehen, daß während ich vor Anderen kühl und ruhig erscheine, sich mir inwendig zuweilen die Seele vor Noth umwendet."

War ihm die Berufsarbeit vorher schon eine Lust gewesen, so ward sie nun seine eigentliche Zuflucht. Er hatte dieselbe

reichlich genug; jeden Sonntag zweimal zu predigen, jede Woche zwei Andachten im Arresthaus und vier Katechumenenstunden; daneben Krankenbesuche im Hospital und in der Gemeinde, Missionsstunden, Grabreden, Armensachen, Vereinsgeschäfte; aber er begnügte sich nicht das Alles gewissenhaft zu thun, sondern er dehnte den Umfang jeder Pflicht möglichst aus und schuf sich immer weitere Arbeit, und an jede setzte er dann das volle angespannteste Vermögen Leibes und der Seele. „Auf der Kanzel," schrieb er, „habe ich jetzt meine liebsten, hellsten Stunden, ich predige aus der ganzen Kraft meines Wesens heraus und es ist mir bei jeder Predigt, als hätt' ich vielleicht keine Gelegenheit mehr, den Leuten das gerade an's Herz zu legen." „Es ist mir auch das Beste," meint er, „den ganzen Tag den Kopf voller Arbeit zu haben und am Abend vor Müdigkeit in einen festen Schlaf zu fallen, in den dann zuweilen meines seligen Engels süßes Bild hineinblickt." Blieb aber am späten Abend eine stille Stunde übrig, so war er am liebsten allein und schrieb an den Erinnerungen seines Brautstandes weiter, die er für Klotilde angefangen hatte; außer vereinzelten Aufzeichnungen über die späteren Zeiten ward so die Geschichte desselben von der Verlobung an bis zu Klotildens Erkrankung „in dunkler thränenvoller Einsamkeit" zusammenhangend beschrieben. Zugleich hat ein kleines Gedenkbüchlein aus dieser Zeit die einzigen frohen Augenblicke festgehalten, die wie Sterne in jene Nacht leuchteten, die Traumerscheinungen der seligen Braut. Bald sieht er sie gesund und blühend, wie in den ersten Tagen ihres Brautstandes, bald schwach und bleich auf dem Krankenbette; — sie legt ihr Haupt an seine Brust und sagt ihm, wie unaussprechlich lieb sie ihn habe. Einmal überrascht sie ihn auf hohem Berge, wo er vor einer herrlichen Landschaft sitzt und zeichnet; sie betrachtet seine Arbeit und lohnt sie mit innigen Küssen. Wiederum sitzen sie zusammen in traulichem Geplauder; da sieht sie ihn auf einmal ernsthaft an und

sagt ihm die bedeutungsvollen Worte: „man kann auch früh sterben;“ er weiß nicht, gilt es ihr oder ihm? Ein andermal hat er die Bibel in der Hand, die sie ihm geschenkt hat; man will sie ihm streitig machen, da tritt Klotilde herein, er fragte, hast du mir nicht diese Bibel geschenkt? ja, sagt sie ruhig, ich habe sie ihm gegeben. Aber in der wunderbarsten Vertauschung hat die Liebe das Fremde zum Eigenen und das Eigene zu dem des Andern gemacht in folgendem Traumbild: „ich hatte einen Blutsturz, ich fühlte, wie des Lebens Tiefen verletzt waren; das ging aus der Lunge, dacht' ich, davon komm' ich nicht wieder auf; ich fühlte mich matt wie niemals. Und mitten durch diese Zustände hindurch zog sich ihr Bild, so lieb, so innig, so freundlich und treu. Sie saß bei mir, sie umschlang mich, sie tröstete mich, sie trug meine Schwachheit mit...“

So zuckte und blutete das im innersten Leben verwundete Herz Wochen und Monate fort, ohne daß die umgebende Welt davon etwas gewahrte; aber der Tröster der Mühseligen und Beladenen wußte darum und er hielt sein Wort: „komm her zu mir, ich will dich erquicken.“ Aus dem tiefsten Weh sprudelte fühlbar und reichlich der Quell himmlischen Segens. Gerade an dem, was sie so ganz daniedergeschlagen hatte, durfte die trauernde Seele sich auch wieder hoch aufrichten, an dem Tod der Geliebten. Franz ward nicht müde, sich in die letzten Augenblicke der Seligen zu versenken, in denen der Tod so sichtbar verschlungen war in den Sieg, in denen die reichste heißeste irdische Liebe, bis zum letzten Athemzug lebendig und gegenwärtig, doch nicht vermocht hatte etwas abzuthun an der Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein. In einem rührenden Trostbrief, den der am schwersten Betroffene der Mutter und den Geschwistern seiner Braut schreibt, legt er die Herrlichkeit dieses Scheidens aus, um auch den Mittrauernden aus der zeitlichen Trübsal den Strahl himmlischer Freude hervorzulocken, der ihm aus derselben inmitten des tiefsten Wehs in das Herz

glänzt. „Beschämt und betrübt," schrieb er mir, „stehe ich solch' einer todüberwindenden Freudigkeit des Glaubens gegenüber, — und doch wie unaussprechlich froh, daß sie die Probe des Wortes bestanden hat: „wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht werth;" daß keine menschliche Liebe in ihr von der Gottesliebe so losgetrennt war, um in der Todesstunde die Freudigkeit ihres Aufschwungs zu hemmen. Gott, wie arm bin ich doch, und wie reich muß ich durch meine Armuth noch werden, bis ich so sterben kann. Noch immer ist mir am wohlsten, wenn ich weinen mag. Aber Gott hilft auch; Er helfe uns zu seinem himmlischen Reiche."

In dieser Weihe und Verklärung senkte sich denn dies schwerste Erlebniß seiner irdischen Wallfahrt allgemach in die Tiefe der Seele hinunter und fügte sich auf bleibende Weise ein in ihren innersten Grund. Als erst die lang nachblutende Wunde sich zu schließen und irdischer Lebensmuth, irdische Lebenshoffnung leise wieder zu keimen begann, trat auch der unvergängliche Segen der in Gott getragenen Trübsal an ihm deutlich hervor. In der tiefsten Seelennoth war er früh zum Manne gereift; fortan war ihm naturgemäß, was bei Anderen im besten Falle erst als Mitgift eines reiferen Alters erscheint, ein heiliger Ernst als bleibender Grundton seines Wesens, dem, weil er ächt war, auch der zuweilen über ihn hinspielende Scherz nicht widerstritt; eine Lebensbetrachtung, der die ewigen Güter so nahe vor Augen standen, daß sie das Sichtbare mühelos als das Eitle und Wesenlose, das Unsichtbare als das wahrhaft Wirkliche erkannte. Bald empfand er selbst in seinen besten Stunden, wie ihn die Liebe Gottes reicher gemacht im schmerzlichsten Nehmen und ihm im größten Wehethun noch größere Wohlthat erwiesen. „Klotilde ist mein Athemzug Tag und Nacht," schrieb er mir in den ersten Frühlingstagen des neuen Jahres, „wenn auch stiller und mit weniger Worten und Klagen als sonst. In den besten und höchsten Momenten war

unser Bund ein gemeinsam Gebet: so hoffe ich, werden wir dereinst auch mit einander den Herrn schauen. Wie mir zu Muthe sei, was ich vom Gewittersegen Gottes in diesen Stürmen erfahren habe, wie das hülfelose Händeausstrecken einer unsäglichen Armuth nicht ohne die Ahnung, ja die Gewißheit einer unsäglichen tiefen Befriedigung gewesen sei und beständig sei, das könnte ich — wenn irgendwem, nur ihr selbst, der Verklärten, verständlich machen, die in der Art wie Frauen verstehen — auf dem Wege sympathetischer Anschauung, bei der die Liebe der Conductor ist, — mein Leben nachzuleben verstand. Die Sonne funkelt so hell heute, und wenn ich auf den Ring an meinem Finger blicke und daran denke, daß nun bald die Blumen blühen auf ihrem Grab, da ist mir's wie einem Kinde, das, wenn es des Vaters Reden lange gelauscht hat und zuletzt nicht mehr fassen kann, was er in freundlichem Ernste zu ihm spricht, mit Weinen und Freuen zugleich in die Arme seiner Liebe sinkt. So viel Leben und Lust, so viel heißblutender Schmerz; so viel lautklopfendes Weh und doch der überquellenden Gottesliebe in dem Allen so viel: — mir ist, als flösse Alles zusammen in ein einziges weites Meer und darüber ständen zwei große, große Sterne, die zögen mich hinauf — so fest hingen meine Augen an ihnen, — den Augen des himmlischen Vaters."

Die ernste thränenvolle Schule, in welche der Herr ihn überhaupt genommen, wurde für ihn insonderheit auch die hohe Schule der Predigt. Er hatte etwa vier bis fünfmal die Kanzel betreten und nicht viel öfter Predigten ausgearbeitet, als er in die Lage kam, allsonntäglich zu predigen und außerdem von Advent bis Ostern eine wöchentliche Abendkirche mitzuversehen. Da erstaunt mich denn in der Erinnerung eigener mühseliger Anfänge zunächst die Leichtigkeit, mit der ihm das möglich wird, die Inhaltsfülle, die ihm jedesmal zu Gebote steht, die Durchsichtigkeit der Anlage und die Lebendigkeit der Ausführung, welche jedesmal in der —

in Einem Zuge sofort reingeschriebenen — Predigt hervortritt. Mit raschen Schritten geht der junge Prediger innerhalb weniger Wochen dem Höhepunkt der Vollendung entgegen, zu dem er überhaupt angelegt ist; trefflicher und gediegener als in jenen Zeiten des tiefsten Leides, vor und nach Weihnachten 1850, hätte er zeitlebens nicht predigen können. „Wenn das Herz blutet, so steht's ja offen," schrieb er mir treffend in schmerzlicher Freude an diesem Gelingen. Der hervortretendste Zug dieser so rasch entwickelten Eigenthümlichkeit ist die durch und durch ethische Haltung der Predigt, natürlich nicht im Sinne eines moralisirenden Christenthums, sondern eines praktisch-lebendigen; nirgend wird theoretisch gelehrt und erklärt, wie es zumal dem theologisch tüchtigen Anfänger so nahe liegt, sondern das Evangelium erscheint überall als Thatsache und Leben, als heilige Liebesfülle, deren Verkündigung mit jedem Wort einen Angelhaken hineinwerfen will in das von dieser Liebe ferne und in dieser Ferne unselige Herz. Die Herrlichkeit der in Christo erschienenen Gnade und Wahrheit und die Schmach einer nach ihr nicht fragenden Welt, die Seligkeit des Lebens in Gott durch Christum und die Armseligkeit des Lebens, das ihn nicht hat noch kennt, — das sind die Pole, zwischen denen sich seine Predigt bewegt. Einige Beispiele mögen die Wahl und Behandlung der Gegenstände veranschaulichen und zugleich eine Probe geben von der Form seiner Verkündigung.

Jene Todtenfestpredigt über Phil. 1, 21, gehalten an dem Tage, an welchem ihm die letzte Lebenshoffnung für Klotilde hinweggenommen ward, bahnt sich durch die Betrachtung, wie werthlos bloße Rührungen beim Gedanken an den Tod seien, den Weg zu dem Thema: „Wem gilt das kühne, angstfreie Wort, daß Sterben Gewinn sei?" Sie betrachtet dann 1) das Sterben des natürlichen Menschen, 2) das Leben des Christenmenschen, und 3) den Triumph dieses Lebens über das Sterben. So gewiß der Tod

ist, so gerne wird er vergessen, denn der Welt dünkt Sterben nicht Gewinn, sondern Verlust, weil sie ihr Leben im Vergänglichen hat. Oder auch der Tod ist ihr gleichgültig; etliche meinen ruhig sterben zu können auch ohne Christenthum: „freilich ja, das kann man; das liebe Vieh stirbt ja auch ruhig und weiß nichts vom Herrn, denn es hat keine Seele, welche der Erlösung werth oder fähig wäre. Die vollkommene Abstumpfung gegen das Gewicht des Augenblickes, welcher die Pforte ist entweder zum Paradiese oder zum Gericht, ist wahrlich keine höhere, viel eher eine tiefere Stufe als die Gemüthsverfassung, für welche Sterben ein Verlust ist.“ Ein Sterben aber, das Gewinn sei, ein seliges Sterben ist bedingt durch ein seliges Leben, ein Leben, das Christus heißt. Es ist ein Wahn, Sterben für Gewinn zu achten, ohne daß Christus dein Leben ist; wiederum ist es ein Wahn, Christum dein Leben zu nennen, wenn Sterben dir noch nicht Gewinn dünkt. Christus ist mein Leben, das heißt aber: Er ist an die Stelle getreten des Eiteln und Vergänglichen, darin die Welt ihr Leben sucht, in Wahrheit aber den Tod, den geistlichen Tod hat. Und nun wird das Letzte, die todüberwindende Kraft des Lebens in Christo in die lebendige Schilderung eines christlichen Sterbebettes gefaßt. „Da liegt er, der Christ und soll sterben; er der den Tod nicht sehen soll ewiglich nach des Herrn untrüglichem Worte. Aber wo ist denn auch hier Angst und Schrecken des Todes, wo ist denn hier das wildverzerrte Angesicht eines Menschen, welcher sich widerwillig bäumt unter der gewaltigen Hand Gottes, die ihn gefaßt hat? Da ist Frieden bei allem Schauer des geängstet sich krümmenden leiblichen Lebens, da ist Stille und Freudigkeit bei aller Pein. Das Angesicht ist verklärt, — ja, das haben schon die Engel gegrüßt, das hat schon ein Wehen angehaucht von der zukünftigen Welt her. Woher der Friede im Sturm, woher die Seligkeit in der Pein? Christus ist mein Leben, flüstert eine matte Stimme, aber ein starkes Herz“ u. s. w.

Am folgenden ersten Advent predigt er über Jesaias 57, 15 bis 21. „Advent, du Friedensgruß, Advent, du Himmelsleuchten," heißt es im Eingang, „in wie vielen Herzen findest du denn ein Echo, wie viele Herzen thun sich denn deinem süßen Scheine auf? Unbeachtet, unverstanden, m. Fr., rollt ja diese Zeit an Unzähligen vorüber wie jeder andere Tag: ihr Herz schlägt nicht höher, ihr Geist ist nicht mehr bereitet, als zu jeder anderen Zeit, d. h. er ist gar nicht bereitet. Lasset uns von den Kindern die rechte Adventsstimmung lernen. Sehet einmal ein Kind an in dieser Zeit des herannahenden Weihnachtsfestes: seine ganze Seele lebt in der Erwartung der Dinge die da kommen sollen; es zählt die Tage, die Stunden in unverwandter Sehnsucht; ja dies Kind kann sich noch herzlich freuen auf's Christkind! Ihr lächelt und sprecht: „es freut sich ja nur auf irdische Dinge, auf die Geschenke und kleinen Genüsse, die seiner warten;" — ja, aber das gerade dient ja zu unserer Beschämung; wenn diese Kinder sich also mit ganzer Seele freuen auf irdische und geringfügige Dinge, wie viel mehr Sehnsucht müßten wir an den Tag legen, die wir ja wissen, daß durch Christi Geburt uns eine Gabe zu Theil geworden ist und immer wieder von Neuem zu Theil werden soll, welche köstlicher ist als alles Glück und Gut der Erde, nämlich Gottes lieber Sohn, der Welt aus Liebe zum Heil dahingegeben." — Und nun wird 1) gehandelt von der S ü n d e, oder von der Heiligkeit Gottes und der Nothwendigkeit der Erlösung, 2) von der G n a d e, oder von der Liebe Gottes und dem Rathschluß der Erlösung und 3) vom F r i e d e n, oder von der Kraft Gottes und dem Ziel der Erlösung. Besonders trefflich ist im ersten Theile die Behandlung des Wortes: „die Gottlosen sind wie ein ungestüm Meer, das nicht stille sein kann und dessen Wellen Koth und Unflath auswerfen." „Es giebt," heißt es da unter anderm, „zwei Hauptproben für ein Herz, ob es stille sein könne; sie heißen Freude und Leid. Bei dem Christen muß immer

stille Freude und stilles Leid sein; der Gottlose vermag Solches nicht. Seine Freude ist laut und lärmend, seine Feste sind rauschend, seine Lustigkeit ras't, sein Jubel ist ein Getümmel; und das kommt nur daher, daß er einer tieferen und darum auch friedlicheren Freude unfähig sein Herz gewaltsam aufstacheln und mit den heftigsten Mitteln erregen muß, daß es springe und fröhlich sei.... Und nun gar im Leid, da wird's am klarsten, daß „die Gottlosen nicht Frieden haben," wie der Herr sagt. O wie da geschrieen und gejammert, wie da gezürnt und gemurrt wird, wie da der Mund überströmt von Selbstverwünschungen und Verwünschungen Anderer, von Anklagen gegen die Menschen und Anklagen gegen Gott...."

Am Neujahrstage wählt er zum Text das Gleichniß vom Feigenbaum Luc. 13, 6—9. Nachdem er die Ungewißheit des Ausgangs hervorgehoben, der dem heutigen Eingang entspreche, fährt er fort: „und es ist uns gut, daß uns die Pforte der Zukunft also verschlossen ist. Wir sollen nichts wissen, als: „wirket so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da Niemand fürder wirken kann." Der Mensch aber, das unruhige, begierige, gestachelte Herz, faßt dennoch mit seinen Wünschen, Hoffnungen, Plänen wie mit sicheren Händen in die Zukunft hinein, als wäre das ein Boden, der nicht wanken und weichen könnte. Und so hat's sicherlich Mancher auch diesmal wieder gemacht, der Warnung des Jacobus uneingedenk: „wohlan, die ihr nun saget: heute oder morgen wollen wir gehen in die oder die Stadt, und ein Jahr daliegen und handthieren und gewinnen; — die ihr nicht wisset, was morgen sein wird. Denn was ist euer Leben? ein Dampf ist es, der eine kleine Zeit währet, danach aber verschwindet er." Denn so stolz ist der Mensch, und er läßt sich schwer davon heilen. Er vermag ja so viel, wie sollt' er nicht stolz sein? Was widerstände seinem Geist; was bliebe seiner Klugheit auf die Dauer verborgen? Die Natur überlistet er und macht sie sich dienstbar, und so überlistet er ja auch seinen

Bruder. Ja, er ist so klug geworden, daß er sich für Gott und den Heiland viel zu klug hält. Fürwahr, man muß dich bewundern, o Mensch! Schade nur, daß du zwei Dinge nicht vermagst, dann wäre dein Ruhm vollkommen. Du kannst dich nicht selbst schaffen und du kannst dich nicht selbst erhalten; das müßtest du noch lernen. Dünkt euch das wahnsinnig? Wohlan, ich sage euch, es hat sich schon manches frevelmüthige Herz im Zorne dagegen empört, daß es so ohne seinen Willen sei auf die Welt gekommen, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei schon im Mutterleibe zu sagen: Ich mag das Licht nicht sehen, und so aller der Peinigung, welche der allsehende Gott mit seinen Geboten und Strafen, mit Gewissen und Gesetz ihm anthut, von vornherein zu entgehen durch Versenkung in das ewige Nichts. Das ist der Haß der empörten Creatur, weil sie mit aller Gottlosigkeit nicht loskommen kann von Gott... Und dich selber erhalten! Das wäre dir eine Lust. Denn das ist ein Grimm, wenn von Oben ein gewaltiger Odem dein Lebenslicht zittern und flackern macht und du kannst es nicht wehren, wie ängstlich du die Hände darum legen und Oel zugießen und in deiner Pein schreien magst: „es ist das Licht süß und den Augen lieblich die Sonne zu schauen." Das Licht erlischt doch einmal und deine Augen fallen dennoch zu." — Und nun wird dem Menschen vorgehalten, daß er nicht wild gewachsen, sondern gepflanzt ist, damit er Frucht bringe, und nicht in's wüste Erdreich, sondern in den Weinberg der Christenheit. Dann wird Rechenschaft mit ihm gehalten über die erforderlichen Früchte und einmal das sittliche Gesammtbild der christlichen Welt durchgenommen, dann den Hörern persönlich zu Leibe gegangen und ihre angeblichen Früchte geprüft, als Frucht aller Früchte aber vorgehalten, daß man zum Herrn sagen könne: „Du bist mein und ich bin Dein." Endlich wird die auf unser Fruchtbringen hinzielende Arbeit des himmlischen Gärtners dargestellt, mit der es möglicherweise in diesem Jahr zu Ende gehen solle. „Weißt du denn, ob

du dies Jahr ausleben wirst? Und wenn du's auslebst — das sind dreihundert und etliche Tage und Nächte, — und dann? Jede Stunde, jede Minute ein Schritt näher zum letzten Tage — und dann? Und am letzten Tage — wie werden da die Secunden hastig rollen — und dann? — Und was uns nun begegnen mag in diesem Jahre, es ist ein um uns Graben und Bedüngen, ob wir wollten Frucht bringen, rechte Frucht des Glaubens an den Herrn Jesum. Der winkt und ruft uns zu sich hin durch Alles, was uns geschickt wird und schon durch die Gnadenfrist selber. Darum soll ich jeden Morgen denken: Siehe, der Herr schenkt dir wieder einen Tag, er gräbt um dich und bedüngt dich, o bringe Frucht. Und will mir's sonderlich gut gehen in diesem Jahre, so soll ich nicht denken: Wohlher und lasset uns wohlleben, sondern ich soll sprechen: Siehe doch, rings um mich her hat er nun Wasser gegossen mich zu nähren und zu erfrischen, denn es bedarf besonderer Freundlichkeit und Erquickung, daß ich gewonnen und fruchtbar gemacht werde, und das soll mich demüthig machen, daß ich Frucht bringe in Beschämung und Dank. Und will mir's sonderlich schwer gehen in diesem Jahre, dann soll ich denken, der Herr gräbt um mich, mich zu bedüngen, ob ich wollte Frucht bringen, und bei diesem Graben muß manche Wurzel meines Lebensbaumes, die sich recht fest und tief in diese Erde hineingeklammert hat, blosgelegt und verletzt werden; und das ist mir gut, damit ich Frucht bringe in Schmerzen. Besser doch, er versucht noch einmal das Aeußerste mit mir, als er hätte mich schon ganz abgehauen!" — „Ob er wollte Frucht bringen; wo nicht, so haue darnach ihn ab,"— damit schließt die Geschichte. Ihr sollt sie fertig machen. Ob der Baum nun Früchte getragen oder nicht in dem Jahre der Gnadenfrist — wer kann das sagen? wer kann es sagen von uns? Herr, laß uns noch dies Jahr; ob darnach das Graben und Düngen genützt hat, dies Ende unserer Geschichte wird einst aus dem großen Buche Gottes gelesen werden, da alle unsere Thaten verzeichnet sind.

— Was aber geschieht mit den Bäumen, welche ohne Früchte abgehauen werden? Ihr Alle kennt ja die Geschichte vom jüngsten Tage — und unser Gewissen spricht dazu Amen. Ja, es wird also geschehen! Amen."

Am folgenden Sonntag, dem ersten im neuen Jahr hält er nach Joh. 1, 11—13 dem Menschen das Ziel seines Ringens in der geschenkten Gnadenfrist vor, nämlich die Kindschaft Gottes. In eigenthümlichem Gange wird hier die Frage beantwortet, was ein Gotteskind sei. „Wir wollen einmal dem Leben eines einzelnen Menschen nachgehn. Und zwar einen solchen wollen wir nehmen, der in äußerlicher Gerechtigkeit und Ehrbarkeit dahinlebt. Er arbeitet wie er soll, er betrügt Niemanden, still geht er des Morgens an sein Geschäft, still legt er des Abends sich schlafen, kurz er thut wie man so zu sagen pflegt seine Schuldigkeit. Und wenn er einmal in einer ruhigen Stunde sein Leben überdenkt, dann spricht er: was fehlt mir noch? ich bin ein ganzer Mensch. In Wahrheit aber spricht Keiner: Was fehlt mir noch? dem nicht wirklich etwas fehlte; sonst käme er auf die Frage gar nicht. Und wie fleißig er nun sein Tagewerk vollbringen, wie schlicht er leben mag — das thut's nicht allein; er fühlt dennoch eine Leere in seinem Leben, die davon nicht ausgefüllt wird, eine Oede, die sich nicht will beleben lassen mit dem Wechsel von Arbeit und Ausruhn, Ausruhn und Arbeit. Wenn er so dasitzt — es ist immer, als sagte ihm Jemand: Was bist du doch so arm! Nein, sagte er, mir ist ganz wohl zu Muthe, ich bin zufrieden; aber es antwortet ihm: Und du bist dennoch arm! Und nun sieht er einmal Sonntags die Leute in die Kirche gehn oder er hört läuten zum Gottesdienst, oder es begegnet ihm ein Leichenzug auf der Straße. Halt, denkt er, als du ein Kind warst, da ward dir vom lieben Gott und vom lieben Heiland gesprochen: wenn du die hättest, wär' dir vielleicht besser. Aber dieser Gedanke geht nur einmal so durch seinen Kopf, wie ein Lampenschein von der

Straße herein durch eine dunkle Stube zieht, — danach wird's wieder finster. Ein Gotteskind soll ich werden? sagt er, das versteh' ich nicht; bin ja längst kein Kind mehr." Und nun wird geschildert, wie dieser Mensch, um jene Leere auszufüllen, es mit dem Genuß versucht; zuerst mit dem erlaubten. „Es ist nicht gut, spricht sein guter Engel zu ihm; er aber sagt, es fehlt mir noch an der rechten Gewohnheit, ich bin noch zu zaghaft." Dann kommt er zum unerlaubten. „Gottes Gebot tritt ihm wieder einmal vor die Seele, — „wärst du ein Gotteskind," — aber er läßt es nicht zu Worte kommen; seine Augen sind auf den Genuß gerichtet. Nun wirst du ein Weltkind, redet ihm sein Gewissen wieder zu, und hast keinen Frieden; wärst du ein Gotteskind! Er schwankt, er besinnt sich, da fallen seine Augen wieder auf den Genuß; der Baum ist so lustig anzusehen und die Aepfel müssen so lieblich schmecken; — sollte Gott wohl gesagt haben: Ihr sollt nicht von ihm essen? So verwirrt er die Gottesstimme in sich und übertäubt sie mit vielen Gründen — und noch ein Schritt, da ist es geschehen." Nun aber ist er desto ärmer und elender geworden; er hat keine Ruhe vor der Stimme die ihm vorwirft, ein Weltkind geworden zu sein, da er doch ein Gotteskind sein sollte; er geht zu einem Kameraden und sagt: Ich habe keine Ruhe bei meinem Leben; ich will ein Gotteskind werden. Der lacht ihn aus: Werden willst du das? als ob wir's nicht Alle wären von vornherein! Und diese leichte Gotteskindschaft gefällt ihm, er sinkt noch tiefer; aber Gottes Hand läßt ihn nicht; er merkt, daß ihn andere und fromme Leute doch für kein Gotteskind halten. „Wer hat nun Recht? Geschaffen bin ich von ihm, aber das ist der Teufel auch: ist der auch ein Kind Gottes?" Und ein anderer Rathgeber sagt ihm: wohl müsse er ein Kind Gottes werden und sei es auch schon; er sei es der Anlage nach, das Gute stecke in ihm, er müsse es nur entfalten, nur üben. Das versucht er, rühmt sich auch seiner Erfolge, und kann sich doch die Wurmstichigkeit seiner Tugend nicht verbergen,

doch das Gesetz der Sünde nicht leugnen, das ihn gefangen hält ... Und so führt die Predigt ihre Hörer an einer Lebensgeschichte, ihrer eigenen Lebensgeschichte zu der Erkenntniß, daß aller Anspruch angeborner Gotteskindschaft sich in Wirklichkeit auf die Thatsache reducire: „er kam in sein Eigenthum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf." „Wir sind die Seinen. Aber darum noch lange keine Kinder Gottes. Denn das ist ja das Furchtbare: Gott kann Alles für einen Menschen gethan haben, ihn so geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn für ihn dahingab ... und der Mensch kann dennoch sagen Ich mag nicht. Er kann das Alles wissen und kann das Alles für wahr halten und kann dennoch sagen Ich mag nicht." Und nun, nachdem die Größe eines solchen Frevels hervorgehoben worden, wird das Werden der Gotteskindschaft durch das Aufnehmen des Herrn, das Aufnehmen durch das Glauben an seinen Namen erläutert. „Und dann möchten wir gerne sogleich weiterschließen, dann bin ich ein Kind Gottes;" aber das geht so schnell nicht, dann hast du erst Macht empfangen, eines zu werden; denn „wir können niemals in dem Sinne sagen, wir seien es, daß wir aufgehört hätten es zu werden." — Zuletzt wird dann nach V. 13 die unterscheidende Art der Gotteskinder trefflich geschildert.

In dieser einfachen und mächtigen Weise geht der Prediger vor Allem darauf aus, das menschliche Herz zu fassen, daß es nicht rechts noch links ausweichen könne, sondern dem Wort Stand halten müsse, das wie ein Schwert durch die Seele geht. Oft ist die ganze Predigt Eine große überraschende und beschämende Wendung. So beschreibt er im ersten Theil einer Predigt über den zwölfjährigen Jesus in lebendigster Weise nichts Anderes als den unwiderstehlichen Zug des Jesuskindes zu dem, „was seines Vaters ist," das heilige „Ich muß," das durch sein ganzes Verhalten hindurchgeht; um dann demselben im zweiten Theil das ganz andere

„Ich muß" des natürlichen Menschen, die unwiderstehliche Knechtschaft der Welt und Sünde Zug für Zug gegenüberzustellen und so die Nothwendigkeit des völligen Neuwerdens in Christo sich erweisen zu lassen. Auf ähnliche Weise stellt er dem Text: „Also hat Gott die Welt geliebt" das Wort: „Habt nicht lieb die Welt noch was in der Welt ist" gegenüber und läßt nun in großartigem Contrast unsere sündige Weltliebe und Gottes heilige Weltliebe sich gegenseitig beleuchten und aus diesem Gegensatz die Forderung und Schilderung einer geheiligten Weltliebe der Kinder Gottes hervorgehn. Aber um nichts minder kommt bei dieser freien und großen Behandlung die Schrift zu ihrem vollen Rechte; der Text wird in seinem Herzpunkt gefaßt und dann in seine feinsten Adern verfolgt; nur daß dieser Herzpunkt und dies Geäder dem Auslegenden fortwährend mit dem Herzpunkt und Geäder des menschlichen Lebens in eins fällt. Auch den schwersten Textabschnitten geht der junge Prediger nicht aus dem Wege, sondern bewältigt sie gerade durch diese seine praktische Behandlung. So betrachtet er das Evangelium von der Hochzeit zu Cana unter dem Gesichtspunkt, wie der Herr durch die Weihe des natürlichen Lebens und Lebensgenusses die menschliche Gemeinschaft verkläre und hinaufhebe zum Genusse seines eigenen heiligen Lebens. Es wird zuerst bei der Theilnahme des Herrn an dem Feste verweilt. „Nur eben angeführt" soll hier jene „erbärmliche Denkart" sein, welche um dieses Freudenfestes willen, das der Herr durch seine Theilnahme verklärte, sich meint jeden Genuß gestatten zu dürfen, zu welchem weder der Herr seine Gegenwart hergeben, noch der Genießende sie herbeiwünschen möchte. Im Gegentheil ist vielmehr das in diesem Zug der Geschichte das Vorbildliche, dem „Alles ist euer," immer das „Ihr aber seid Christi" zur Seite zu stellen und keine Freude feiern zu wollen, zu der wir den Heiland nicht bitten und laden könnten. Dem gegenüber ist es „ein Gedanke der tiefsten

Wehmuth voll," daß wir dem Herrn in guten und frohen Tagen zumeist nicht näher kommen. „So nimm ihn doch ja auf, o Mensch, wenn er zu dir kommt in den guten Tagen, denn du weißt nicht, wie lange deine Freude währen wird. Mir wenigstens wird es immer bange dabei, wenn ich einen Menschen in Freude und Wohlbehagen dahinleben sehe, ohne daß sein Herz mild und weich und dankbar gegen Gott wird und sich um so mehr hinaufrichtet gen Himmel, jemehr es gute Gabe von oben empfängt; denn ich fürchte — und wollte Gott, er selbst lernte so fürchten, — ich fürchte jeden Tag, das möchte nun der letzte sein, an dem Gott Geduld mit ihm hat, und nun möchte er's mit der Strenge versuchen." — Und nun kommt der weitere Gesichtspunkt, daß Christus nicht nur theilnimmt, sondern auch selber mittheilt. Die eigenen menschlichen Mittel zehren sich auf; Er giebt andere, edlere und deren Fülle jeden neuen Mangel ausschließt. Nicht als ob er etwas gänzlich Neues schüfe, sondern er giebt, indem er die natürlichen Güter weiht und veredelt. So in Cana und so immerfort in mancherlei Weise. „Z. B. es hat ein Mensch üppig und schwelgerisch gelebt. Und nun ist ihm dieses Lebens innere Armseligkeit auf die Seele gefallen. Er schaut bittend auf den Herrn. Nun kann aber ein Reicher schwerlich in's Himmelreich kommen. Warum? weil die Herzen zu leicht beschwert werden mit Fressen und Saufen und aller Lust und Ueppigkeit dieser Welt. Das also muß er fahren lassen. Der Herr führt das genußmüde Herz zurück in die größte Einfachheit des Lebens. Er lebt seine Tage in Stille, Nüchternheit, Keuschheit dahin. Das hat ihm früher, wenn er Andere so leben sah, ein gar fades, ich möchte sagen um an unsern Text zu erinnern, ein gar wässeriges Leben geschienen, ohne Würze und Geschmack. Nun aber ist der Herr mit seiner Kraft darinnen; der ist sein Tischgenoß und Busenfreund geworden; dessen Liebe ist seine Freude und Wonne. Nun sucht nicht mehr das unstät irrende

Auge vergängliche Lust, sondern in stillem Frieden ist es wandellos auf den Grund gerichtet, den es gefunden hat; nun pocht das Herz nicht mehr im Genuß nach Begierde, verschmachtet nicht mehr in der Begierde nach Genuß, sondern es schlägt still und fröhlich, erfüllt von Gottesliebe, welche überströmt auch auf den Nächsten; sein irdisch Gut dient nun nicht mehr nur ihm selbst, sondern es dient Gotte in Thaten der Menschenliebe. Was ist mit solch' einem Menschen geschehen? Der Herr ist gekommen und hat ihm ein unansehnliches Leben in ein herrliches geweihtes, hat ihm Wasser in Wein verwandelt." — Endlich wird aus dem Schlusse des Textes entwickelt, wie der Herr die Leute in Cana und alle Menschen „nicht glücklich, aber selig" machen wolle, wie das Ziel seines Wunders und aller seiner Wunder sei, seine Herrlichkeit zu offenbaren und durch den Glauben zu Ihm zu ziehen.

Ebenso hat er den Muth im Anfang der Fastenzeit die Versuchungsgeschichte zu behandeln, und zwar als Passionstext, als Zeugniß freiwilliger Leidensübernahme schon beim Beginne des Wirkens. Mit großer Kunst, d. h. mit großer Einfachheit wird die buchstäbliche Fassung der Erzählung in die symbolische übergeleitet, ohne daß der Gegensatz zwischen beiden irgendwie hervorträte. „Es hungerte Ihn, heißt es, — das ist also die ganz gewöhnliche menschliche Noth . . . Wozu aber, fragen wir, trägt Er solche Entbehrung? Der fünftausend Menschen speisen konnte mit fünf Broden und zwei Fischen, konnte der nicht —, nun ja, konnte der nicht aus Steinen Brod machen? O ja, mein Freund; das meint ja der Teufel auch: bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brod werden. Und sein Vorschlag geht noch weiter: er redet nicht allein davon, daß es ihm ein Leichtes sein müsse sich auf wunderbare Weise zu sättigen; er legt ihm in dem leise zweifelnden Wort: „bist du Gottes Sohn" auch vor Augen, daß er damit seine göttliche Abkunft deutlich erproben könne. Denn die hier dem Herrn in

die Seele tretende Frage, ob er hier die gemeine irdische Noth von sich abwenden solle durch seine Wundermacht, die schließt ja zugleich die ganze Frage in sich, ob er überhaupt auf seinem Messiaswege sich den Menschen darstellen solle als den, an welchen die gewöhnliche Erdennoth nicht heran darf. Diesen, der dann gleichsam leicht hingeschwebt wäre über die Dornen des Erdenpfades, mußten die Menschen doch als einen Göttlichen anerkennen, und wenn er, wie an sich, so an ihnen überall zuerst die äußere Noth weggethan hätte, es wäre dann ja wohl auch die Willigkeit gekommen, von der inwendigen Noth sich helfen zu lassen? Das wäre ein Weg des unmittelbaren, hemmungslosen Offenbarwerdens der Herrlichkeit des Herrn gewesen. Wenn er aber so schon, als er die Fünftausend gespeist hat, ihnen sagen muß, ihr suchet mich nicht darum, daß ihr Zeichen gesehen habt, sondern daß ihr von dem Brode gegessen habt und seid satt geworden: wieviel mehr würde das Suchen des Herrn aus bloßem sinnlichem Triebe überhand genommen haben, wenn er aufgetreten wäre als einer, für den selbst es kein Entbehren gab, vor dessen Blick und Wort auch jede Armuth und Noth in Luft zerrann? Dann aber ist es ja ein bekannt Ding, daß die Menschen an die rechte herzliche Liebe der Reichen nicht glauben, so lange diese nur vom Ueberfluß ihrer Güter geben: erst wenn dieselben etwas selber thun, etwas opfern, etwas tragen für die Armen, gleichsam selbst mit ihnen arm werden, dann glauben sie daran. Darum durfte auch der Sohn Gottes seine göttliche Macht und Pracht nur leise hindurchleuchten lassen durch seine Armuth. Darum sagt er: ich will's nicht besser haben für mich als alle Menschen es haben und will keine andere Hülfe haben wider Armuth und Noth als Alle haben, nämlich das Vertrauen auf den himmlischen Vater, der ja auch die Israeliten mit Manna speisen konnte durch das kräftige Gebot seines Wortes und der durch dasselbige Wort auch meinen Leib erhält. Denn

„der Mensch lebet nicht vom Brod allein, sondern von jeglichem Wort, das durch den Mund Gottes geht" u. s. w.

Ungern versage ich mir's, in diesen Auszügen noch weiter fortzufahren und namentlich aus den Passionsbetrachtungen des Frühlings 1851 einige Proben zu geben. Indeß auch schon das Mitgetheilte wird eine Anschauung davon gegeben haben, in welch' vollem Sinne diese Predigten in Franzens Lebensgeschichte gehören. In sie drängte sich in der schwersten Zeit die ganze Lebenskraft seiner Seele zusammen; und wenn er die Feder niederlegte und wohl einmal mit dem letzten Federzug unter eine besonders gelungene Predigt ein S. D. G. (Soli deo gloria, Gott allein die Ehre) setzte, oder wenn er von der Kanzel herunterkam und den Hörern den Eindruck des erschütternden Wortes abfühlte, so war er hoch hinausgehoben über alle persönliche Trübsal durch die Erquickung eines Berufes, zu dem der Herr sich also bekannte. Sein Vortrag entsprach schon damals vollständig dem Gehalt und Nachdruck der Predigt selbst; er war frisch, lebendig, von natürlichem Adel und ohne jede Manier und falsche Angewöhnung freilich auch von einer Energie, vor deren aufreibenden Wirkungen ich ihn glaubte warnen zu sollen.

Nächst der Kanzelthätigkeit war die Seelsorge, in und außer dem Arresthaus, im Hospital und bei Armen und Kranken überhaupt, seine vornehmste Arbeit; eine Arbeit, die bekanntlich für den jugendlichen und unerfahrenen Geistlichen noch ganz andere Schwierigkeiten bietet als die Predigt. Aber was ihn zu dem einen tüchtig gemacht, das half ihm auch bei dem andern, die eigene Trübsalsschule, die ihn erzogen hatte auch Anderen die Zucht der Trübsal auslegen und zumuthen zu können. Zunächst fiel ihm nicht ein, was hier gerade für den Anfänger so verführerisch ist, sich das Schwere leicht zu machen: kein Besuch, kein Gespräch währte ihm zu lang oder kam ihm zu oft, wenn nur wirkliche Seelsorge dabei

zu üben war. Und es dahin zu bringen, was bei dem Ausweichen der Leute oft so schwer ist, dazu half ihm seine entschiedene, unerbittliche Art, jener strenge heilige Ernst der Liebe, der durch seine persönlichen Erlebnisse entwickelt und gestählt worden war. Ein scharfer Blick Leibes und der Seele verrieth ihm leicht den faulen Fleck, der zu treffen war, und hatte er den, so that er der schwertesscharfen, zweischneidigen Natur des Wortes Gottes gewiß keinen Abbruch. Mancherlei Erfahrungen aus seinen wöchentlichen Besprechungen mit den Gefangenen, die er mir gelegentlich erzählte und die ich nun nicht mehr nachzuerzählen vermag, erwiesen seinen entschiedenen seelsorgerischen Beruf und Erfolg. Im Gedächtniß geblieben ist mir, wie er noch in den paar Tagen unseres Zusammenseins in Coblenz, also fast beim ersten Schritt in die Seelsorge, einen heuchlerischen alten Sünder, den ich nie zum Eingeständniß hatte bringen können, durch scharfen Angriff zum Bekenntniß seiner Schuld zwang. Natürlich galt seine Art und Weise, — außerhalb des Gefängnisses keine wesentlich andere als in demselben, — leicht für eine scharfe und herbe, und ein treuer Freund hatte Recht, ihn später am Ende seines Wirkens unter die „Donnerskinder" zu zählen (Marc. 3, 17); die gewöhnlichen Almosenempfänger hielt er in strenger Zucht und den Kranken scheute er sich nicht, vom nahen Tode zu reden: aber seiner Strenge und Schärfe fehlte die Liebe nicht, ja sie war wesentlich Eingebung der rechten, herzhaften, auf das wahre und ewige Beste der Menschen gerichteten Liebe. „Gott hat mich gelehrt," schrieb er mir darüber einmal, „daß das der schlechteste Trost sei, sich und Andere zu bedauern, der beste aber, statt dessen immer wieder hinzuweisen auf die züchtigende Liebe Gottes, die nur Gutes mit uns vorhat." Wo aber diese züchtigende Liebe Gottes erkannt war, da ließ er es auch an der Sanftmuth und Geduld des barmherzigen Hohenpriesters nicht fehlen; wahrhaft fromme Kranke hatten ein besonderes, großes Ver-

trauen zu ihm. „Ich habe in diesen Tagen," schrieb er mir vor seiner Frühjahrsreise, „von Frau U. Abschied genommen, — auf Wiedersehen in der Ewigkeit; es ist mir öfters zu einem Trost über mein eigenes Heil geworden, daß mich Gott hat gebrauchen wollen, dieser frommen Seele Trost zu spenden." Als ein Jahr nach Klotildens Tod ein Bruder derselben nach eben vollendeten Studien an der gleichen Krankheit dem Tod entgegen ging, schrieb Franz an diesen, der ihm nie sonderlich nahe gestanden, den folgenden Brief, der in Ermangelung anderer mittheilbarer Beispiele seine seelsorgerische Art von dieser ihrer milden Seite veranschaulichen mag.

„Gott zum Gruß, lieber Theo, den Gott, der die Schwachen stark macht und der Müden Kniee aufrichtet! Es hat mich herzlich gefreut, daß du so freundlich meiner gedenkst und mich eben so gern zu dir wünschst, als ich, wenn es möglich wäre, bei dir sein möchte. Ich tröste mich aber meinerseits mit dem Gefühl der Geister- und Herzensgemeinschaft, welche auch die Getrennten in einem Sinne fröhlich zu verbinden vermag, und habe nur danach ein herzlich Verlangen, daß wir auch, wie wir Eines Gottes Geschöpfe sind, Eines Heilandes Jünger sein möchten, seine Erlösten und seine Vertrauten. Du weißt ja, lieber Theo, welch' ein gut und selig Gefühl es ist, auszuruhen in der Liebe eines geliebten Herzens sich mit der Seele hineinzuathmen in einer anderen Seele innerste, heiligste, beste Gedanken, sich an ihr mit seinem besseren Theil emporzuranken und emporzurichten. Wenn schon in irdischer Liebe bei solcher Hingabe unser eigen Herz sich selbst am meisten und im schönsten Sinne wiedergewinnt und hoch emporgehoben wird, — welch' ein selig Ausruhn, welch' ein Friede sei in der Versenkung in das heilig vollendete, liebestrahlende Bild dessen, der vom Heilen Heiland heißt, und Arzt, weil Er kranke Herzen gesund macht, o daß ich dir das genugsam erzählen, daß ich dir's deutlich in's Herz hineinbeschreiben könnte! So aber Ihn sehnsuchtskräftig und

erfüllungsgewiß anschauen, das heißt an Ihn glauben. Und nun hat Er ein köstlich Wort gesprochen: wer an mich glaubt, der wird den Tod nicht sehen ewiglich. Ich weiß es ja, und du weißt es auch, wie deine Krankheit mich veranlaßt, gerade auf dieses Wort dich, mein lieber Theo, hinzuweisen. Laß mich dir das Wort nicht erklären, nicht auseinanderziehen und begreiflich machen; das innere Erleben begreift's doch am Ende allein; laß mich, als auf die beste Erklärung, dich hinweisen auf die Leidenstage unsrer verklärten Klotilde, der gerade im Feuer der Schmerzen das Herz fest geworden ist in der Hingabe an den freundlichen Gottessohn, die jenes sein Wort in dem fröhlichen Händeklatschen und Händefalten, mit dem sie aus dieser armen Welt hinausging, besiegelt hat. Dies Ende war ja kein Ende, sondern ein fröhlicher Anfang; dieser Tod kein Tod, sondern ein Triumph über den Tod.

„Es ist jetzt eben die Passionszeit, die Zeit, da Jesu irdisch Leben auf seiner Höhe steht, da seine Gotteskraft in der Leidenstapferkeit, im Heldenthum der Geduld sich am mächtigsten kund thut. Wie er aber göttlich majestätisch erscheint, so doch zugleich so menschlich nah und menschlich verständlich; göttliche Liebe ist es in menschlicher Form, in menschlicher That, in menschlichem Verhältniß, und so verstehen wir da am Besten die Tiefe der Gottesliebe, da sie gleichsam unsere Sprache redet, da sie unser Leiden leidet, unsere menschliche Schmerzen trägt. Er hat sie aus Liebe getragen, mein lieber Theo, aus Liebe zu Allen, auch zu mir und dir. Und von dieser Leidens- und Liebesgestalt des himmlischen Erlösers fließt auf die Herzen eine kräftige Lust über an einem neuen, heiligen, seligen Leben, und eine kräftige Unlust an Allem, was diesem Bilde in uns nicht gemäß ist. Im hellen Lichte dieser Liebe sehen wir um so schwärzere Nacht in uns, die Nacht alles dessen, was wir, weil es Gott mißfällig ist, mit dem Namen Sünde bezeichnen. Die wollen wir los sein. O, wer sie los wäre! Weil wir sie

aber anschauen in Seinem Lichte, weil Er es ja ist, der in uns mit dem Trost seiner Liebe zugleich den Ernst erweckt, welcher die Sünde erkennt als das Häßliche, das sie ist, so haben wir zugleich in der Hingabe an Ihn, in Seiner Gemeinschaft die Bürgschaft ihrer Vergebung und den Beginn ihrer Ueberwindung.

„Lieber, lieber Theo! Was red' ich dir die Gedanken der Erlösung vor? Sie sind unaussagbar; aber einem einfältigen, demüthigen Herzen, das Frieden sucht und den Ernst seiner schweren Tage erkennt, sind sie durch und durch verständlich. Laß alle alten Erinnerungen, alle friedlichen Eindrücke der Kindheit, welche an den Namen des Heilandes sich anschließen, in dir wach werden, gieb den unter den Leidensstürmen hervorstrebenden Keimen Raum, daß sie sich zum Lichte entfalten. Wir fühlen's in solchen Tagen lebendig, welch' ein unendlich ernstes Ding es sei für ein Menschenherz mit der rasch sich abspinnenden Zeit des irdischen Daseins; dies zeitliche Dasein soll ausgefüllt sein mit ewigem Inhalt. Ich bitte dich, aus Grund meiner Seele bitte ich dich, bete und lerne beten; ich fasse dich hinein mit aller Wärme, deren ich armes schwaches Menschenkind fähig bin, in mein Gebet, in das Gebet, daß die Erkenntniß der gnädigen Liebe Gottes, die uns den Heiland geschenkt hat, als ein Licht des Trostes und Friedens dein krankes, mir theures und deinem Herrn noch unendlich viel theureres Herz erleuchten und erwärmen möge. Ich umarme dich im Geiste mit aller herzlichen Liebe, aber ein Größerer denn ich breitet freundlich seine Arme nach dir aus; die Liebe, die ich dir aussprechen kann, siehe an als ein klein Bächlein von der Liebe, die Jesus Christus den Menschen erzeigt und schenkt: möchte die Sehnsucht in dir stark werden, diese Liebe selbst zu erfahren.

„Ich höre auf zu schreiben, lieber kranker Theo; aber mein Herz redet weiter mit dir; der Friede Gottes, welcher alle Vernunft übersteigt, bewahre dir Herz und Sinn in Christo Jesu. Amen."

Neben der eigentlichen Amtsarbeit sollte auch der nach Coblenz mitgebrachte Drang nach Thätigkeit im Werke der inneren Mission reichliche Befriedigung finden. Fast allzureichliche, denn die freiwillige Arbeitslast ward neben der amtlichen bald so groß, daß für leibliche und geistige Erholung kein Raum bleiben wollte. Zunächst wandte sich Franz mit voller Liebe dem evangelischen Waisenhaus zu. Der Stifter desselben hatte, trotz der größten persönlichen Opfer für diese Unternehmung, von Seiten Solcher, welche die eigene Engherzigkeit und Selbstsucht unfähig machte einen selbstverleugnenden Sinn zu verstehen, mancherlei Verdächtigung zu erleiden und nahm sich im Stolz eines guten Gewissens zuweilen wohl zu wenig Mühe, um dieser Verdächtigung jeden Schein zu benehmen. Franz gewann das Vertrauen des trefflichen Mannes schnell, ging ihm wo er konnte zur Hand, vertrat ihn kräftig vor den Leuten und vermochte dafür auch Manches an dessen Verhalten vorsichtiger und milder zu machen. Der im Frühling 1851 veröffentlichte erste Bericht der „evangelischen Stiftung zu Coblenz" wurde von ihm verfaßt; er enthält die Entstehungsgeschichte sowie die Beschreibung der Einrichtungen und Ordnungen der Anstalt und legt neben der großen Liebe zur Sache überall zugleich jenen praktischen Blick auch für das Kleinste und Aeußerlichste an den Tag, ohne welchen auch der beste Wille auf diesem Gebiete nichts zu leisten im Stande ist.

Zu einem weiteren und selbständigen Handanlegen gab ihm die kleine evangelische Gemeinde in Vallendar Anlaß, deren Besorgung mit seinem Vicariat in Verbindung gesetzt war. Hier, eine Stunde von Coblenz auf dem rechten Rheinufer abwärts, fanden sich in einem katholischen Fabrikstädtchen etwa 100 bis 150 Evangelische, welche mit Hülfe der Gustav=Adolfs=Vereine ein Bet= und Schulhaus erworben, einen Gottesdienst eingerichtet und einen Schullehrer angestellt hatten. Den immer von Coblenz aus

versehenen Gottesdienst hatte Franz neben seiner Gefängnißpredigt als regelmäßige Sonntagsarbeit übernommen und hielt sich dadurch überhaupt zu jeder kirchlichen Pflege der kleinen Gemeinde verpflichtet. Um das schwache Häuflein zum Theil nicht einmal ansässiger Protestanten kräftiger zusammenzuhalten und auch außer dem Gottesdienste christlich anzuregen, errichtete er für die Sonntagsnachmittage einen Leseverein. Nachdem er eine Anzahl guter, christlicher Volksschriften zusammengebracht, lud er die Gemeindeglieder auf den Nachmittag ein; man sang einen Liedervers, dann erzählte er zuerst etwas oder las aus einem guten Buche vor, danach las jeder für sich, während der Prediger mit einem oder dem Andern ein stilles Gespräch weiter führte; mit einem „Unsern Ausgang segne Gott!" ging man zuletzt auseinander. Allerdings waren die Sonntagsnachmittage für Franz nicht nur kostspielig, indem er in Vallendar seinen Mittagstisch aus seiner eigenen schmalen Kasse bestreiten mußte, sondern auch nach doppelter Predigt sehr ermüdend und mit der Aufopferung jeder Sonntagserholung verbunden. Aber ihm that es wohl, so viel zu arbeiten als er irgend vermochte; „ich muß wirken so lange es Tag ist," schrieb er mir, als ich ihn warnte sich nicht zu überlasten.

Ein ähnliches aber viel umfassenderes Unternehmen wurde im nämlichen Winter in Coblenz selbst aus schwachen Anfängen zu vollem Dasein gebracht, und zwar wesentlich mit durch Franzens umsichtige und thatkräftige Betheiligung. Die treffliche Idee der inneren Mission, den demokratisch-atheistischen Gesellen- und Arbeitervereinen gegenüber einen christlich-volksthümlichen Jünglingsbund zu schaffen und so zu einer sittlichen Wiedergeburt des Handwerkerstandes den Grund zu legen, begann ebendamals sich über die größeren Stadtgemeinden Rheinlands und Westphalens auszubreiten. Es entwickelte sich der „Rheinisch-westphälische Jünglingsbund," der sogar die Nacheiferung der katholischen Kirche erregt

hat; und nun sollte auch Coblenz in dem lieblichen Kranze nicht fehlen. Ein vorhandener Leseverein wurde zum förmlichen Jünglingsverein ausgebildet; ein zwiefacher Vorstand trat in's Leben, der eine aus Geistlichen, Lehrern und älteren Bürgern bestehend führte das Patronat der Sache, der andere aus den jungen Leuten selbst bildete die unmittelbare Aufsichtsbehörde und das Ehrengericht. Das Vereinslocal war jeden Abend geöffnet; Unterricht, Vorträge, Gesang, Lesen, Briefschreiben, Zeichnen füllten die Stunden aus; daneben ward auch dem geselligen Austausch sein Recht gegönnt. Die Mitglieder verpflichteten sich zu einem sittlichen und kirchlichen Wandel und wurden, wenn sie die Stadt in Ehren verließen, an alle gleichgesinnten Vereine empfohlen. Franz nahm sich dieses Vereins mit großem Eifer an und zwar im Sinne nicht eines einseitig erbaulichen, sondern eines christlich-volksthümlichen Wesens; während er selbst an einem Wochenabend den jungen Leuten die Schrift auslegte, nahm er neben dem Kirchenlied das weltliche Volkslied für die Gesangübungen entschieden in Schutz und wählte für die Vorträge, die er abwechselnd mit anderen Freunden an den Sonntagsabenden hielt, durchweg allgemeinere und nicht eigentlich religiöse Gegenstände. So sprach er in diesem und dem folgenden Winter über einzelne Parthieen der deutschen Geschichte, wie über die Völkerwanderung oder Karl den Großen; am 10. November über Luthers Leben; ferner über Gesellenvereine, über die revolutionären und atheistischen Handwerkerbünde, über Communismus, über Hans Sachs und die Meistersänger, über das Innungswesen des Mittelalters, endlich über das rechte Verhältniß zwischen Meister, Geselle und Lehrling. War er einst als Knabe in einer Werkstätte wie zu Hause gewesen und hatte vom Leben und Arbeiten der Handwerker allerlei gesehn und gehört, so kam ihm das jetzt vortrefflich zu statten. Um den geselligen Charakter der Gemeinschaft weiter auszubilden, wurden im folgenden Winter

der Weihnachts= und Sylvesterabend festlich ausgezeichnet, am ersteren eine Bescheerung veranstaltet und beide mit einem kleinen Festmahl und mit passenden Liedern und Ansprachen verherrlicht; frohe, schöne Abende, von denen Franzens Briefe mit Wärme erzählten. Er selbst hatte die Bundeslieder gedichtet, die bei solchen Gelegenheiten nach bekannten Volksmelodieen gesungen wurden und war durch seine herzliche Theilnahme und sein praktisches Geschick fortwährend die Seele des segensreich blühenden Vereins.

Neben den Werken der inneren Mission wurde auch die Sache der äußeren in der Gemeinde gepflegt. Es bestand ein Hülfsverein der Rheinischen Missionsgesellschaft, der sich zugleich der Bibelverbreitung annahm; monatliche Missionsstunden wurden in der Kirche gehalten, auch arbeitete ein Frauenverein für die Rheinische Mission. Am Epiphanientag 1851 ward zum erstenmal versucht, ein Jahresfest in der Gemeinde zu feiern; Franz bekam die Predigt und hielt sie über Matth. 9, 36—38, dann wurden im Schulsaal von Mehreren, auch von Laien, Ansprachen gehalten. Es entstand eine große Anregung. Ein funfzehnjähriges Mädchen verkaufte den einzigen Goldschmuck, den es hatte, zum Opfer für die Mission. Neben dem bestehenden Frauenverein, der sich nicht nach Wunsch und Bedürfniß erweitern ließ, bildete sich mit Franzens Hülfe ein zweiter, umfassenderer, und in diesem trug er von nun an die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums in freier Erzählung vor, indem er zugleich das Anziehendste aus der Kirchengeschichte herbeizog. — Die öffentlichen Missionsstunden hatte er schon von Anfang aus meinen Händen übernommen; auch in ihnen folgte er nicht der verbreiteten Unsitte des Vorlesens, das die oft ermüdenden Detailberichte nur noch langweiliger macht, sondern führte in freier anziehender Darstellung lebendige Bilder aus der evangelischen Missionsgeschichte vor Augen, indem er bald einzelne Missionsgebiete, bald die Lebensläufe großer Missionäre beschrieb.

Solche Vorträge erforderten freilich eine gründliche Vorbereitung, wenn auch gerade keine buchstäbliche Aufzeichnung; denn nach einem wohldurchdachten Entwurf frei zu sprechen und nöthigenfalls zu predigen vermochte er schon nach wenigen Wochen.

Eine so mannigfaltige und auf jedem Punkt mit höchster Anspannung aller Kräfte betriebene Arbeit überstieg indeß auf die Dauer das Vermögen nicht nur des Leibes sondern auch der Seele, wenn ihr nicht irgend ein Gegengewicht von Lebensfreude und gemüthlicher Erquickung zu Theil ward. Es fehlte in dem näher an's Pfarrhaus angeschlossenen Kreise nicht an freundlicher und geistig belebter Geselligkeit, in die man Franz auch gerne hineinzog; aber das konnte ihm für jetzt nichts helfen und bieten. „Ich bin zu arm," schrieb er mir wohl, „um Anderen etwas sein zu können; alle Kraft geht mir in meinen Beruf auf. Was soll ich mittheilen als die Monotonie meiner Traurigkeit, die nur der ertragen kann, dem sie sich gründet auf die Mannigfaltigkeit eines selbsterlebten Reichthums?" Er konnte theilnehmen, aufmerken, auch wohl plaudern und scherzen, aber er konnte es am besten, wo sein Herz am fernsten davon war, wo ihm der gesellige Verkehr ein bloßes Spiel blieb, das gar keinen Anspruch auf seine innere Betheiligung machte. Unbemerkt von Anderen und nur mir, dem Vertrautesten, eingestanden, durchzog eine tiefe Schwermuth jeden nicht durch besondere Anstrengung und Zusammenfassung gehobenen Augenblick. „Es ist mir manchmal, als müsse ich eilen, um in meinem Leben etwas Gutes zu schaffen," schrieb er mir wohl; und als ich ihm solche Stimmungen freundlich verweisen wollte, antwortete er: „an meiner Willigkeit zu leben und freudig zu arbeiten sei außer Zweifel; daß ich mit aller Kraft arbeite und seit Klotilde heimgegangen ist mit doppelter Kraft, das weißt du ja. Hat sie, die mich unaussprechlich liebte, meinethalb ruhig sterben können, so muß ich ihrethalb ruhig leben können

und das thue ich auch; aber mehr verlangt nicht.“ Flüchtete er sich in solcher Stimmung geflissentlich immer mehr in die Berufsarbeit, so kam er selbst in dieser nicht zu der inneren Befriedigung, die von verkehrter Selbstzufriedenheit weit entfernt dem treuen Arbeiter als ein bescheidener Lohn gebührte. Während er an Tüchtigkeit und Thätigkeit alle seine Vorgänger übertraf, Schütte in herzlicher Liebe vielmehr ihn zu schonen als anzuspornen bedacht war und seine Predigten auf empfängliche Gemüther den tiefsten Eindruck machten, konnte er sich ganz verzagt gegen mich äußern. „Viel ist mir,“ schrieb er, „in diesen Tagen die Gesammtheit meines Lebens, das Trümmerhafte meiner Bildung und die Mangelhaftigkeit meines Fleißes durch die Seele gegangen. Ich bin mir weder der Pflicht noch des Rechtes bewußt, mich zu den mittelmäßigen Köpfen zu rechnen; dennoch verzweifle ich zuweilen daran, ob ich auch nur menschlich geredet irgend einer Seite meines Berufes genug thue, — und ob Schütte mit dem was ich schaffe irgend zufrieden sein könne, das beschäftigt mich mehr als du glauben magst.“ Als die Osterzeit herankam, fühlte er selbst das dringende Bedürfniß seiner durch die Arbeiten und Leiden dieses Winters innerlich versehrten Gesundheit eine Erholung zu gönnen; er nahm drei Wochen Urlaub, um sich endlich an das nun schon grünende Grab seiner Braut und in den Kreis ihrer in großer Liebe an ihm hangenden Hinterbliebenen zu flüchten. Es waren stille, geweihte Tage, verlebt nach der apostolischen Regel „als die Traurigen und doch allezeit fröhlich;“ neben dem wehmuthvollen Wiederbesuchen aller Stätten und Trümmer einer untergegangenen hohen Lebenszeit verwandte er sie besonders darauf, die Berliner Anstalten für innere Mission kennen zu lernen. Was er zunächst bedurfte, ein wenig neue Lebensfreude und Lebenshoffnung als irdisches Gegengewicht seiner Arbeits- und Trübsalslast, konnte er freilich hier, am Grabe eines unaussprechlichen Lebens- und Liebesglückes nicht finden.

Doch sollte ihm das durch Gottes Freundlichkeit jetzt eben von anderswoher zufallen. Eine Fügung meines Lebens, die ich eben deßhalb nicht ganz unerzählt lassen darf, sollte den ersten hellen Schein wieder hineinwerfen in sein Herz, das mir zu innig verbunden war, um nicht durch mein Gewinnen über sein eigenes Verlieren getröstet zu werden. Während Franz in Berlin war, hatte mich mein Freund Albrecht nach Coblenz gerufen, ein altes Versprechen zu lösen und ihm die Traurede zu halten. Als ich kam, war der Hochzeitstag durch die Versäumniß eines bürgerlichen Aufgebots um anderthalb Wochen hinausgeschoben, mein Freund abwesend und ich im alten lieben Pfarrhaus mir selbst überlassen; es waren nach Gottes Willen die Tage, in denen ich in der auf Besuch anwesenden Schwestertochter unseres Pfarrers Schütte, Marie, meine Braut, kennen lernen sollte. Kurz vor des Freundes Hochzeit kam Franz zurück; er wurde sogleich der Vertraute meiner Herzensgedanken und wir feierten jene Hochzeit schon mit der geheimen Hoffnung auf eine andre.

Aber als er nun nach meiner Abreise wieder anfangen wollte mit vollen Segeln der Arbeit zu fahren, brach endlich hervor, was die Berliner Reise nur verzögert; die längst schon leise anklopfenden Geister der Krankheit überfielen ihn in der bedrohlichsten Weise. Heftige Bruststiche, Beschwerden des Athems, eine tiefe Angegriffenheit des ganzen Organismus stellten sich ein und nachdem er bei alledem aus Noth und im Vertrauen auf Gottes Durchhülfe nochmals gepredigt, mußte er sich ärztlicher Behandlung und längerer Unthätigkeit unterwerfen. „Ich weiß mich in Gottes Händen," fügte er den ersten ängstigenden Nachrichten an mich hinzu, „und habe eine solche Freudigkeit mit meiner schwachen Kraft im Weinberg des Herrn zu arbeiten, daß mir das die Bürgschaft langen kräftigen Wirkens bieten könnte, wenn ich mich nicht immer wieder mit der Frage demüthigte, „armer Mensch, bedarf der Herr etwa

deiner?" Auf die angewandten Mittel gab sich der Brustschmerz und statt dessen trat ein mit Auswurf verbundener Husten ein; der geschickte und sorgfältige Arzt, dem Franz sich anvertraut hatte, erklärte indeß die genau untersuchte Lunge für ganz gesund, nur den Herzschlag für etwas zu stark und das ganze Leiden für Rheumatismus, für den eine große Empfänglichkeit da sei; seine allseitig zutreffenden Fragen gaben dem Kranken ein großes Vertrauen.

Diese Tage unfreiwilliger Muße wurden ihm nun durch den häuslichen Verkehr mit Marie, an deren Wesen er große Freude hatte und die ihm mit schwesterlichem Zutrauen entgegenkam, nach so schwerem Erleben wieder die erste stillfröhliche und herzerquickende Zeit. Der Frühling hatte eben all' seinen Schmuck über die herrliche Coblenzer Landschaft ausgegossen; derselben ward er jetzt auf kleinen Ausflügen in so lieber Gesellschaft zum erstenmal froh, und als Marie das Pfarrhaus verließ, um in Honnef am Siebengebirg bei vertrauten Freunden Schüttes noch einige Wochen zuzubringen, schickte der Pfarrer seinen Gehülfen mit, um ihn dort in der erquickenden Stille der freien Natur sich vollends erholen zu lassen. Ein liebliches in Blumen und Reben reizend verstecktes Landhaus empfing die willkommenen Gäste; aus dem Garten vor den Fenstern wuchsen die Rosen hinauf bis zum Balkon, an dem sie zu hunderten blühten; trat man hinaus, so hatte man rechts kaum eine Viertelstunde weit den majestätischen Drachenfels, links den Blick in das offene Rheinthal bis Unkel, vor sich wogende Felder, den Rhein mit seinen gewaltigen Fluthen und rauschenden Dämpfern, die Insel Nonnenwerth und das schöne Rolandseck. Und was das Alles noch gar sehr erhöhte und verschönerte, das war der erquickliche Verkehr mit lieben, gleichgesinnten, christlich gebildeten Menschen, namentlich mit der trefflichen Frau vom Hause, an der Franz für Lebenszeit eine treue mütterliche Freundin gewann. Eine freundliche Einladung gestattete auch mir, diesen

prächtigen Aufenthalt acht Tage lang zu theilen und in so festlichen Umgebungen meine Verlobung zu feiern. An derselben Stelle vor'm Thor in Bonn, wo mir Franz im vorigen Spätherbst mit der Todesnachricht seiner Braut entgegengekommen war, holte er mich jetzt zu meiner Braut ab; seine große Liebe zu mir empfand meine Freude so ganz als die seine, daß ihm dieselbe seine eigene Trübsal und Traurigkeit, anstatt sie neu hervorzurufen, vielmehr zurückzudrängen vermochte. Ebenso fühlten wir Beiden, Marie und ich, uns in dieser brüderlichen Liebe so reich, daß es uns Herzensdrang war, ihn so viel als nur möglich hineinzuziehen in die frohe Ausbeute dieser sonnenhellen unvergeßlichen Tage. Seine Gesundheit hatte sich inzwischen wieder gefestigt; er sah wohl aus und fühlte sich frisch, ohne Schaden konnte er mit uns weite Spaziergänge unternehmen und den Drachenfels von der steilsten Seite erklimmen. Wenn wir beiden Brüder uns des Abends spät im gemeinsamen Schlafzimmer alleine fanden, in das die Rosen durch's Fenster dufteten und der im Rheine wiederglänzende Mond hereinschien, dann schweiften im fröhlichen Geplauder ernste und heitre Gedanken durch Vergangenheit und Zukunft, durch Wissenschaft und Leben; eine reiche Lebensrechnung stellte jeder mit auf den andern. Des ernsten Hintergrundes seiner Seele unbeschadet, waren auch für Franz die Stimmungen der Jugend wiedergekehrt; er hatte sein Zeichenheft wieder hervorgeholt, um aus jenen schönen Tagen manch' liebliches Landschaftsbild zu seiner und unserer Freude festzuhalten; dazu war auch die Lust der Lieder ihm neu lebendig geworden. Außer dem in den „Haideröschen" mitgetheilten „Lob der Thränen", mit dem er den vorgefundenen kläglichen Text einer schönen Schubertschen Composition ersetzte, ward in Honnef das nachfolgende Gedicht geschrieben, welches das innere Erlebniß jener Tage so vollkommen zum Ausdruck bringt, daß ihm auch hier in der Lebensbeschreibung eine Stelle gebührt.

Aufrichtung.

Voll Ahnung auf den Staub der Erden
Senkst du den Blick hernieder lang, —
O wolle noch nicht müde werden;
O sei nicht matt, o sei nicht bang!

Weht grüßend doch aus jeder Blüthe
Am hellen Tag, in heil'ger Nacht
Aus Gottes eigenstem Gemüthe
Ein süßer Hauch um's Herze sacht.

Sieh' wie mit Lust sich alles reget:
Es steht die Knospe süß erglüht,
Wie, leis vom Liebeshauch beweget,
Ein kindlich träumerisch Gemüth.

Sieh' wie mit Kraft die Berge streben,
Wie Mannesherzen stolz und stark,
Zum Himmel hoch die Gipfel heben,
Fest gründend in der Erde Mark.

Und sieh' der Reben froh' Gelände
Sich an die Berge schmiegen an;
So schlingt das Weib die treuen Hände
Demüthig liebend um den Mann.

Und sieh' den Strom so ruhig fließen
In alter Lust, in alter Pracht,
Froh die vertrauten Ufer grüßen
Und Lasten tragen, stolz, mit Macht.

Und sieh' die Wolken langsam schreiten:
Die ernste Stirn gekrönt mit Licht
Durchwandeln sie des Himmels Weiten: —
Hebt sich dir mit die Seele nicht?

O wohl! im schier erstorbnen Herzen
Ein neuer Frühlingsschmuck erglänzt!
Es wächst aus still verkühlten Schmerzen
Des Muthes Fels, den Milde kränzt.

Aus Thränen ist ein Strom geworden,
Drin spiegelt sich ein göttlich Licht,
Und aus den hohen Wolkenpforten
Schaut Gottes Vaterangesicht.

Denn all' das Regen, all' das Grüßen,
All' Lust und Leben in der Flur
Ist Segenträufeln von den Füßen
Der Engel meines Heilands nur;

Und all' der Lenz im Herzen drinne,
Der immer wieder aufwärts ringt
Und über's Grab so mancher Minne
Stets wieder neue Blüthen schlingt, —

Von Einer Lieb' nur kann er stammen,
Die ewig ist und nimmer weicht,
Vom Herrn nur, der mit Liebesflammen
Um's ganze Weltgewichte reicht.

O Lieb' allüberall ergossen,
O Liebe meines einz'gen Herrn,
Lieb', die im Tod für mich geflossen,
Sei du mein Quell, sei du mein Stern!

Mein Quell, daraus ich mich erquicke
Mit frischem Muth, mit heil'ger Kraft,
Bis daß ich jenen Lenz erblicke,
Den droben deine Hand erschafft;

Mein Stern, den ich in's Auge fassen,
Nach dem ich rastlos steuern will
Und nie mein Ziel verrücken lassen,
Bis ich im Hafen ruhe still. —

* * *

„Ich bin nun gar still und zufrieden," schrieb er mir im ersten Briefe nach unserer Trennung, „daß die Gestaltung deines Lebens nun nichts Unfertiges und Schwankendes mehr hat, sondern ein fester Boden ist, auf dem man Fuß fassen kann, das bringt auch mir viel Segen und wirkliche innere Frische. Habe ich im Leid die Liebe meines Gottes und Heilandes nicht verkannt, so darf ich sie nun auch in der Freude ergreifen, in eurer Freude, die ich aus tiefster Seele mitlebe. Nun habe ich auch neue Lust zu arbeiten und zu schaffen, und hoffe, es soll in Coblenz wieder recht mit neuen Segeln gehen. Daß ich Euch beide habe, das hat mein Leben wieder frisch und hell gemacht."

Einen schönen Nachtrag erhielten die lieblichen Honnefer Tage gleich nach seiner Rückkehr nach Coblenz durch einen Besuch von Vater, Mutter und Schwester. Es war ein herzliches Wiedersehn und eine innige Erneuerung der ältesten Liebesbande nach so ernstem Erleben. „Das verwaiste Herz," heißt es in einem Briefe an die Eltern aus dieser Zeit, „sucht nun mit doppelter Sehnsucht die Elternliebe wieder, die nimmer aufhört und müde wird, und es findet sie ja auch noch." Die viele Freundlichkeit, die den Eltern in und außer dem Pfarrhause um ihres Sohnes willen entgegenkam, that ihnen zwiefach wohl; sie freuten sich der Anschauung seiner frischen, tüchtigen Wirksamkeit und der warmen Anerkennung, welche dieselbe fand. Einfach herzliche Geselligkeit und mancher Ausflug in die herrlichen Umgebungen von Coblenz machte die Tage ihres Aufenthaltes zu einer Reihe von Festtagen, und als sie wieder

scheiden mußten, durfte Franz die langentbehrte Schwester noch auf eine Woche zurückbehalten; sie wenigstens sollte seinen Geburtstag noch mitfeiern, dem es nun doch an mancherlei Liebe nicht fehlte. Schütte umarmte ihn herzlich an diesem Tag und sagte: „Gott gebe Ihnen ein trostreiches Jahr und uns viel Segen mit einander; denn beisammen müssen wir doch bleiben;" er hatte wohl nie mit einem seiner jungen Gehülfen in einem solchen Verhältniß wirklicher Freundschaft gestanden.

An die Arbeit war Franz mit neuer Lust zurückgekehrt, und der Arzt hatte ihm dazu uneingeschränkte Freiheit gegeben; denn Sprechen weite die Brust. Nur die Vallendarer Gänge blieben auf unseren dringenden Rath aufgegeben, da dieselben unmittelbar nach der Frühkanzel sowohl im Sommer als im Winter zu viele Gefahr der Erkältung mit sich brachten und das zweite Predigen unmittelbar nach einstündigem Marsch allzusehr angriff. Franz opferte mit diesem Nebenamt freilich die größere Hälfte seines ohnedies bescheidenen Baargehaltes und kam dadurch, so sehr sein guter Pfarrer das Mögliche für ihn that, allmählich in eine ungewohnt knappe und peinliche Lage, zumal er weder von mir noch von den Eltern eine wesentliche Beihülfe annehmen wollte. Doch hob ihn die Lust an seinem Berufe, die ihn, wenn es möglich gewesen, ebenso gern hätte ganz umsonst arbeiten lassen, hinweg über ein Mißverhältniß zwischen Arbeit und Erwerb, das in unserer Zeit wohl nirgends so schreiend ist, wie hin und wieder im geistlichen Stande. Einen kleinen Ersatz erhielt er durch einige Geschichtsstunden, die er an einem mit der höheren Gemeindeschule verbundenen Pensionat übernahm. Diese Stunden machten ihm große Freude, theils durch die Lehrthätigkeit selbst, die an gereifteren Schülerinnen zu üben war, theils durch die Studien, welche die Vorbereitung mit sich führte. Eine Reihe von Heften, mit Excerpten angefüllt, liegen als Zeugnisse der Gründlichkeit vor mir, mit welcher der vielbeschäftigte

Geistliche die neuere Geschichte von Karl dem Großen an bei diesem Anlaß durcharbeitete. Gerne wäre er noch tiefer, in's Gebiet der eigentlichen Forschung gegangen und trug sich namentlich mit dem Gedanken, die Persönlichkeit Gerberts, des Lehrers Kaiser Otto III., zum Ausgangspunkt einiger Streifzüge in die Staats-, Kirchen- und Culturgeschichte des früheren Mittelalters zu machen, aber der Drang seiner Berufsgeschäfte ließ es nicht dazu kommen.

Bei dem nun eingetretenen geebneteren Verlauf unseres persönlichen Lebens traten uns Beiden die öffentlichen und allgemeinen Angelegenheiten wieder mehr in den Vordergrund. Das Mitgefühl des vaterländischen Elends hatte uns zwar auch vorher nicht verlassen. „Zu allem Andern," hatte mir Franz noch im Winter geschrieben, „nagt an mir die unbeschreiblich öde Zeit, in der keinerlei großes gemeinsames Leben das Leben des Einzelnen trägt, ja in der, was uns von begeisternden Dingen geblieben ist, im Widerspruch steht mit den Strömungen des geistigen Gemeinschaftslebens; so daß wir die Aussicht haben zwar halb unter Trümmern im Kleinen wieder ein Steinlein herbeizutragen zum Bau des Reiches Gottes, halb aber zugleich unter den mehr und mehr einstürzenden Trümmern begraben zu werden." In Preußen begann ebendamals die aristokratische Reaction jenen maaßlosen Lauf, der ihre wirklichen Verdienste und Berechtigungen, die sie der Demokratie und dem Liberalismus gegenüber besaß, so sehr verdunkelt hat; vom Parteiinteresse verblendet, erröthete sie nicht, über die Demüthigung Preußens und den Bankerott Deutschlands zu jubeln. Wir standen beide, und Franz noch mehr als ich, vielen Grundanschauungen der Kreuzzeitung weit näher als den Ansichten der doctrinär-Constitutionellen; wären nur die gesundesten Principien dort nicht so vielfach zum Deckmantel der puren Standesselbstsucht gemacht und die erhabensten Losungsworte nicht in steter Verbindung mit dem gemeinsten Schmutz aufgetischt worden. Eine tiefe Entmuthigung hatte sich derer bemächtigt, denen

kein Parteisieg die Augen über die sittliche Gesammtlage der Dinge zu blenden vermochte. Bei seinem Aufenthalt in Berlin hatte Franz Gelegenheit auch einige andere als Zeitungsstimmen zu hören. Ein ehrwürdiger unbedingt über aller Parteileidenschaft stehender Mann hatte ihm gesagt: „Ich habe zwar das Vertrauen, daß der Herr sein Reich nicht verlassen werde, aber den Weg, wie wir aus der Noth herauskommen sollen, kann ich mir nicht denken. Eine neue Revolution würde nothwendig zu barbarischen Zuständen führen. Aber was ist zu hoffen, wenn das Recht von denen, die es schützen und handhaben sollen, auf diese Weise gebeugt wird?" Ein streng-gesinnter, aber unabhängiger Geistlicher äußerte: „Man hat gesagt, die Revolution habe eine Luftreinigung hervorgebracht; — die Luft war nie verpesteter als jetzt; man hat gesagt, die Revolution habe die höheren Stände gebessert; — sie waren nie verderbter als jetzt." Dagegen fand er bei einer vornehmen und geistreichen Dame von der „kleinen aber mächtigen Partei" eine großartige Gleichgültigkeit über die tiefe Niedergeschlagenheit des Bürgerthums, zumal in der verachteten Rheinprovinz, aber auch in den alten Provinzen, „so lange nur der Adel noch unangesteckt sei." —

Indeß wir trugen zuviel Jugendfrische und Vaterlandsliebe im Herzen, um uns auch solchen Zeiten gegenüber in verbitterter Verneinung halten zu können; im Gegentheil, die verbitterte Verneinung, so berechtigt sie in vielem Betracht war, erschien uns als die allergrößte und dringendste Gefahr. Etwas Erhebliches und Unmittelbares gegen eine solche Gefahr zu thun, war uns natürlich nicht vergönnt; doch sollte es mindestens an unserm Scherflein nicht fehlen, an dem Hinausstreuen einer Handvoll frischer Liedesblumen in das tiefverstimmte und tiefverstummte Vaterland. In unserm gemeinsamen Schlafstübchen zu Honnef hatte Franz zuerst den miteinander ausgebrüteten Gedanken ange-

geben, „das Frischeste was einem jeden von uns die freundliche Gabe der Dichtung, ernstere Lebensarbeit bescheiden begleitend, auf dem eigenthümlichen Gang seiner Tage geboten" in Einen Strauß zusammenzufassen und als jugendliches Lebenszeichen inmitten der eingetretenen Entgeisterung, als „Haideröschen, gewachsen in der Dürre dieser Zeiten," ohne Namen in die Welt gehen zu lassen. „Diese Gedichte," hieß es in dem von Franz entworfenen Vorwort, „sollen und wollen keinen Rang gewinnen im Reiche der deutschen Dichtung; sie sollen und wollen keine Lorbeeren einbringen für Menschen, die nach Lebensernst und Lebensstellung keinen Trieb fühlen vom großen Publicum als Poeten gekannt zu sein, und die deshalb ihre Namen dem Büchlein nicht an die Stirne schreiben. Sie sollen aber und wollen nicht nur allen frischen Herzen dieser Zeit einen Beweis liefern, daß auch in diesen sang- und klanglosen Tagen aus der Tiefe glaubender Gemüther noch ein Ton gesunder Dichtung hervorklingen kann, sondern wo möglich auch einigen tiefer lebenden Seelen die Erquickung mittheilen, welche sie ihren Verfassern selbst gewährt haben als vorläufige und vorahnende Lösung der Räthsel und Schmerzen des eigenen und des allgemeinen Lebens. Eine Lösung, sagen wir; — nicht als ob die Dichtung der Trost- und Heilsquell der Herzen und Zeiten wäre, sondern nur in dem Sinne, daß sie das Hinweisen und Hinstreben auf das Eine das noth ist in sehnsüchtiger Vorbefriedigung darstellt." Die Auswahl, Durchsicht und Anordnung der kleinen Sammlung war uns im Sommer und Herbst 1851 ein Hauptgegenstand angelegentlichen Austausches. Mit vieler Freude sahen wir in dem Büchlein unser Beider klare Eigenthümlichkeit und volle Einmüthigkeit wiedergespiegelt, und einsichtige Freunde, denen das Manuscript mitgetheilt ward, munterten zur Veröffentlichung auf. Aber nachdem es mißlungen war dieselbe noch vor Weihnachten 1851 zu bewirken, blieb die Unter-

nehmung liegen, zum Theil durch meine Scheu von der Mißdeutung, die uns bei der doch nicht zu bewahrenden Anonymität seitens der täglich zunehmenden kirchlichen Engherzigkeit für unsere harmlosen Jugendergüsse bevorstünde; bis später der Heimgang des einen Verfassers wenigstens für dessen Antheil diese Rücksicht hinwegthat.

Mehr als die trostlose und — zumal für uns — jedes helfende Handanlegen ausschließende Politik nahm uns die Entwickelung der kirchlichen Dinge in Anspruch, auf deren Gebiet die auf politischem Felde unterdrückte Lebensbewegung und Krankheitserscheinung sich alsbald wieder verpflanzte. Hatte sich die evangelische Kirche inmitten der Noth und Zerrüttung des Vaterlandes zu kräftigerem Dienen ermannt, zum Werke der inneren Mission, so hatte die römische ganz charakteristisch in denselben Verhältnissen vor Allem Gelegenheit und Aufforderung zu unumschränkterem Herrschen gefunden. Sie war's, die aus dem Einsturz aller vaterländischen Hoffnungen, an dem ihre specifischen Vertreter so wesentlich mitgeholfen, als der einzig gewinnende Theil hervorging. Die Zuchtlosigkeiten der Revolution hatten in den ohnmächtigen Kreisen, die von ihnen zunächst bedroht wurden, ein klägliches Hülfegeschrei nach äußerlich bindender Autorität hervorgerufen; der maaßlosen und verblendeten Reactionsstimmung erschien die evangelische Vermittelung von Freiheit und Ordnung durch die Idee einer innerlichen sittlichen Zucht als bloße Halbheit, als ein Accordiren mit der Willkür; dagegen schien in dem Autoritätsprincip der römischen Kirche die rechte Hülfe für den zu Schanden gewordenen Beamten- und Polizeistaat zu liegen. Es ward nicht nur laut genug gepredigt, sondern auch blind genug geglaubt, selbst in höheren protestantischen Kreisen, die Reformation sei mit der Revolution eben so innig verschwistert, wie der Katholicismus mit der politischen Zucht und Ordnung, und die Vorkämpfer des letzteren wußten von der Gunst dieser

Sachlage vortrefflich Gebrauch zu machen. Neue umfassende Freiheiten wurden gefordert und großentheils erlangt, neue Unternehmungen begannen das Volksleben dichter zu umspannen und eingreifender zu bewegen; die Jesuiten mit ihren Abarten und ihren Missionen traten voll Zuversicht und Rührigkeit allenthalben hervor. Mit einigen picanten Conversionen, wie die der Gräfin Hahn=Hahn, eröffnete sich ein Feldzug gegen den Protestantismus, für den die Eroberung Englands bereits in Aussicht gestellt und als Schlachtfeld des letzten Kampfes der brandenburger Sand prophezeit war, und wer als Geistlicher inmitten des eigentlichen Volkslebens stand, der konnte zwar an dem Ernst solcher Prahlereien, aber nicht mehr am Ernst der Sache überhaupt zweifeln, denn es blieb auf den Vorposten unserer Kirche kaum ein armes vereinzeltes Dienstmädchen ohne Zumuthung des Abfalls von ihrem Glauben. Dieser ungeheuren planmäßigen Angriffsbewegung gegenüber war die evangelische Kirche in jedem größeren oder kleineren Territorium eingepfercht, meistentheils ohne jede kirchliche Organisation, hinsichtlich der auch ihr verheißenen Selbständigkeit mit leeren Worten hingehalten, ja hin und wieder um so eifriger bevormundet, je weniger die Bureaukratie die katholische Kirche festzuhalten vermochte; — zu schweigen von den traurigen Spaltungen und verdächtigen Kundgebungen im eigenen Lager.

Wir Brüder standen beide auf eigentlichen Vorposten der evangelischen Kirche, in jungen Gemeinden, die aus mannigfach zusammengewürfelten Bestandtheilen erst recht in eins zu wachsen hatten, inmitten übermächtiger altbegründeter katholischer Metropolen, in denen auch die Laienwelt großen Theils von der aggressiven Rührigkeit der Geistlichen entzündet war. Bekehrungsversuche aller Art, zuweilen nicht ohne äußeren Erfolg, kamen in den evangelischen Gemeinden von Coblenz und Trier alle Tage vor; die gemischten Ehen zählten nach Hunderten, und die Gleichgültigkeit, mit welcher in den

mehreren derselben der protestantische Theil die Kinder dem eigenen Bekenntniß entzog und dem gegnerischen Lager zuführte, war für den, der die äußere und innere Bedeutung des großen Geisterkampfes lebendig empfand, oft wahrhaft empörend. Zuletzt wagte es der Bischof von Trier öffentlich, in Fällen gemischter Ehe von dem protestantischen Theil sogar die eidliche Verzichtleistung auf seine Kinder zu fordern und selbst dann einer solchen Ehe jede Einsegnung zu verweigern. Unter solchen Umständen vergingen uns die gutmüthigen und friedfertigen Ansichten bald, die wir aus Jugendeindrücken und wissenschaftlicher Betrachtung über das Verhältniß der beiden Kirchen gehegt, und wir hätten es für Verrath gehalten, nicht mit jedem ehrlichen Mittel das protestantische Bewußtsein zu wecken und zu stärken. Ich schrieb damals gegen die religiös-kirchlichen Anschauungen, die Herr v. Radowitz in seinen älteren und Neuen Gesprächen über Staat und Kirche ausgesprochen hatte, die „Evangelischen Beiträge“, welche mir ein Jahr hernach in Trier eine öffentliche Verfolgung zuziehen sollten; sie gingen zuerst in Franzens Hände und mit seiner freudigsten Zustimmung in die Welt. In Reformationspredigten ward manches kühne und scharfe Wort ausgesprochen, das uns nicht nur den Haß unserer Gegner eintrug, sondern auch die Abneigung solcher Glieder der eigenen Gemeinde, die da „Friede, Friede“ rufen wollten, wo kein Frieden ist. So stellte Franz am Reformationstage 1852 unter dem frischen Eindruck des Madiaischen Processes in Florenz nach Matth. 16, 24 die evangelische Kirche als die Nachfolgerin des kreuztragenden Heilandes dar, indem er 1) die im Kreuz nothwendig liegende Niedrigkeit, 2) die vom Kreuz unabtrennbare Selbstverleugnung, 3) die mit dem Kreuz sicher verbundene Herrlichkeit an ihr nachwies, die erstere an ihrer Knechtsgestalt und erlittenen Verfolgungen, gegenüber der Weltherrschaft und Gewaltthätigkeit des Katholicismus, die zweite an dem Ernst der evangelischen Buße, gegenüber dem Pela-

gianismus der römischen Kirche, die dritte an der innerlichen Macht evangelischen Glaubens und Liebens, gegenüber den sinnlichen Bürgschaften und äußerlichen Werken auf römischer Seite. Ebendamals wurden im städtischen Hospital zu Coblenz von den barmherzigen Schwestern, welchen die alleinige Pflege auch der protestantischen Kranken übergeben war, einige von Franz regelmäßig besuchte Patienten in der Todesstunde convertirt und es fiel auf diese Conversionen ein um so zweideutigeres Licht, als wenigstens der eine Sterbende vorher gegen ihn über die Anfechtungen geklagt hatte, denen sein Glaube im Hause ausgesetzt sei. Franz veröffentlichte die Fälle in der „Elberfelder Zeitung"; gleichwohl trug sich die Sache, welche bei der ausgeprägt katholischen Einrichtung des von Rechtswegen paritätischen Hauses keine große Kunst erforderte, bald darauf abermals zu und es mußte eine förmliche städtische Untersuchung herbeigeführt werden, welche eine ganze Reihe von Beeinträchtigungen und Bearbeitungen evangelischer Pfleglinge im Hospital ergab. Wie peinlich unter solchen Umständen die wöchentlichen Hospitalbesuche waren, läßt sich denken; andererseits hatte Franz auch die Freude, mancher aufrichtigen Seele, welche sich im Pfarrhaus zum Uebertritt in die evangelische Kirche meldete, den Vorbereitungsunterricht zu ertheilen.

Schmerzlicher als diese widerwärtigen Vorpostenkämpfe waren doch die in unserer eigenen Kirche auftauchenden katholisirenden Gelüste. Die kirchliche, confessionelle Reaction fuhr mit denselben vollen Segeln wie die politische, aristokratische. Auch sie nicht ohne unverkennbare und weitgehende Berechtigung: sie wollte die traurigen Nachwehen des Rationalismus, in dessen Todesbanden sie die evangelischen Gemeinden noch weit und breit erblickte, gründlicher und praktischer überwinden, als es der von Schleiermacher ausgegangenen vermittelnden Theologie bis dahin gelungen war. Aber nach dem gewöhnlichen Verhängniß reactionärer Strömungen vergaß sie, daß dem vorhandenen Verfall nicht durch einfachen Rückgang auf das

Verfallene abgeholfen werden könne, daß das Gottesgericht des Rationalismus über die reformatorische Kirche nicht dazu ergangen sei, daß sie in ihm nichts lerne und nichts vergesse, sondern, daß sie in einer geläuterten, verjüngten Gestalt aus ihm hervorgehe. Anstatt in der vollzogenen Union der beiden evangelischen Confessionen den gottgegebenen Ausgangspunkt dieser verjüngten Entwickelung zu erkennen und in Geduld an die alleinige neuschaffende Kraft des Wortes Gottes zu glauben, vermeinte man das deutsche Volk vielmehr verkirchlichen als verchristlichen zu sollen, entbrannte in einem blinden Eifer für formulirtes Bekenntniß, als wäre dasselbe nicht die Frucht, sondern die Wurzel des lebendigen Glaubens, und schuf sich in hartnäckiger Verwechselung des göttlichen und des menschlichen „Von oben her" die Idee einer Autoritätskirche, in welcher Institution und Amt alles, Gemeinschaft und Gemeinde so ziemlich nichts ausmachen sollte. Die schon reichlich vorhandene und in Deutschland so wohlberechtigte lutherische Neigung und Richtung wurde diesem neuen Versuche, das Reich Gottes mit äußerlichen Gebärden kommen zu machen, in immer weiterem Umfange dienstbar, mußte sich freilich dabei vor allem jene hierarchische Ausbildung des Amtsbegriffs anthun lassen, die bekanntlich den persönlichen Anschauungen Luthers so stark als möglich widerspricht; dagegen war und blieb die reformirte Art und Weise dem neuen Hochkirchenthum fremd und wurde mit ungerechten, übertriebenen Vorwürfen überhäuft. Aber die volle Last des Hasses und der bösen Nachrede empfing der vorhandene Ansatz zur gegenseitigen Durchdringung der beiden reformatorischen Sondergebilde, die Union; allerdings nicht ohne durch mannigfaltigen Makel ihrer Einführung und durch manche Unklarheit ihrer Entwickelung, die es bekenntnißflüchtigen Parteien erlaubte sich hinter sie zu verstecken, das Fegefeuer einigermaßen verdient zu haben, das sich in steigender Gehässigkeit nun über sie ausgoß. Vor allem lieh die „Evangelische Kirchenzeitung" jenem autoritätssüchtigen Objectivis=

mus und der Sturmläuferei wider die Union ihre bekannten Waffen; aber auch sie konnte nicht schnell und völlig genug mit ihrer Vergangenheit brechen, um die neue Richtung so klassisch auszuprägen, wie etwa das „Volksblatt für Stadt und Land“ es für seine Kreise zu leisten verstand. Bei seinem Besuch in Berlin hörte Franz in vornehmer Gesellschaft von den angesehensten Parteihäuptern Hengstenberg des „reformirten Spiritualismus“ und seine Kirchenzeitung der „Unkirchlichkeit“ bezüchtigen, dagegen einen Geistlichen wörtlich um seiner „katholischen Richtung“ willen rühmen und empfehlen. Bald darauf wurde in Coblenz glaubhaft erzählt, wie ein namhafter Berliner Geistlicher auf seiner Durchreise am Sonntag lieber in Ehrenbreitstein in die katholische Messe, als in Coblenz in den evangelischen Gottesdienst gegangen sei und darüber zur Rede gestellt, sich damit entschuldigt habe, daß er gefürchtet „hier am Rhein doch nur eine rationalistische Predigt zu treffen.“ Aus solchen Kreisen gingen dann die schnödesten Bezeichnungen der rheinischen Presbyterial- und Synodalkirche hervor, in welcher innerhalb der preußischen Landeskirche die Union, allerdings dem historischen Bestande gemäß in vorwiegend reformirter Färbung, sich am tiefsten eingelebt hatte. Zugleich wußte man in den alten Provinzen auf stillem administrativem Wege die wichtigsten Kirchenämter mit Unionsgegnern zu besetzen und dem Könige gegen seine eigentliche Meinung und Ueberzeugung, die sich vor- und nachher klar genug aussprach, jene unglückliche Cabinetsordre vom März 1852 abzugewinnen, welche die in der Lehre, im Cultus, im Sacrament bereits geleugnete evangelische Kircheneinheit nun innerhalb des Kirchenregiments, wo ihr Rechtsbestand am unleugbarsten war, leise aufheben sollte.

In diesen bösen Zeiten waren wir glücklich genug, eben jener als „Pöbelkirche“ verachteten rheinischen Kirche anzugehören und an ihr die trüben Wogen kirchlicher Reaction sich brechen zu sehen.

Zwar wurden derselben ebendamals auch die begründetsten und bescheidensten Fortbildungsversuche ihrer eigenthümlichen Ordnungen verkümmert und verwehrt; aber sie ertrug das mit der nämlichen würdigen Fassung, mit der sie es im Jahre 1848 verschmäht hatte, der Noth und Schwäche des Kirchenregimentes viel weitergehende Zugeständnisse mühelos abzudringen. Dagegen war es gewiß, daß sie sich auch nicht würde nehmen lassen was sie hatte. Als jene confessionelle itio in partes den Consistorien vorgeschrieben ward, hatte das rheinische von allen allein den Muth, gestützt auf die Gesinnung der Provinz, die Gliederung in eine lutherische und eine reformirte Section von sich abzulehnen. Zugleich erhoben die Kreissynoden einmüthig ihre Stimmen für die in dieser Theilung todtgetheilte Union und es war ein schönes Zeugniß für die hier trotz der Verschiedenheit des Bekenntnißstandes waltende Gerechtigkeit und Eintracht, daß auch die Vertreter nichtunirter Gemeinden sich wider das Unrecht erklärten, das den unirten angethan werden sollte. Dabei machte eine solche unvermeidliche Abwehr nicht irre und müde in dem praktisch-kirchlichen Aufbau; unablässig ward mit Hülfe jener vielgeschmähten trefflichen Organisation an der Pflege des christlichen und kirchlichen Lebens gearbeitet und immer neue Triebe desselben hervorgelockt. Die Werke der inneren Mission mehrten sich, wuchsen und blühten, in der lieblichsten Weise reichten Consistorium, Synode und freie Vereinsthätigkeit einander die Hand und wer immer in der Kirche Jesu Christi nicht zu herrschen, sondern zu dienen begehrte, mußte sich gehoben und herangezogen fühlen und den allgemein ausgegossenen Segen an seiner Person insbesondre erfahren.

Coblenz mit seiner nicht wenige tüchtige Kräfte umfassenden evangelischen Einwohnerschaft war einer der Mittelpunkte dieses frischen auch in böser Zeit ungeirrt weiter pulsirenden Lebens und Franz hatte das Glück, hier den trefflichen Männern, welche im Consistorium saßen und die Kirche nicht minder dem Regimente als das

Regiment der Kirche gegenüber vertraten, persönlich nahe zu stehen. Eine regelmäßige „Conferenz" vereinigte alle vierzehn Tage im Waisenhaus die Theologen und Theologenfreunde von Coblenz vom Generalsuperintendenten an bis zum Candidaten, und auch sonst ließ ein brüderlicheres Beiseitesetzen der Rangunterschiede um des einen gemeinsamen Berufes willen sich nicht denken, als wir Beiden es im Umgange mit unseren geistlichen Vorgesetzten erfuhren. Ich muß unter denselben hier Eines Mannes um so mehr gedenken, als derselbe jetzt, in seinem Alter an Leib und Seele gelähmt, den Mitlebenden kaum mehr beizuzählen ist*), des alten Consistorialraths Groos, desselben der als Student und Freiwilliger im Jahre 1813 zu Schenkendorfs schönem Liede: „Freiheit, die ich meine" die nicht minder schöne Melodie gesetzt hat. Ehrwürdigere und liebenswerthere Persönlichkeiten als dieser jugendliche Greis sind uns im Leben kaum begegnet. Er war eine anima candida, eine für alles Edle und Heilige und wider alles Gottlose und Gemeine erglühende Nathanaelsseele, und dafür kannten und liebten ihn alle. Ein selbständig weiterschreitender Schüler Schleiermachers, verband er mit der innigsten Frömmigkeit eine hohe wissenschaftliche Durchbildung und geistige Freiheit. Seit Jahren schwerhörig, trug er in sich eine unerschöpfliche Quelle frischen Geisteslebens, die in den halbverstandnen Zusammenhang der Unterhaltung oft um so wirksamer hineinsprudelte; denn unverdrossen durch jene Mühsal nahm er an allen des Interesses würdigen Dingen mit Fröhlichkeit und Wohlwollen Theil. Auch der Gang der Zeitgeschichte, der ihn tief bewegte und betrübte, hatte die christliche Freudigkeit seines Hoffens und Wirkens nicht zu dämpfen vermocht. Uns beide hatte er mit großer Innigkeit in's Herz geschlossen und ich erinnere mich, wie er bei einem Spaziergang nach längerer Trennung jeden von uns Arm in Arm nahm,

---

*) Nun auch schon den Vollendeten zugezählt.

übersprudelnd in feinem Scherz und herzlichem Ernst. „Die Freundlichkeit, ja die väterliche Liebe," schrieb mir Franz einmal, „die der alte Groos zunehmend gegen mich an den Tag legt, thut mir so wohl, daß mir zuweilen vor Freude darüber die Thränen in die Augen treten;" — und welch' schöneres Zeugniß als die still und unbewußt erworbene Liebe eines solchen Mannes hätte dem jungen Mitarbeiter im Reiche Gottes zu Theil verden können?

Die theologisch-kirchlichen Zeitfragen wurden auch jetzt in altgewohnter Weise brieflich zwischen uns verhandelt; nur hatte sich unser früheres Verhältniß dabei durch Franzens energisches Eingehn in's kirchliche Leben dahin umgekehrt, daß ich nun zumeist die theoretische und kritische, er vielmehr die praktische und positive Seite der Frage vertrat. Zunächst veranlaßte uns die steigende Werthlegung auf den Begriff des geistlichen Amtes demselben näher nachzudenken und Franz fordert mich auf, ihm meine Anschauung in kurzen Sätzen darzulegen. Ich ging von der allgemeinen und wesentlichen Gleichheit der Christen als der Träger des h. Geistes aus. Innerhalb der einen allgemeinen Geistesgabe entfaltet sich dann die Mehrheit der besonderen, nach der von Gott im Organismus der Gemeinde angelegten Mannigfaltigkeit. Nicht alle besonderen Geistesgaben begründen auf gleiche Weise eine amtliche Ausprägung; zu allermeist, wiewohl nicht ausschließlich, ist es die Lehrgabe, die eine solche erfordert. Indem die Lehrgabe eines Einzelnen seitens der Gemeinde anerkannt und beauftragt wird, entsteht das kirchliche Lehramt, welches vermöge der Art und Weise seiner Ausübung mit Nothwendigkeit auch einen besonderen Stand hervorbringt. Allerdings wird das Lehramt noch von einem höheren Auftrage bevollmächtigt, von der durch Christum gegebenen Verordnung das Evangelium zu verkündigen: aber dieser Auftrag, das in diesem Sinne göttlich eingesetzte Predigtamt hat der Hausvater im Hause nicht minder wie der Geistliche in der Gemeinde: aller-

dings nicht nach menschlicher Willkür, aber auch nach keinem theokratischen Gesetze, sondern nach einer von Gott geordneten praktischen Nothwendigkeit und Natur der Dinge überträgt sich dieser in's Allgemeine gegebene göttliche Auftrag in besonderer Weise auf einen eigenen Stand. Von besonderer apostolischer Nachfolge kann dabei keine Rede sein, denn das Amt der persönlich erwählten Augen- und Ohrenzeugen ist seiner Natur nach unübertragbar. — Dieser Ausführung stimmte nun Franz vollkommen zu; da er aber nicht sowohl die ideale, als die empirische Gemeinde vor Augen hatte, die ohne das besondere Amt gar nicht Gemeinde wäre, so ging er lieber von der göttlichen Einsetzung des Predigtamtes aus, das freilich der ganzen Gemeinde der Idee nach aufgetragen sei, aber in seiner persönlichen Verwirklichung durch den inneren von der Kirche anzuerkennenden Ruf des Herrn, die Gemeinde in Wirklichkeit erst in's Dasein rufe. Es war das Oscilliren des evangelischen Kirchenbegriffes zwischen der Idee der Gemeinschaft und der Idee der Anstalt, worauf unsere Debatte hinauslief. Dabei warf Franz nach seiner praktischen Art die Nebenfrage auf, wer denn nun auf dem entscheidenden Punkt zu handeln, und die individuell vorhandene Gabe mit dem allgemein vorhandenen Auftrag zum persönlichen Kirchenamte zu verbinden, — mit anderen Worten, wer den Geistlichen zu berufen habe, die Kirche oder die Gemeinde? Doch wohl diejenige von beiden, in welcher größere Bürgschaft sei, daß sie ihrer Idee entspreche, Trägerin des h. Geistes zu sein. Eine wahrhaft kirchliche Organisation vorausgesetzt, müsse sich da die Wagschale entschieden zu Gunsten der Kirche gegenüber der Einzelgemeinde neigen.

Aber freilich, welches ist eine wahrhaft kirchliche Organisation? Wir kamen bei einem andern Anlaß auf diese gewichtige Zeitfrage zurück. Ich hatte mich in jenem Aufsatz gegen die Radowitzschen Gespräche über Staat und Kirche zwar wider die doctrinäre Verfassungs-Vergötterung und Urwahlen-

sehnsucht der sogenannten Schleiermacherianer, aber nicht minder gegen die scholastischen Rechtfertigungen des landesherrlichen Bischofsamtes erklärt und das letztere nur als einen vorübergehenden Nothbehelf der evangelischen Kirche gelten lassen, welcher die Entwickelung einer rein kirchlichen, mit politischen Institutionen unvermischten Organisation von unten auf nicht behindern dürfe. Einwendungen, die von befreundeter Seite gegen diese Anschauungen geäußert wurden, führten uns Beide zu einer längeren Verhandlung über das landesherrliche Kirchenregiment. Die handgreiflichen Fesseln, welche dieses der Entwickelung unserer Kirche in einer Zeit anlegte, in welcher der katholischen die freieste Bewegung eingeräumt ward, hatten mich gegen dasselbe allerdings so verstimmt, daß ich die Frage nach seiner Entbehrlichkeit viel zu wenig anschlug. Getrieben von dem Wunsche, die evangelische Kirche die Idee einer organisch gegliederten Gemeinschaft verwirklichen und hiedurch alle ihr innewohnenden Lebenskräfte frei entfalten zu sehen, warf ich jener Institution vor, daß sie aus dem kirchlichen Organismus in keiner Weise herzuleiten sei, ja daß sie unserer Kirche das Bedürfniß einer ihrem Wesen entsprechenden Organisation nur zu sehr abgewöhnt habe. Wer der evangelischen Kirche die Fähigkeit abspreche, ohne landesherrliches Kirchenregiment zu bestehen, der leugne ihre Lebensfähigkeit überhaupt; denn lebensfähig könne eine Kirche nicht sein, die ihr Regiment dem politischen Organismus entlehnen und folgerichtig auch einen andersgläubigen Fürsten zu ihrem Bischof erklären müsse. Franz wollte nicht minder eine organisirte Gemeinde, Aelteste und Diaconen als Gehülfen des Pfarramts, und eine von da aufsteigende kirchliche Organisation in immer weiteren Kreisen; aber er hielt das landesherrliche Kirchenregiment für damit wohl vereinbar und daneben kaum zu entbehren, und versuchte dasselbe als Band eines ungestraft nie zu verleugnenden positiven Verhältnisses zwischen Staat und Kirche auch zu rechtfertigen. Seine

Mißstände könne man durch Herstellung rein kirchlicher Organe, durch die es ausgeübt werde, vermeiden; aber wie solle die evangelische Kirche ohne Kirchengewalt des Landesherrn regiert werden? Eine reine Synodalverfassung vermöge kein hinlänglich starkes Regiment hervorzubringen, und wenn auch, so fehle einem solchen ohne den Staat die Executive. Ich konnte einwenden, daß das landesherrliche Episcopat eine Darstellung des Bandes zwischen Staat und Kirche darum nicht sein könne, weil der Staat längst kein confessioneller mehr, sondern ein paritätischer sei, daß eine Ausübung desselben durch ganz abhängige Kirchenbehörden keine Bürgschaft für wahrhaft kirchliche Gesichtspunkte gebe und daß ein Consistorium als relativ selbständige Verwaltungsbehörde wohl auch aus einer Synode hervorgehen könne, während freilich der Staat fortfahren müsse, den Schutz und Nachdruck, den er der katholischen Kirche leiste, auch der evangelischen zu gewähren. Aber Franz hatte auch nicht Unrecht, wenn er darauf zurückkam, daß ein rein kirchliches Regiment schwerlich dem Dilemma entgegen möchte, entweder ohnmächtig oder päpstisch zu sein und daß meine ganze Anschauung viel zu idealistisch sei und der Wirklichkeit viel zu wenig Rechnung trage. Am Ende wirke doch die Kirche viel durchgreifender auf's Regiment, als das Regiment auf die Kirche. — So mühten wir uns an dem Problem einer folgerichtigen evangelischen Kirchenverfassung ab, mit dem mehr oder weniger klaren Gefühl, daß die Wirklichkeit einer solchen durch einen innerlichen Zustand der Gemeinden bedingt sei, wie er leider in Deutschland im Großen und Ganzen in's Gebiet der frommen Wünsche gehört.

Eine verwandte Frage, an der theologische Einsicht und kirchliche Gesinnung zu bewähren war, wurde Franz behufs seines zweiten Examens zur Bearbeitung aufgegeben, die Frage nach dem Rechte der Separation von der evangelischen Kirche. Die Secessionen in so manchen reformirten Nationalkirchen, wie im Waadt und in

Schottland, die altlutherische Separation und ähnliche Versuche und Stimmungen in Deutschland hatten auch dieses Thema zu einer Zeitfrage gemacht. In seiner Abhandlung über dasselbe, deren Entwurf mir vorliegt, bewährte Franz seinen ächt lutherischen, aller Zertrennung abgeneigten Sinn. Er unterscheidet zuvörderst Separation von Apostasie; während die Entstehung der sogenannten freien Gemeinden ihm unter den Begriff der letzteren fällt, ist Separation eine solche Lossagung von der empirischen evangelischen Kirche, die geschieht, um die Idee der evangelischen Kirche desto reiner festhalten zu können. Solche Separationen sind auf lutherischem Boden mehr um der persönlichen Heilsbewahrung, auf reformirtem mehr um der Darstellung reinerer Gemeinschaft willen vorgekommen; ihre Anlässe finden sich entweder in Mißständen, die den idealen Grund der kirchlichen Gemeinschaft, die Lehre, betreffen, oder in Mißständen der praktischen Bethätigung dieses idealen Grundes in Cultus, Disciplin und Verfassung. Aber berechtigt kann eine Separation nur sein, wenn durch solche Mißstände der Beruf der Kirche, durch Wort und Sacrament zur Seligkeit anzuleiten, illusorisch gemacht wird und die aus ihnen entspringende Gefahr für das Seelenheil die Förderung, welche dasselbe etwa noch zu hoffen hat, überwiegt. Wenn, wie in der Reformationszeit, die Kirche so entartet wäre, daß man nur „mit ungemeiner Gefahr der Seele“ in ihr verbleiben könnte, dann — aber auch nur dann, besteht ein Recht, die von dem Herrn der Kirche gewollte Einheit derselben wieder um eine neue Zertrennung ferner zu rücken.

Nach diesem Grundsatz werden nun die einzelnen Separationsanlässe beurtheilt. Die evangelische Kirche hat in ihrer Entstehungszeit ihre Lehre niedergelegt in ihren Bekenntnissen, an deren wesentlichem Inhalt sie nie irre werden kann, ohne sich selbst aufzugeben, die sie aber auch nie für absolut vollkommen halten darf, ohne mit dem Princip des allein entscheidenden Ansehens der h.

Schrift in Widerspruch zu treten. Nun kann einer Partei das Bekenntniß nicht bestimmt genug sein, wie z. B. den Altlutheranern. Aber sofern dieselben den von der Union gemachten Unterschied des Fundamentalen und Nichtfundamentalen leugnen, verletzen sie das evangelische Princip und setzen das Bekenntniß der Schrift gleich. Gleichwohl muß ihre engere Weise als eine historisch berechtigte anerkannt und innerhalb der weiteren getragen werden. Geschieht das aber, so ist es von ihrem eigenen Standpunkt aus vielmehr sittliche Pflicht, die in ihren Augen unentwickeltere weitere Bekenntnißgemeinschaft als Sauerteig zu durchdringen, als sich aus ihr herauszuziehen und sie unbrüderlich zu verlassen. Der entgegengesetzte Fall, daß die zu eng gezogene Bekenntnißnorm den Anlaß der Lossagung bildete, hat bei den Lichtfreunden nur angeblich vorgelegen, die — wenn sie über Symbolzwang schrieen, vielmehr die evangelische Schriftlehre selbst meinten; indeß ließe sich der Fall denken, daß eine unbedingte Verpflichtung auf den Buchstaben der Symbole eine evangelische Separation hervortriebe. Doch müßte einer solchen, wenn sie gerechtfertigt sein sollte, erst jeder mögliche Versuch, den freieren evangelischen Grundsätzen Raum zu schaffen, vorhergegangen sein, und besser wäre es, sich nach solchen vergeblichen Versuchen ausschließen zu lassen, als mit eignem Willen loszusagen. Eine andere Möglichkeit wäre die, daß die gesunde Lehre zwar zu Recht bestünde, aber durch den auf den Kanzeln herrschenden Unglauben thatsächlich abgeschafft wäre. In diesem Falle kann die Sorge für die eigene Seele und die Seelen der Angehörigen allerdings zur Separation berechtigen, aber erst dann, wann jeder Versuch dem Uebel sei's abzuhelfen sei's durch aushülflich verschaffte gläubige Predigt und Unterweisung die Gefährlichkeit zu benehmen gescheitert wäre, und auch dann nur so, daß die Wiedervereinigung mit der Kirche vorbehalten bliebe für den Tag, da das Verderbniß beseitigt wird.

Auch um des Cultus willen ist Separation gedenkbar, sei's weil derselbe dem Lutheraner die historische Fülle, oder weil er dem Reformirten die herkömmliche Enthaltsamkeit seiner Confession nicht hinlänglich ausprägt. Aber so gewiß beiden Cultusformen nach Möglichkeit Raum zu geben ist, so gewiß dürfte der Lutheraner das für ihn Unentwickelt=evangelische nicht zu verdammen, der Reformirte das ihm nach seiner Auslegung des zweiten Gebotes Anstößige als Unwissenheitssünde zu ertragen haben. — Wichtiger sind die Anlässe der Kirchenzucht. Kirchenzucht, d. h. eine solche sittliche Anleitung, die obwohl von der Kirche ausgehend doch das Moment der Strafe in sich schließt, ist an sich evangelisch, weil auch unter dem Evangelium das Gesetz nicht aufhört ein Recht zu haben über Alles was dem alten Menschen angehört. Mangel an Zucht kann ein gerechter Anlaß zur Separation werden, wenn der Pfarrer selbst der Gemeinde Aergerniß gäbe und jeder andere Versuch vergeblich bliebe der verderblichen Wirkung dieses Aergernisses zu entgehen. Anders steht die Sache bei ungestraftem Aergernißgeben von Gemeindegliedern, denn ein solches beweist vielmehr, daß das sittliche Gemeindegefühl, welches durch die Kirchenzucht bewahrt werden soll, erst recht zu wecken wäre; und d i e s, nicht das Austreten, wäre dann die Pflicht. Gemeinschaften, die sich um der Zucht willen losgesagt haben, wie die Baptisten und andere, haben einmal die gewollte Gemeinde der Heiligen doch nie verwirklichen können, zugleich aber sind sie in die Sünde eines geistlichen Egoismus verfallen, der den vom Herrn ertheilten Beruf, das Salz der Erde zu sein, eigenmächtig darangab. Es ließe sich auch der entgegengesetzte Fall allzustrenger Disciplin denken, zumal wo dieselbe auf unevangelische Weise ganz in geistlichen Händen läge, aber auch da wäre die Ausschließung dem freiwilligen Austritt vorzuziehen.

Endlich können Secessionen um der Verfassung willen geschehen. Es kann sich dabei um die rein kirchliche Organisation

handeln, oder auch um den Einfluß der weltlichen Obrigkeit auf die Kirche. Was die erstere angeht, so braucht sie in der evangelischen Kirche nicht überall dieselbe zu sein; aber zwei wesentliche Momente werden überall gewahrt werden müssen, die lebendige Gliedschaft und die lebendige Gliederung, mit anderen Worten die Anerkennung des allgemeinen Priesterthums und des besonderen Amtes. Ein pfäffisches Princip kann jede Laienthätigkeit in der Kirche verwehren und hat sie bis zum Verbot von Missionsvereinen und Conventikeln verwehrt; ein radicales Princip kann das geistliche Amt herabwürdigen, z. B. durch Anstellung auf Kündigung und auf ähnliche Weise. In beiden Fällen läßt sich ein Aeußerstes denken, wo mit der Aufhebung der wesentlichen Verfassungsgrundlagen auch der Heilszweck, dem sie dienen, gefährdet wird; aber dies Aeußerste ist abzuwarten und bis dahin vielmehr gegen die herrschende Verkehrung nach Kräften zu reagiren. Was den Einfluß des weltlichen Armes angeht, so kann derselbe nicht auf einem göttlichen Rechte beruhen, — denn ein solches könnte seinen Grund nur finden in der wesentlich kirchlichen, geistlichen Bedeutung eines Gliedes der Gemeinschaft, und eine solche hat der Fürst als Fürst noch nicht, — wohl aber auf einem menschlichen Rechte, indem die evangelische Kirche sich den Schutz und die Pflege des evangelischen Fürsten in freier Weise aneignen kann. Freilich darf dies Verhältniß die Kirche nicht hindern — muß sie vielmehr dabei schirmen und fördern — sich in innerer Selbständigkeit nach ihren eigensten Lebensgesetzen zu bewegen, und diese innere Selbständigkeit ist in Waadt und in Schottland allerdings beeinträchtigt worden. Aber so gewiß in beiden Fällen von den Ausscheidenden gewissenhaft und in subjectiv frommer Weise gehandelt und im letzteren auch ein großer Erfolg erzielt worden ist, so wäre doch ein in rechter Weise durchgeführtes Dulden des augenblicklichen Unrechts das Bessere und Richtigere gewesen, vor

allem um der nun zerrissenen und großentheils ihren gewissenhaften Hirten entzogenen Gemeinden willen. —

Das examen pro ministerio, für welches Franz diese Abhandlung schrieb, war gegen seinen Wunsch bis in den Frühling 1852 hinausgeschoben worden. Außer der Arbeit über die Separation war noch eine zweite Abhandlung für dasselbe zu schreiben, auf die ich später zurückkommen werde, „über das sittliche Recht der Union;" außerdem eine ausgeführte Predigt und Katechisation und ein Bericht über einen sechswöchentlichen Besuch der Elementarschule, den man anstatt des gesetzlichen sechswöchentlichen Aufenthalts in einem Schullehrerseminar dem schwer entbehrlichen Vicar gestattet hatte. Das Alles nahm neben den amtlichen Verpflichtungen den Winter hindurch stark in Anspruch. Von sonderlicher Vorbereitung auf die mündliche Prüfung konnte nicht die Rede sein; schon diese schriftlichen Arbeiten kamen nur nebenher, mühsam und stückweise zu Stande. Pfarrer und Pfarrergehülfe konnten sich leider nie genug thun, auch wo sie am Rande ihrer Zeit und Kraft waren; so begannen sie im Herbst 1851 mit einander eine kirchliche Bibelstunde als regelmäßigen Sonntagabend-Gottesdienst; hatte Franz nun des Morgens im Gefängniß gepredigt und dann eine solche Bibelstunde in der großen Kirche gehalten, so war es offenbar zu viel, wenn er sich etwa zum Tagesschluß noch zumuthete, fünfviertel Stunden lang im Jünglingsverein deutsche Geschichte zu erzählen. Auch ging der Herbst und Winter wieder nicht ohne einige Krankheitsunterbrechungen hin; Belästigungen des Athems und Stiche in der Brust trieben ihn mehrmals zum Arzt, der wiederholt die Lunge gesund fand, aber eine kleine Herzerweiterung vermuthete. „Ich muß mich schon darein ergeben," schrieb mir Franz nach dieser Eröffnung, „auch macht mir's keine Mühe, denn ich bin so gewiß, daß bei allen Menschen zwischen Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod nur ein ganz dünner Faden ist, aber eine starke Wand

doch, so lange Gott seine Hand dazwischenlegt, — daß ich während des Behorchens der Brust nicht einmal stärkeres Herzklopfen bekam und auch nicht erschrocken wäre, wenn mir der Arzt ohne Umstände gesagt hätte, die Lunge ist krank. Was ich vom Leben hoffe, ist Hoffnung in Gott und kann leicht aufgegeben werden, wenn Gott will." Kaltes Waschen und Bürsten der Brust, ein wollenes Wamms auf bloßer Haut und allerlei diätetische Beobachtungen wurden ihm auferlegt; reden und predigen sollte er getrost, das weite die Brust. Es ward auch immer wieder besser, aber das volle Gefühl der Gesundheit, klagte der Vielbeschäftigte, habe er nur zuweilen. Dabei erzeugten Arbeitslast und körperliche Leiden nach und nach eine psychische Reizbarkeit, die ihm, so ernstlich er sie zu beherrschen suchte, sein schweres Tagewerk noch aufreibender machte.

Ich bat ihn wiederholt, die erregte, alle Kraft Leibes und der Seele anspannende Art und Weise zu mäßigen, in der ich ihn im Frühling 1851 hatte predigen hören. „Ich kann nicht leugnen," antwortete er mir, „daß jemehr das Predigen mir aufgehört hat ein Exercitium zu sein und eine sittliche That geworden ist, jede Predigt mir auch leiblich eine gewaltige Erschütterung ist. Nicht eine rhetorische Erhitzung erfaßt mich, sondern eine freilich mit Segen für mich selbst begleitete Bewegung des inwendigen Menschen, unter der ich wohl einmal auf der Kanzel leiblich erzittern kann und gleichsam unter Geburtswehen die Predigt hervorringe. Ich gehe selten ohne den Vorwurf auf die Kanzel, daß mein Herz viel zu kalt für Gottes Ehre, mein Eifer für sein Reich viel zu matt und der Eitelkeit viel zu viel in mir ist, als daß ich's werth wäre, sein heilig Wort zu verkünden; wenn mich dann aber auf der Kanzel der Strom des Wortes und des Geistes trägt, wird er mir selbst zu einem Bad der Wiedergeburt. Soll ich, darf ich das anders wollen? Es steht auch in der Schrift und ist auch zu merken: „Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen."

Wär's nur einmal wahr an uns, — die Flamme, die uns verzehrte, wäre die Flamme, darin wir gen Himmel führen wie Elias." — „Ich bitte Gott und meinen Heiland," schreibt er einmal, „vor jeder Predigt, daß er mir's möge gelingen lassen, nicht um meinetwillen, sondern um seiner Ehre willen, daß er meinem schwachen, einfältigen Worte Kraft und Nachdruck geben wolle, nicht meinethalb, sondern um der Seelen der Hörer willen; mehr oder weniger kann ich nicht thun. Soviel nun Gottes Geist Sturm athmet, so viel giebt er auch Kraft ihn zu ertragen. Wie soll ich's nur machen? wenn ich nicht bewegt werde, wie denn soll ich bewegen? Der aufregende und aufreibende Eifer, der heut und morgen die widrige Welt zu Gottes Füßen werfen will, ist immer ein menschlicher: kann ich mehr thun, als mich vor dem hüten?" — Die äußere Predigtarbeit war ihm leichter geworden; was er aufschrieb, war der ganze wohldurchdachte und wohlgeordnete Stoff der Rede, aber nicht mehr ihre ausgebildete Gestalt; die entstand erst bei der lebendigen Reproduction auf der Kanzel und zwar in einer Weise, die sich von wörtlicher Ausarbeitung nur durch größere Frische und Kraft, nicht durch geringere Schönheit und Vollendung des Ausdrucks unterschied. „Aber," schrieb er mir, „mit dieser äußeren Fertigkeit nimmt meine innere Unzufriedenheit zu. Seit ich in die Tiefe des göttlichen Wortes ein wenig hineingesehn und mich vor ihm beugen gelernt habe, fühle ich freilich, daß hier alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß liegen; aber ich scheine mir immer noch im äußersten Vorhof zu stehen, meine Predigten scheinen mir eintönig und nicht genug eindringend in die eigentliche strömende Fülle des göttlichen Wortes; ein paar Punkte scheine ich mir gefaßt zu haben, damit mich herumzuschlagen und den Leuten zu sagen „Das ist das Evangelium:" — es ist aber nur ein Stück davon."

Gewiß ein bei jedem Prediger berechtigtes Gefühl; dennoch muß ich, wenn ich heute seine Predigtconcepte aus den Jahren

1851 und 52 durchblättere, vielmehr die Vielseitigkeit seiner Verkündigung bewundern. Allerdings wird immer wieder das eine Evangelium, daß der Mensch ohne den Heiland im Elend, aber durch dessen Gnade erlöst sei, damit nun diese Gnade sich an ihm in einem neuen Leben erweise, in durchgehend erwecklicher Art und Weise gepredigt. Aber dasselbe gestaltet sich jedesmal individuell; es wird nirgends ein allgemeiner christlicher Gedankenstoff nur wieder nothdürftig umgeformt, um nun an ein anderes Textwort angehängt zu werden, sondern die Predigt entwickelt sich eigenthümlich aus jedem Textworte heraus und dringt aus jedem eigenthümlich auf das Herz und Leben des Hörers ein. Allerdings werden auch die gebildeten Zuhörer in der Stadtgemeinde und die armen Sünder im Gefängniß nicht wesentlich verschieden behandelt; jenen wird der Ernst Gottes nicht leiser vorgehalten als diesen, und diesen ohne Verwechselung von Strenge und Härte die Liebe Christi nicht blässer vor Augen gemalt als jenen; auch ist die Predigt für die Gefangenen jedesmal mit derselben Sorgfalt durchdacht und ausgeführt wie die für den städtischen Hauptgottesdienst: dennoch hängt Textwahl und Gedankengang immer fühlbar mit der Gemeinde zusammen, für die zu predigen ist. Manchmal sind auf Einen Tag zwei ganz verschiedene, gleich ausgearbeitete Predigten gekommen; so am Reformationstag Morgens für die Gefangenen eine überwiegend historische, über „Gedenket an eure Lehrer &c." (Hebr. 13, 7), Nachmittags für die Stadtgemeinde eine Auslegung von Eph. 4, 23 („Erneuert euch im Geiste eures Gemüthes") über die von innen heraus stets fortzusetzende Reformation. Oder am Sonntag vor Pfingsten redet er zu den Gefangenen nach Luc. 11, 10—13 vom Gebet um den h. Geist, Nachmittags zu den Neuconfirmirten über 2. Tim. 2, 8 („Halt im Gedächtniß Jesum Christum"). Kam er hin und wieder auf die Vormittagskanzel in der Stadt oder bei anderweitiger Versorgung des Arresthauses in seine alte Gemeinde Vallendar,

die ihn jedesmal mit großer Freude aufnahm, so war seine Predigt, ungeachtet sie bloße Gastpredigt war, nie ohne lebendigen Bezug auf das Bedürfniß der Gemeinde. Bei solchen Gelegenheiten legt er das Gleichniß vom ungerechten Haushalter aus („Wie wir den Segen des irdischen Gutes zum Heil unserer Seelen gebrauchen sollen"), oder er redet nach dem Evangelium von den zehn Aussätzigen (Luc. 17) „vom Unchristenthum inmitten der Christenheit," oder er knüpft an die Heilung des Taubstummen (Marc. 7) den Gedanken an, daß der Herr Beides in uns wirken müsse, Wollen und Vollbringen (dem Hören und Reden entsprechend) nach seinem Wohlgefallen u. s. w. Im Gefängniß, wo ihm ein planmäßigeres Predigen möglich ist, folgt er gerne den Sonntagsevangelien, aber zuweilen sucht er sich auch die Texte nach einem inneren Zusammenhang. So hält er den Werth des Himmelreiches vor nach Matth. 13, 44 (Schatz im Acker), dann das rechte Suchen nach ihm, nach dem folgenden Gleichniß (von der Perle), dann in drei Predigten über Joh. 14, 6 Den, in dem es zu finden ist, Christum den Weg, — die Wahrheit — das Leben. In der Adventszeit zeigt er nach Jes. 40, 9—11 das Bedürfniß der menschlichen Natur nach einem Heiland, nach Röm. 15, 8—13 das auf Jesum hingehende Verlangen aller Welt, nach Off. Joh. 3, 20 die Liebe des uns zuvorkommenden Heilandes. Auf Weihnachten stellt er nach Johannes 8, 12 Christum dar als Licht der Welt, als Licht in der Finsterniß, als Licht des Lebens. Am Jahresschluß wird das Wort des Täufers (Joh. 3, 30) „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen," als Gesetz unseres inneren Lebens ausgelegt. Am ersten Sonntag nach Neujahr hält er den Gefangenen und Gefangenwärtern das Wort 1 Petr. 4, 10—11 („Dienet einander, ein jeglicher ꝛc.") vor und stellt ihnen nach demselben 1) die Gaben Gottes und ihre Verwendung überhaupt, 2) die Gabe der Rede oder den gemeinschaftlichen Verkehr, 3) die Gabe des Amtes oder die Leitung des Verkehrs in's

Licht. Besonders warm und häufig kommt er auf's Gebet zurück und führt namentlich in einer Predigt über das Beten im Namen Jesu (Joh. 16, 23—30) vortrefflich aus, wie das Gebet in seinen Gegenständen äußerlich unbeschränkt sei, wie aber nur die Sinneseinheit mit Jesu ihm die Bürgschaft der Erhörung zu geben vermöge. Zwei mehr äußerliche Charakterzüge seiner Predigtweise, welche Erwähnung verdienen, sind die durchgängige Berücksichtigung des Kirchenjahres und der reichliche und glückliche Gebrauch, den er von den schönsten Stellen der Kirchenlieder macht. Beide ächt volksthümliche Eigenheiten verdankte er der herzlichen Anhänglichkeit an die eigenthümlichen Schätze der lutherischen Kirche, einer Anhänglichkeit, die ohne die Vorzüge der reformirten zu verkennen und nicht nur ungeachtet, sondern recht eigentlich im Namen der Union, die ja sprechen darf „Alles ist euer," immer mehr bei ihm hervortrat. Demselben Zuge folgend, führte er im Gefängniß auch die Liturgie, welche bis dahin nur gelesen worden war, vollständig durch und brachte ohne große Mühe die Gefangenen dahin, die Responsorien zu singen.

Ueberhaupt war dem Gefängniß neben allem Andern, was ihn in Anspruch nahm, doch seine volle Kraft und Liebe fortwährend zugewandt. Er ging hier gern „mit seinen armen Sündern„ zum Abendmahl, zum Bekenntniß vor ihnen, daß er sich selbst vor Gott für nichts Besseres halte. Dabei stand seine Arbeit unter denselben, was die Einrichtung des Gefängnisses anging, unter den ungünstigsten Bedingungen und hätte wohl ermüden und entmuthigen können. Er hatte bald und vielfältig erfahren, daß bei freigegebenem Verkehr der verschiedensten Sträflinge unter einander das Gefängniß eine Hochschule des Lasters und die Einwirkung des Seelsorgers im Großen und Ganzen eine vergebliche sei. Absonderung nach dem Alter sowie nach den Stufen des Verbrechens und Vereinzelung oder doch strenge Beaufsichtigung zur Nachtzeit erschienen ihm als die allerdringlichsten Maaßregeln, wenn das Ge-

fängniß zum Segen und nicht zum Verderben wirken solle; weiter hielt er confessionelle Trennung, und bei den Weibern den Zutritt ernster christlicher Besucherinnen für heilsam; allein ungeachtet Pfarrer Schütte über diese Dinge damals ernstlich verhandelte, blieben sie vor der Hand fromme Wünsche. Freier vermochte sich die Kirche in der Fürsorge für die Entlassenen zu bewegen. Je treuer sich Franz derselben anzunehmen suchte, desto mehr überzeugte er sich, daß die mehreren und namentlich weiblichen Entlassenen, an denen die seelsorgerische Arbeit nicht ganz vergeblich geblieben, aus materieller und moralischer Hülflosigkeit an der neuen Freiheit abermals scheiterten und daß auch christliche Familien zumeist nicht so viel Glauben und Liebe besäßen, um ein aus dem Gefängniß entlassenes Mädchen in ihre Dienste zu nehmen und so vielleicht für Zeit und Ewigkeit zu erretten. Diese Erfahrung erwärmte ihn für einen Gedanken, den Schütte längst auf dem Herzen trug und anzuregen bemüht war, den Gedanken eines oberrheinischen Asyls für weibliche Entlassene, ähnlich dem niederrheinischen zu Kaiserswerth, einer Uebergangsanstalt ans dem Gefängniß zur Freiheit, in welcher unter der alleinigen Zucht des Evangeliums die Mängel und Schäden des Gefängnisses gut gemacht und so die Rückkehr zur bürgerlichen Ehre und Arbeit vermittelt werden sollte. In Schüttes Auftrag arbeitete er über diese Sache eine Denkschrift aus, welche im rheinischen Oberland verbreitet ward, um zugleich die Bildung der nöthigen Vereine anzuregen, die dann die Unterbringung und Ueberwachung der aus dem Asyl Austretenden übernehmen mußten. Nachdem ihn diese Angelegenheit im Winter 1851—52 nicht wenig beschäftigt, vertrat er sie im folgenden Sommer im Namen seines kranken Pfarrers mit jugendlicher Wärme auf der Bonner Conferenz, welche in jährlicher Wiederkehr die besten kirchlichen Kräfte der Provinz zu theologischen und praktischen Berathungen vereinigt, und hatte von

da an die Freude, jenen Liebesgedanken allmählich der Verwirklichung entgegenreifen zu sehen. Auch nach seiner späteren Abberufung von Coblenz blieb er Mitglied des inzwischen gebildeten Ausschusses und die Eröffnung des von mehreren Seiten großartig geförderten Asyls war eines der letzten frohen Erlebnisse seiner irdischen Laufbahn.

Das zweite theologische Examen, durch welches Franz erst das Bürgerrecht und die Anstellungsfähigkeit in der Landeskirche zu erwerben hatte, wurde endlich im Frühling 1852 bestanden und zwar mit dem für den Ausländer erforderlichen „Sehr gut". Die Examinatoren, zu denen außer dem Generalsuperintendenten Schmidtborn und Consistorialrath Groos auch Professor Dorner und Synodalpräses Wiesmann gehörten, bezeugten ihm ihre besondere Freude, daß er bei so vieler praktischen Arbeit und Uebung zugleich eine so große wissenschaftliche Tüchtigkeit erworben und bewahrt habe, und der freundliche Tadel, den man aus Anlaß seiner Examenpredigt gegen seine zu gedankenreiche und hochgehaltene Predigtweise aussprach, beschämte fast mehr als ein unverhohlenes Lob. Ein ruhiges Aufathmen that dem Müdegearbeiteten nun um so wohler: ich hatte auf den glücklichen Ausfall des Examens gewartet, um den lieben Bruder und mit ihm die Eltern wieder zu sehen und zugleich meine Braut zum erstenmal in's Elternhaus zu führen; Franz holte auch unsere Schwester herbei und so fuhren wir mit einander in der glücklichsten Stimmung den schönen Rhein hinauf in die alte freundliche Heimath. Sonnenhelle Tage des Zusammenlebens im Elternhause wurden uns zu Theil; mit Vater und Mutter suchten wir die Schauplätze unserer Kindheit wieder auf und durchstreiften wie einst vor Jahren den schönen waldigen Taunus; zugleich wurden die vorhandenen Anstalten der inneren Mission besucht und im Frankfurter Gesellenverein von Franz ein frischer, anregender Vortrag gehalten. Uns Brüdern insonderheit that der lang=

entbehrte mündliche Austausch wohl; fröhlich tauchten wir immer wieder in die Tiefe der göttlichen Gedanken, um immer von neuem in dieser Tiefe einander zu begegnen und uns unserer Einmüthigkeit zu versichern. „Die Freude, die ich an unserem letzten Zusammensein hatte," schrieb mir Franz hernach im ersten Briefe, „war so groß, daß ich mich anfangs kaum wieder in die alte Frische und Freudigkeit meines hiesigen Lebens zurückfinden konnte."

In mancher Hinsicht eine Wohlthat, aber auch eine neue Arbeitslast war es ihm, daß unsere Schwester von nun an in Coblenz bei ihm verblieb. Die wir wünschten, sie zur Lehrerin vollständiger vorzubilden, als es in ihrem bisherigen Aufenthalt möglich war, so hatten wir es von den Eltern erlangt sie nach Coblenz in Verhältnisse zu versetzen, über welche Franz einen Einfluß besaß. Sie konnte hier in den Mädchenklassen der höheren Gemeindeschule sich im Unterrichten üben, an einigen Lehrstunden selbst noch theilnehmen, und im Uebrigen wollte Franz, dessen anerkanntem pädagogischem Geschick ohnedies schon eine Schul-Aspirantin anvertraut war, die Vorbereitung auf ein Examen für höhere Schulen übernehmen, eine Aufgabe, die er im Laufe des Sommers 1852 auch mit großer Treue und bestem Erfolge gelöst hat. Es war eine Anerkennung seiner entschiedenen Lehr- und Leitungsgabe, daß man ihm ebendamals das Rectorat jener höheren Gemeindeschule antrug, welches ihm eine feste und auskömmliche Stellung gegeben haben würde; er lehnte es indeß ungeachtet seiner so sehr bescheidenen und beschränkten Verhältnisse ab, weil er einsah dann der Gemeinde nebenher nichts Durchgreifendes mehr leisten zu können. Ohnedies wurde er als Lehrer bald noch anderweit in Anspruch genommen: Pfarrer Schütte, der in Folge übergroßer Arbeitslast nach der Confirmation von 1852 so völlig erschöpft und nervenzerrüttet war, daß eine Zeit fast völliger Arbeitsunfähigkeit eintrat, sah sich genöthigt, ihm den Religionsunterricht zuerst in den unteren, dann auch in den oberen

Klassen des Gymnasiums zu übertragen. So befand sich Franz in einer Lage, in welcher er bereits bei aller Anstrengung an einem Ende versäumen mußte, um an dem anderen zu genügen. Er ward im Sommer abermals krank, hustete, fühlte sich sehr abgespannt, sollte zur Erholung auf's Land und konnte doch bei dem noch leidenderen Zustande seines Pfarrers daran nicht denken. „Ich habe nun einmal meinen Pfahl im Fleisch (2. Cor. 12, 7)," schrieb er mir, „und muß mich unter des Herrn Wort beugen: „„Laß dir an meiner Gnade genügen."" Daß ich Ruhe haben muß, daß Coblenz mich auch geistig aufreibt, weil es mich zu keiner Sammlung, zu keinem Studieren kommen läßt, fühle ich nur zu deutlich. Dazu ist es mir ein Jammer, daß ich die Seelsorge im Arresthaus fast schon den ganzen Sommer liegen lassen muß. Wo man seine Stelle nicht ganz ausfüllen kann, da sollte man gar nicht sein. Ich habe den lieben Gott so oft gebeten mich gesund zu machen, nicht meinetwegen, sondern dessentwegen, was auf mir liegt; es scheint aber noch nicht sein zu sollen." Er erholte sich zwar auch jetzt wieder ohne große Umstände und war bald von neuem in voller Arbeit, klagte jedoch, daß ihn Alles viel müder mache als sonst und daß er eine große Sehnsucht nach Ruhe empfinde.

Ich fürchtete unter solchen Umständen jede weitere Ausbildung und Befestigung seines Coblenzer Amtes, von der jetzt nach bestandenem Examen die Rede war, und wünschte sehr, daß er bald in ein selbständiges Pfarramt von mäßigem Umfang versetzt werden möchte. Daran dachte auch bereits das Consistorium, welches ihn zu sehr schätzte und liebte, um ihn vor seinen Augen sich aufreiben zu lassen. Eine Zeitlang war er für eine Divisionspredigerstelle in's Auge gefaßt, die zur Erledigung zu kommen schien; aber hernach schob sich diese Erledigung weiter hinaus. Dann sollte in den neuerworbenen hohenzollernschen Landen ein Pfarramt für die dort zerstreuten 800 bis 1000 Evangelischen gegründet werden und das Consistorium

hätte Niemanden lieber hingeschickt als ihn; er aber fürchtete bei seiner reizbaren Gesundheit die mit jenem Amte verbundenen unaufhörlichen Reisen und sein Arzt bestätigte diese Besorgniß, so daß er keine Freudigkeit zur Annahme gewinnen konnte. Inzwischen that sich unerwartet eine anmuthige Aussicht auf; warme Empfehlungen veranlaßten das Presbyterium zu Bergisch-Gladbach ihn zu einer Probepredigt aufzufordern. Man wußte und sagte ihm zwar in Coblenz, daß die einflußreichsten Gemeindeglieder bereits einem anderen Candidaten ihr Wort gegeben und daß die Probepredigt darum eine vergebliche sei; doch wollte er sie mit Recht nicht ablehnen und genoß in einem gebildeten christlichen Kreise, der ihn mit vieler und zunehmender Liebe umgab, einige schöne Tage, die ihm den ganzen Reiz der äußerlich geringen, aber durch mäßigen Umfang und christliche Bildung der Gemeinde anziehenden Stelle recht fühlbar machten. Die Wahl fiel aus wie vorhergesagt; er erhielt nur fünf Stimmen gegen fünfzehn; mit einem leisen Anflug von Wehmuth theilte er mir es mit. Wenige Tage darauf lehnte er mit meiner vollen Zustimmung die hohenzollernsche Stelle entschieden ab, in der festen Zuversicht, daß ihm Gott den rechten Weg schon zeigen werde. Ich drang wiederholt in ihn, sein Coblenzer Amt aufzugeben, sich ein halbes Jahr in meinem Hause auszuruhen und dann sich vom Consistorium irgend eine geeignete Stelle zu erbitten, die ihm im Voraus sicher war; allein so ermüdet und ruhebedürftig wollte er durchaus nicht sein und auch seinen leidenden Pfarrer nicht aus eigener Wahl und Entscheidung verlassen.

Im Spätsommer wußte ihm Schütte, der väterlich um ihn besorgt war, doch einige Ruhe und Erholung zu ermöglichen. Mein Hochzeitstag rückte heran, und ich holte Bruder und Schwester in Coblenz ab nach der westphälischen Heimath meiner Braut. Wir sahen miteinander die gewerbreichen Städte und fruchtbaren Felder Westphalens und die lieblichen Ufer der Ruhr und verbrachten

einen schönen Tag unter dem Dach des trefflichen älteren Pastors Schütte in Herdecke, dem Stammort der Schütteschen Familie, in welchem durch Wahl der Gemeinde Vater, Sohn und Enkel bereits über ein Jahrhundert das Pfarramt geführt und in lebendigem Bekenntniß desselben Glaubens auch durch die Zeit des Unglaubens hindurchgeführt hatten. Den Bremer Kirchentag, den ich vor meiner Hochzeit noch besuchte, scheute er sich mitzumachen; ruhebedürftig wie er war, blieb er in Lemgo im Hause meiner Schwiegereltern zurück und durchstreifte einstweilen mit Schwester und Schwägerin den Teutoburger Wald. Als ich zurückkam, hatte man ihn dennoch gedrängt einmal zu predigen; ich vergesse die mächtige, nach Form und Inhalt gleich vollendete Predigt nicht, die er über den Fischzug des Petrus (Luc. 5, 1—11) hielt: „ach, könnt' ich predigen wie du," sagte unser trefflicher Freund Albrecht, der gekommen war, um mir die Traurede zu halten. Mit welcher Liebe er den hohen Tag meines Lebens mitfeierte, läßt sich nicht sagen: „wie Vieles hätt' ich euch doch sagen mögen," schrieb er im ersten Briefe, „in der Hochzeitsstunde und hernach beim Abschied, aber eben weil mir das Herz so voll war, konnt' ich nicht reden; alle Worte, alle Lieder, die ich vorher gedacht hatte, fielen dahin als unwerthe Schaalen einer unaussprechlichen Empfindung." Doch fand sein treues brüderliches Herz einen doppelten unvergeßlichen Ausdruck, einmal in dem Hochzeitsgeschenk, dessen Hauptstück eine prächtige Hausbibel war mit unvergänglichen Worten der Widmung, und in dem Tischgebet am Hochzeitstage, das er aus der Fülle seines Herzens hielt um Segen für unsern neugegründeten Hausstand.

Die fröhliche Heimreise mit Eltern und Schwester, auf der wir am Siebengebirg noch einmal alle zusammentrafen und bis Coblenz beisammenblieben, war der letzte Athemzug der Erholung vor einem Winter, in welchem sich alle bisherige Mühe und Arbeit noch einmal und fast zu unbezwinglicher Höhe steigern sollte. Pastor

Schütte hatte vergeblich gesucht sich zu erholen; seine Nervenzerrüttung war derart, daß die Aerzte ihm erklärten, er müsse den ganzen Winter feiern und von der Gemeinde entfernt in völliger Ruhe zubringen, wenn er überhaupt wieder arbeitsfähig werden wolle. Franz wollte und konnte ihn und die Gemeinde jetzt nicht verlassen. Man suchte einen zweiten Candidaten zur Hülfe; Franz aber sollte ordinirt werden und als Hülfsprediger das eigentliche Pfarramt führen. Einer solchen Stellung entsprach freilich sein Einkommen sehr wenig, indem die Gemeinde, die den Gehalt des neuen Candidaten hergab, es ihrem kranken Pfarrer allein überließ, für den Hülfsprediger Opfer zu bringen. Der Geldpunkt freilich hätte diesen zu allerletzt beschwert, wäre er nur im Stande gewesen, eine Anzahl drückender kleiner Schulden zu tilgen, die ihm während seines Vicariats aufgelaufen waren; so nahm er auch diese Last seufzend, doch in Gottes Namen noch zu den andern hinzu. „Ich weiß," schrieb er mir, „daß ich meine Gesundheit daran setze, auch wenn ich einen Candidaten zur Hülfe habe, aber dann hat sie mein Gott von mir gefordert und mein Gewissen ist frei. Aber ich hoffe auch, Er werde Kraft geben, und vielleicht — noch eine fröhliche Zukunft. Ich weiß nicht — meine Natur scheint auf's Arbeiten, Schaffen, Kämpfen angelegt, aber mächtig bricht dazwischen zuweilen das Bedürfniß nach stiller von der Welt abgekehrter Ruhe hervor. Vorgestern faßte mich's wunderlich; ich war in einem Hause, wo ich für Arme zu betteln hatte und wartete allein im Zimmer. Da hängt ein Bild, ein einsames Waldschloß, von hohen Alleen und grünen Bergen umgeben: da dacht' ich, ach nur vier Wochen einmal auf solch' einem Schloß allein, etwa mit einem alten Kastellan so ganz allein, und wenn der Morgendampf über den Waldthälern liegt, von hohen Fenstern die blitzende Sonne hinaufsteigen zu sehen, oder am Mittag in den hohen Baumgängen zu wandeln, oder am Abend am schilfigen

Teich zu sitzen, den Homer oder das Neue Testament in der Hand, — das wäre ein Leben, in dem das Herz sich einmal recht frisch und hell baden könnte. Es ist nicht so und soll nicht so sein; es muß also auch gut sein, wie es ist. Wahr ist's, von den drei Wintern, die ich nun in Coblenz verlebe, faßt jeder mich mit neuen Mühen an."

Es war in mehr als einer Hinsicht ein schwerer Gang, den er antrat. Schütte, an dem er im Hause seinen besten Trost und seine tägliche Erquickung gehabt, ging nun für längere Zeit. Auch unsere Schwester, deren Umgang ihm täglich ein Stündchen gemüthlicher Erholung gewährt, die seine einsamen Spaziergänge begleitet hatte, mußte er nun, nachdem er sie zur ehrenvollen Prüfung vorbereitet, wieder von sich lassen, da sich in meinem Berufskreise plötzlich die erwünschte Gelegenheit bot sie als Lehrerin zu verwenden, ohne sie von der Familie zu trennen. So blieb er in völliger Vereinsamung seinem Beruf gegenüber; „Gieb dich zufrieden und sei stille In dem Gotte deines Lebens" schrieb er mir wehmüthig beim Abschied der Schwester, die er uns mit treuer Liebe auf die Seele band. Auch die Erquickung wissenschaftlicher Muße, auf die er sich, wann erst das Examen vorbei sei, so sehr gefreut, war ihm nun weniger denn je gegönnt. „Wie gerne," schrieb er mir, „würde ich mancherlei Wissenschaftliches, das ich in mir bewege, mit dir, lieber Bruder, besprechen, aber es fehlt die Zeit. Hätte ich einige Muße, nur einige, so viel jeder ehrliche Mensch braucht, so würde eine Reihe kleiner wissenschaftlicher Aufsätze entstehen, die mir und vielleicht auch Anderen nützlich wären; so wird nichts, gar nichts." Ein schwermüthiger Zug lagerte sich dunkel und dunkler über das ruhe- und liebebedürftige Herz, das zu jung war, um auf alle Wünsche zu verzichten und doch zuviel erfahren hatte, um noch den Muth des Wünschens zu finden. „Sehnsuchtsvoll," schrieb er, „beugt sich meine Seele zuweilen zu-

rück nach einem Glücke, dessen erste Blüthe für dieses Leben verblüht ist, sehnsuchtsvoll vorwärts nach einer zweiten, die ich nicht zu finden weiß." Zuweilen wollten die Fittige der Seele sich wieder regen zu einem neuen Hoffen und Lieben; ein paar zarte, schwermüthige Lieder in den „Haideröschen" geben Zeugniß von solchen Anflügen; aber es fehlte der rechte Muth, die Frische der Zuversicht, und so erging es ihm, wie er in einem späteren Liede sagt:

„Seit mein Herz ein Grab geworden,
„Bergend Einen lieben Namen,
„Sind verwelkt die Blumen alle,
„Die auf diesen Boden kamen."

„Die Ansprüche, die ich persönlich an's Leben mache," schrieb er mir im Herbst 1852, „werden immer geringer. Mein innerlich Leben mit seinen Wünschen nach persönlicher, privater Glückseligkeit macht Anläufe, sich mehr und mehr in eine Passivität zu hüllen, mit der ich ganz zufrieden wäre, wenn es nicht einen Punkt gäbe, von dem an diese Bedürfnißlosigkeit und damit verbundene Armuth des privaten Lebens ebenso auch die Energie der Amtsführung lähmen müßte, in welche alle Kraft aufgeht. Ihr beklagt mich, daß ich so viel arbeiten muß, — was kann ich denn Besseres thun? Habe ich denn noch irgend Jemanden hier, an dem meine Seele sich erholen könnte in einer freien Stunde? Meine Seele wird nur lebendig, wo sie sich aufreibt, im Amte."

Es kam hinzu, daß ihm selbst diese aus dem aufreibenden Amte quellende Seelenerquickung verbittert ward. Es war schon längst in der Gemeinde die Rede davon gewesen, er predige zu scharf; „ich kann nichts dazu thun," hatte er sich darüber gegen mich geäußert, „denn ich achte mich meinem Herrn verpflichtet, von der Schärfe des Evangeliums nichts abzuthun und bin der Ueberzeugung, daß lange nicht scharf genug gepredigt wird; sollen die, welche das erkennen, es um der Anderen willen lassen?" Es wäre

nun nicht zu verwundern, vielmehr in geduldiger Liebe zu tragen gewesen, wenn Temperament und körperliche Reizbarkeit, wenn der Ernst seines Lebensganges und der Eifer seiner Amtsführung dem jungen Prediger, dem Jedermann die innere Wahrheit seines Thuns und Redens abfühlte, auch einmal ein allzuschneidiges Wort auf die Lippen gelegt hätte; doch kann ich ein solches in seinen Coblenzer Predigten überhaupt und insonderheit in denen, welche er im Winter 1852 auf 53 als stellvertretender Pfarrer im Hauptgottesdienste gehalten, nicht finden. Diese Predigten sind ferne nicht nur von jeder individuellen Anspielung, sondern auch von allem falsch gesetzlichen Wesen; der Ernst und die Strenge, die sie durchdringt, ist nichts anderes als der Ernst und die Strenge des Evangeliums selbst, dessen Forderungen der Prediger allerdings nie zu verhüllen oder zu verkleinern, sondern in ihrer ganzen Schärfe herauszustellen bemüht ist; dabei legt er den Hörern die Anwendung zwar so nahe als möglich, überläßt aber dieselbe doch zuletzt immer ihrem eigenen Gewissen. Gerade um ihres eindringenden Ernstes, um ihrer geheiligten Strenge willen wurden diese Predigten Vielen zum Segen und von Vielen, Hochgebildeten und Geringen, dem Prediger in der Stille und ausdrücklich verdankt. Dagegen fehlte es natürlich in der Gemeinde auch nicht an jenem vornehmen Christenthum, das sich nur erbaut fühlt, wenn es gestreichelt wird, das von jenen Rührungen lebt, von denen Franz einmal sagte, sie glichen dem Wind, der die Gasse nicht fege, sondern was er aufgehoben gleich wieder fallen lasse, uud von solcher Seite her hängte man sich an die Jugendlichkeit des Predigers und bemerkte, da man gegen den Inhalt seiner Predigten unmittelbar nichts aufbringen konnte, es komme ihm noch nicht zu, so zu predigen; sein Ton sei für einen so jungen Menschen anmaaßend und meisternd. So willig und dankbar Franz allezeit eine brüderliche oder väterliche Zurechtweisung angenommen hätte, —

dies Gerede von Leuten, die ihn und seine Wirksamkeit besser kennen konnten, als um von Unreife zu reden, verletzte ihn tief, wohl tiefer als es dasselbe verdiente. „Ich weiß vor meinem Gott," schrieb er mir damals, — „Unbescheidenheit ist nie mein Fehler gewesen und von Herzen demüthiger bin ich nie als gerade beim Predigen. Und nun, während ich wahrhaftig das Herzblut meiner Seele an meine Predigten setze, nur die schnöden Aeußerungen zu hören „„Das kommt dir nicht zu, dazu mußt du warten bis du älter bist"" — das drückt mich zuweilen fast zu Boden."

Unter diesen Umständen kam der Tag seiner Ordination, der 13. December 1852. Der Vater reiste zu derselben nach Coblenz, was Franz eine große Freude war; mir war es nicht möglich. Schütte schrieb aus betrübter Ferne einen innigen Brief und wies ihn, wohl nicht ohne besondere Beziehung, auf den Spruch: „Der Herr richte eure Herzen zu der Liebe Gottes und zu der Geduld Jesu Christi." „Noch ist mir im Gedächtniß," erzählt nach Jahren ein zugegen gewesener Freund, „welch' ungemeinen Eindruck die paar Worte auf mich machten, die Franz am Altar auf die feierliche Frage zu erwiedern hatte „Ja, von ganzem Herzen": diese Worte wurden so weihevoll gesprochen, daß sie mir klangen wie Töne aus einer höheren Welt." „Was ich innerlich bei der Ordination erlebte," schrieb Franz mir, „war das Gefühl, daß in der That im Reiche Gottes der Herr nirgends eine Aufgabe giebt, ohne eine Gabe hinzuzufügen, und obwohl ich auch hier wie immer mein Herz anklagen mußte, nicht warm und dankbar genug zu schlagen, steigerte und concentrirte sich dies Gefühl doch, je mehr der Moment der Handauflegung herannahte. Kein Wort ging mir da mit tieferem Geistesschauer in die Seele, denn als der alte Groos mit leiser priesterlich geweihter Stimme sprach: „Heilige ihn in deiner Wahrheit."" Wie denn auch hernach in der Sakristei bei der Beglückwünschung mir Keiner mehr sagte, als er mir ohne

Worte gesagt hat: er trat zuletzt heran, faßte meine Hände mit beiden Händen, küßte mich zweimal, und Thränen standen in seinen Augen. Nach der Ordination predigte ich über Joh. 21, 15—17 (Simon Johanna, hast du mich lieb?) unter der tiefsten Erschütterung meiner selbst und auch zu großer Bewegung der Gemeinde; mein Gedanke war: „Die Liebe zum Herrn, des evangelischen Predigtamtes vornehmste Bedingung, gutes Recht und richtiger Maaßstab." — Die Liebe der Mitglieder des Consistoriums und einiger anderen treuen Freunde umgab ihn in der Stille den Rest des Tages und am Abend sangen ihm die Waisenkinder, die Freund Kehr geschickt hatte, noch einen Choral.

Die nächste Folge der Ordination war, daß dem neuen Hülfsprediger nun auch die sämmtlichen Casualien einer Gemeinde von viertehalbtausend Seelen oblagen; die Predigt und Seelsorge hatte er seit Schütte's Erkrankung ohnedies schon fast allein. Gern hätte sein treuer und besorgter Pfarrer ihm wenigstens den jetzt zu beginnenden Confirmandenunterricht erspart; allein es erwies sich unausführbar, die siebenundvierzig Confirmanden mit denen der Militairgemeinde zu vereinigen, und so mußte Franz zu seinen acht Gymnasialstunden noch acht, bald zwölf Confirmandenstunden in der Woche ertheilen. Zwar auf der anderen Seite war es ihm eine Lust, die Kinder, die er vom Vorbereitungsunterricht her kannte und lieb hatte, nun auch zum Ziele führen zu dürfen; der vor mir liegende Entwurf des Unterrichts, der nun auch erst neu auszuarbeiten war, bezeugt auf jeder Seite die Frische und die Treue, mit der er sein Werk anfaßte und durchführte. Es war der in der Gemeinde eingeführte kleine lutherische Katechismus zu Grunde zu legen. Diesen vor Kindesaugen so auseinanderzufalten, daß die ganze Fülle christlicher Heilswahrheit einfach und praktisch sich aus ihm ergebe, ist die Aufgabe, die der junge Katechet in jenem zu einem artigen Büchlein ausgeführten Grundriß vortrefflich gelöst

hat. Wer die eigenthümlichen Schwierigkeiten eines auf die Anordnung des kleinen lutherischen Katechismus gebauten systematischen Unterrichts kennt, wird namentlich nach den Zusammenhängen der fünf Hauptstücke fragen. Dem ersten schickt er die alten Einleitungsfragen: „Mein Kind, was bist du u. s. w." voraus, knüpft sogleich an Taufe und Glaube praktisch an, um die Liebe zur Mission anzufachen, geht vom Begriff des Katechismus auf den der h. Schrift zurück, um Inhalt, Werth und Gebrauch derselben auseinanderzusetzen und bahnt dann durch eine Zergliederung des Begriffs „Gesetz" den Uebergang zu den Geboten. Zwischen dem zweiten und den drei letzten Hauptstücken erkünstelt er keinen Uebergang, sondern behandelt Gebet und Sacramente richtig als ausführende Nachträge zum dritten Glaubensartikel; zwischen Gesetz und Glaube aber ist der Uebergang — damit ich eine Probe der Behandlung gebe — in Kürze dieser: „Warum fügt Gott den Geboten eine so nachdrückliche Drohung und Verheißung hinzu? Antwort: weil er Uebertretung erwartet;" und nun folgt die Lehre von Sünde und Tod, schließend mit dem Verhältniß von Sünde und Gesetz, aus dem wiederum die Forderung des Glaubens als des Heilsweges hervorgeht. Nach einer historischen Einleitung über die Glaubensbekenntnisse der alten und der evangelischen Kirche wird vom Bekennen auf's Glauben zurückgegangen und auf die Frage: was heißt glauben? geantwortet: nicht „meinen" (unsichere Erkenntniß), nicht „sehen" (sinnliche Erkenntniß), nicht „wissen" (mathematische oder logische Erkenntniß); sondern — eine unmittelbare Gewißheit des fühlenden, erkennenden, wollenden, des ganzen persönlichen Menschen. Daher ist der christliche Glaube persönliches Verhältniß zu einem persönlichen Wesen; man glaubt an Gott, an Christum (nicht: an den Teufel, an Gespenster). Wesentliche Momente sind also: a) Erkenntniß (durch Schrift und Predigt), b) Zustimmung (Annahme des Erkannten), c) Aneignung (Gemeinschaft mit dem Angenommenen). Der Glaube

geht dem Wissen voraus, wird aber zum Wissen (1. Joh. 5, 20); er ist das Werk des h. Geistes (nicht eignes, nicht Jedermanns Ding), hat zum Gegenstande Gott (den nicht Alle glauben, Ps. 14) und zwar den geoffenbarten; die Offenbarung muß dem Glauben seinen Gegenstand vermitteln. Die Offenbarung Gottes liegt in Natur und Schrift vor, für den Christen offenbart sich Gott insonderheit in seinen Heilsthaten, also als Vater, Sohn und Geist. Dreieinigkeit: alles Leben geht vom Vater aus, durch den Sohn, im h. Geiste, als Schöpfung, Erlösung, Heiligung." Und nun geht's in's Einzelne der drei Artikel.

Neben der von Franz vollständig übernommenen Arbeit des Pfarrers sollte der neu berufene Candidat in den vollen Umfang der Gehülfenarbeit eintreten. Allein derselbe war zwar ein fähiger und wohlmeinender junger Mann, dessen persönlicher Umgang dem vereinsamten Hülfsprediger herzlich willkommen war, aber von einem Arbeiten, wie es die Coblenzer Gemeinde erheischte, hatte er keinen Begriff. Er verbrauchte seinen Eifer für vereinzelte Dinge, die ihn gerade anzogen, und ließ Franz der Gemeindearbeit gegenüber so gut wie allein. Eine wirkliche Hülfe dagegen hatte der Ueberlastete an seinem väterlichen Freunde Groos, der ihm, zumal wenn er ihn angegriffen und unwohl sah, abnahm was er irgend vermochte. Mit seiner Gesundheit ging es in diesem arbeitsvollsten Coblenzer Winter im Ganzen unerwartet gut; die in seinem Organismus versteckte Krankheit hatte sich von Brust und Lunge weg und in die Verdauungsorgane gezogen, so daß ihm jede Erkältung Magenschmerzen brachte; aber von solchen Anfällen war er immer wieder rasch hergestellt und am Predigen und Unterrichten nie länger gehindert. „Ich leugne nicht," schrieb er im beginnenden Frühling, „daß ich die Anstrengungen dieses Winters spüre, aber Gott hat mir wunderbare Kraft gegeben, so daß ich gesunder bin als je." So erleichternd freilich jene Wendung seiner Kränklichkeit war, so wurde doch durch sie die ohne-

dies in seinem Wesen liegende Reizbarkeit noch gesteigert; er trug schwerer an allen Vorkommnissen seines Amtes als ein andrer; alle Widerwärtigkeiten und übeln Erfahrungen, von denen die Amtsführung eines Geistlichen, je treuer er ist, um so mehr zu sagen weiß, verletzten und schmerzten ihn tief und er hatte viel zu wachen und zu kämpfen, um eine unter solchen Umständen sehr entschuldbare, aber von ihm selbst angeklagte Schärfe und Heftigkeit zu beherrschen. Doch schrieb er auch in der schwersten Zeit, wenn er zuweilen auch sein Amt mit Seufzen thue, es geschehe doch viel öfter mit Freuden. Und klagte er einmal eine trübe Stimmung, die ihn mit Macht überfiel, gegen mich, den einzigen Vertrauten solcher Dinge aus, so geschah auch das nicht ohne einen mildernden Zug des Scherzes, damit er mich mit seiner Trübseligkeit doch nicht zu sehr mitbetrübe. So heißt es einmal in einem Briefe aus jenem Winter: „ich weiß wirklich nicht, ob ich nicht in Gefahr bin, einmal wieder sentimental zu werden, oder ob die Eitelkeit, die auch unter dem Märtyrerthum als Falle liegt, mit im Spiele ist: aber manchmal muß ich denken, meine ganze Bestimmung wäre vielleicht, noch ein paar Jahre hier in Coblenz still und allein zu arbeiten und dann der Welt Ade zu sagen. Ich denke manchmal so, wenn ich des Abends, etwa durch Gesellschaft oder sonst etwas aufgeregt, beim Auskleiden mein eigenes Herz schlagen höre wie rauschendes Wasser. Du mußt das aber nur nicht schlimm nehmen, lieber Bruder: du weißt, daß ich ein Hypochonder bin.“

Die einzige gemüthliche Erquickung in dieser Zeit, da er sich selbst wohl in halbem Scherz „ein einsames Lastthier“ nennt, war der Briefwechsel mit Frankfurt und Trier. Zu größeren Mittheilungen, zu gegenseitigen Erörterungen fehlte es zwar jetzt an aller Muße; die mit hastig gewordener Handschrift hingeworfenen Briefe kommen zwar nicht seltener, aber unregelmäßiger als zuvor, immer jedoch aus der Fülle eines Herzens, das in all' seinen Mühen das Leben der fernen Angehörigen mit stets zunehmender, Alles durchdringender Innig=

keit mitlebt. „Diese Tage," schreibt er auf die Geburtstage der Eltern, „sind mir jedes Jahr mehr ernste, feierliche, heilige Tage. Ich kann wohl sagen, jedes Jahr mehr. Denn während man anzunehmen pflegt, daß die Herzen der erwachsenden und erwachsenen Kinder in der Regel schwächer werden in ihrem Kindesgefühl, darf ich wohl, und bin glücklich, daß ich es kann — von mir das Gegentheil sagen. Während ich mich in der Jugend nach meinem trotzigen und verkehrten Herzen vielfältig gegen meine kindliche Stellung versündigt habe, wird jetzt, da ich erwachsen und selbständig bin, durch die Gnade Gottes, welche mich „verkündigen lehrt die Tugenden deß, der uns berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht," immer mehr Kindesgefühl und kindliche Freude an meiner kindlichen Stellung in meinem Herzen einheimisch. Ich bin erst recht meiner Eltern Kind geworden, da Gott anfing mich zu Seinem Kinde zu machen." Und so war denn auch unsere geschwisterliche Liebe immerfort im Zunehmen, sie, von der man sonst sagt, sie trete zurück, wann erst eins oder das andere seinen eigenen Hausstand besitze. „Die Ankunft der Trierer Briefe," sagt er wohl einmal, „gehört zu den größten Privatfreuden meines jetzigen Lebens." „Ich hoffe, ihr schreibt mir bald," bittet er gleich nach Weihnachten, „ihr wißt nicht, was mir Briefe von euch werth sind. Meine einzige Ruhe ist, daß ich in eurer Liebe ausruhe, die ich am Feste wieder so deutlich am Herzen gespürt und mit Augen geschaut habe. In der That, wenn ich im Hinblick auf andere Dinge einmal trübe gestimmt bin, so erfrischt mich wieder der Gedanke an euch." Und diese immerfort wachsende und sich vertiefende Liebe war in der That eine Liebe im Herrn; es ging auch ein seelsorgerlicher Zug durch sie hindurch. Wo ihm in irgend einer Sache die Herzensstellung seiner Nächsten nicht die rechte schien, da wußte er mit einer Zartheit und Anspruchslosigkeit auf das Nothtuende hinzuweisen, die nicht verletzen, sondern nur beschämen und gewinnen konnte. Bei aller mitempfindenden und miterlebenden Innigkeit war

seine Theilnahme von aller Weichlichkeit fern. Es hatte sich ebendamals ein Wetter über meinem Haupte zusammengezogen: unter verschiedenen gleichzeitigen Versuchen, einen etwas unvorsichtig gefaßten Paragraphen des neuen Strafgesetzbuchs zur Unterdrückung jedes entschieden protestantischen Zeugnisses gegen die römischen Irrthümer zu benutzen, figurirte auch ein in Trier vom bischöflichen Seminar aus gegen mich angestifteter Preßproceß. Ich ward verklagt in meinen vor Jahresfrist erschienenen „Evangelischen Beiträgen zu den (Radowitzschen) Gesprächen über Staat und Kirche" die katholische Kirche „dem Haß und der Verachtung" preisgegeben zu haben und ungeachtet mein edler Gegner selbst mir bezeugen ließ, daß er eine billigere Weise des confessionellen Streites als die meine nicht kenne, von einem befangenen Gerichte zu vier Wochen Gefängniß verurtheilt. Einige Monate später hob freilich eine freisprechende zweite Instanz dieses Urtheil wieder auf, aber die Sache hatte inzwischen bei dem Zusammenhange, in dem sie mit anderen Zeichen der Zeit stand, meine Freunde nah und fern lebhaft in Anspruch genommen und um niederträchtiger Intriguen willen, die gleichzeitig von Trier ausgingen, um eine etwaige Begnadigung im Voraus zu hintertreiben, namentlich meinen Bruder, der in Coblenz mehr erfuhr als ich selbst, auf's Tiefste bewegt. Aber keinen Augenblick verlor er den Anspruch aus dem Auge, den die evangelische Kirche nöthigenfalls auch auf mein Strafleiden habe und befestigte mich mit aller Kraft in dem Vorsatz, um keine Begnadigung nachzusuchen, da das evangelische Bekenntniß sich nicht begnadigen zu lassen habe. „Wenn ich," schrieb er mir auf die Anzeige meiner Verurtheilung zurück, „in diesem Augenblick ruhiger bin als die Meisten, welchen die von dir empfangene Nachricht zu Ohren kommt, so liegt das nicht blos daran, daß ich die Verurtheilung erwartet habe, sondern zugleich daran, daß der Blick auf das, was nach diesem Zeichen der Zeit der evangelischen Kirche noch bevorsteht, es zur Erbitterung nicht kommen läßt. So-

weit das sündige Herz des schnell aus der sittlichen Fassung kommenden Menschen es zuläßt, — ein wenig auch daran, daß ich mit dir und in dein Gemüth hinein ergeben bin, des Wortes unseres Herrn eingedenk „der Jünger ist nicht über den Meister.“ Laß uns die Sache ruhig bereden und glaube mir, daß dennoch jetzt keine Gemüthsbewegung euch alle dort durchzittert, die nicht auch in mir nachbebte. Aber der Herr gebietet dem Sturm Ruhe, und „da ward eine große Stille.“

Unsererseits war natürlich ein Hauptgegenstand des brieflichen Austausches mit ihm die angelegentliche Bitte, sich im Uebermaaß der Amtsarbeit nicht aufzureiben, sondern das Seinige zu thun, um möglichst bald in einen anderen, für seine Gesundheit weniger bedrohlichen Wirkungskreis zu gelangen. So wenig Franz das Recht und den Grund solcher Bitten bestritt, so kümmerte ihn doch auch unter jener auf die Dauer nicht zu tragenden Last vielmehr sein inneres als sein äußeres Leben. In allen Briefen aus jenem Winter finde ich doch eigentlich nirgends eine Klage über die Arbeit selbst, wohl aber darüber, ob dieselbe auch so von ihm gethan werde wie sie solle. „Ich erschrecke,“ schreibt er, „bei der Arbeit und dem Kampfe, bei welchem ich, wie Schütte sagt, noch nicht einmal die Zeit dazu habe mir den Schweiß abzuwischen (was aber doch eine Hyperbel ist), am meisten vor der Gefahr der Handwerksmäßigkeit, denn ich finde selbst die Zeit nicht, täglich in der Schrift zu lesen.“ „Herzlichen Dank für deinen Brief,“ heißt es ein andermal; „sein Anblick richtet mich immer wieder auf und erquickt meine Seele. Indessen bedarf ich immer nur ein klein wenig Luft und Licht, um wieder hoch und frisch aufzuathmen. Das Jahr geht ja voran und ich sehe Licht hinter der Arbeit von einigen Monaten. Daß man nur innerlich so recht wachsen könnte und nicht so viel unnütz lebte! Die Confirmanden machen mir neben vieler Arbeit doch auch viel Freude;

sie hängen jetzt sehr an mir und lieben meinen Unterricht: — daß ich nur die unendlich wichtige Arbeit, das Evangelium in diese jungen und meist in schöner Empfänglichkeit geöffneten Herzen zu pflanzen, recht verstünde und vor Allem in der Fürbitte treuer und mächtiger wäre! Der Herr helfe meiner Armuth aus mit der Fülle seines unaussprechlichen Reichthums. „Wenn ihr Alles gethan habt, so seid ihr doch unnütze Knechte!“ — „Ach, lieber Willibald,“ heißt es wieder, „wie elend ist doch all' unser Wirken, das Wälzen einer Riesenlast mit Kindesarmen; meines wenigstens kommt mir oft so nichtig vor; mein Arbeiten versinkt meist fast spurlos und verdient auch wohl nicht mehr. Betet doch für mich; ich fange an es gar nicht mehr zu verstehen, warum mir eine solche Last auf die Schultern gelegt ist. Am äußeren Arbeiten verzage ich nicht; es läßt sich wirklich mit Ruhe und Umsicht etwas Ziemliches wegarbeiten, — aber das innere will oft nicht recht mit. Ich tauge zu wenig; ihr müßt mich gar nicht so viel beklagen. Der Heiland hat zu viel an meinem eigenen Herzen zu thun, als daß ich viel an Anderen thun könnte, ich weiß es wohl. Wenn der Doctor krank ist, kann er seine Patienten nicht gesund machen. Nein, das sind keine hypochondrischen Launen, gewiß und wahrhaftig nicht; es ist ein Stück Sündenbekenntniß ....“

Aber eben weil es ein Stück Sündenbekenntniß war, der ernste Ausdruck eines aufrichtigen und vor Allem die eigene Seligkeit schaffenden Herzens, so paßte auch auf solche Zustände seines inneren Lebens das apostolische Wort: „Wenn ich schwach bin, so bin ich stark.“ Von den ärmsten Stunden seiner Seele mochte er mir, dem Vertrautesten, wohl reden, von den reichsten schwieg er in vollkommener Keuschheit des inneren Lebens auch gegen mich, und so ist mir auch ein Lied wie das in den „Haideröschen“ S. 101 mitgetheilte zu seinen Lebzeiten nicht zu Gesichte gekommen, das von einer solchen Feierstunde seiner Seele und

nicht nur von dieser, sondern recht eigentlich von dem innersten Leben derselben Zeugniß giebt. Dasselbe ist eben in jener Zeit, und wie ich nach meiner Kenntniß wohl sagen darf, mit seinem Herzblute geschrieben und so darf es ja wohl auch an dieser Stelle nicht fehlen.

Nur Ihn!

Nur Ihn, nur Ihn will ich umfassen,
Wann schwer und bang das Herze schlägt;
Nur Ihn, nur Ihn will ich nicht lassen,
Wann's schwer an seinen Sünden trägt.

Nur Ihn allein im Herzen hegen
Mit seiner namenlosen Huld;
Nur Ihn, der mich auf irren Wegen
Gesucht mit göttlicher Geduld!

Ihn, der allein aus dunkeln Gründen
Zu seinem Licht mich hob empor;
Der mich, das wilde Kind der Sünden,
Aus Gnaden sich zum Freund erkor.

Drum will nur Ihn zum Freund ich haben,
Nur Ihn allein zu sel'ger Lust,
Der hoch geschmückt mit seinen Gaben
Die arme, die verwaiste Brust.

Geschmückt allein mit Deiner Gnade
Sei sie nun auch, mein süßes Licht;
Mit andrer Lust, o Herr, belade
Von heut an sich die Seele nicht.

Der Du so viele ludst der Gäste,
O zieh' auch mich noch mehr heran,
Und halte Du mich selber feste,
Weil ich Dich sonst nicht halten kann.

* * *

Und nun sollte auch seine irdische Lebensfrage sich lösen. Seit Anbeginn des Jahres 1853 verlautete, daß Mitglieder der jüngeren evangelischen Gemeinde in Neuwied nach Coblenz in seine Predigten herüberkämen, um ihn für ihre Pfarrstelle näher kennen zu lernen. In dieser Gemeinde, die kaum ein Drittel der Coblenzer Seelenzahl betrug und sowohl hiedurch als vermöge ihres städtischen Charakters und altbegründeten Bestandes uns für Franz hocherwünscht war, hatte man soeben einen vierundsiebzigjährigen Mann in Ruhestand versetzt und war nun um der neuen Wahl willen, die neues Leben bringen sollte, in ungewöhnlicher Bewegung. Da man nur aus einer vom Kirchenregiment vorzuschlagenden Dreizahl zu wählen das Recht hatte, so wurde Franz gebeten sich beim Consistorium zu melden. Er wollte es nicht thun, ohne sich vorher seinem lieben Pfarrer Schütte noch einmal zur Verfügung zu stellen; aber dieser nahm ein längeres Opfer nicht an und gab ihn in der liebevollsten Weise frei. Es waren zwar noch andre nicht aussichtslose Bewerber im Vorschlag, doch sprach Alles, was man in Coblenz sah und hörte, so sehr zu Franzens Gunsten, daß seine Aufnahme in die Dreizahl seitens des Consistoriums auch seine Erwählung in der Gemeinde verbürgte. Er hatte eben am Himmelfahrtstag, dem 5. Mai, seine lieben Confirmanden unter großer Anerkennung des Presbyteriums und der Eltern geprüft, um sie am folgenden Sonntag einzusegnen, da erschienen am Freitag Mittag fünfzehn Abgeordnete von Neuwied, um ihm die eben mit 26 von 28 Stimmen erfolgte Erwählung anzuzeigen und ihn um die Annahme derselben zu bitten. Da er in tiefer Bewegung ihnen sogleich seine Zusage gab, umringte ihn ein unbeschreiblicher Jubel; die Versicherungen des Vertrauens und der Liebe, Händedrücken und Freudenthränen wollten kein Ende nehmen; es war ein Augenblick, der viel schwere bange Lebenstage aufwog.

Zwar vorerst freute ihn an der neuen Gemeinde nichts mehr, als daß sie der alten so nahe war, denn sein Herz hing eben jetzt mit den allerstärksten Banden an dieser. Was einem jungen Geistlichen, der zu seinem Amte recht steht, insonderheit die erste Confirmation bedeute, weiß nur wer es selbst erlebt hat. „Bittet für mich in diesen Tagen," hatte er uns geschrieben; „ich weiß, sie werden mich segensreich aber auch furchtbar erschüttern. Ich habe die Kinder lieb, manche sehr lieb; aller ewiges Schicksal zittert mir auf der Seele; ich möchte sie in meinen Sorgen nicht lassen und mit Augen geleiten auch die künftigen Tage entlang." Gegen die gewöhnliche Sitte, aber nach einem wie mich dünkt richtigen Gefühle richtete er eine zwiefache kürzere Ansprache an die festliche Schaar: vor der Einsegnung ein rückblickendes Wort über Jerem. 31, 3: „Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte;" nach derselben ein vorschauendes und die ganze Gemeinde mit anfassendes über 1. Johannes 2, 28: „Und nun Kindlein bleibet bei Ihm, auf daß, wenn Er geoffenbaret wird, daß wir Freudigkeit haben und nicht zu Schanden werden vor Ihm in Seiner Zukunft." „Lieben Kinder," schloß diese erst nachträglich aufgezeichnete Ansprache, „so wie jetzt werden wir bald nicht mehr zusammen sein. Aber wie weit auch unseres irdischen Lebens Pfade auseinandergehen mögen, — einst versammeln wir uns wieder Alle und noch viel Mehrere um uns her, und das wird sein, wann Er geoffenbaret wird in Seiner Zukunft, da Er kommen wird, ein Richter der Lebendigen und der Todten, kommen in den Wolken des Himmels und alle heiligen Engel mit ihm. Was mich betrifft, Geliebte, ich hoffe alsdann durch meines Herrn und Heilandes unverdiente Gnade gestellt zu werden zu denen zu seiner Rechten. Dann aber werd' ich mich umsehen, und Viele, die hier versammelt sind, werden's mit mir thun, ob ihr auch alle da seid? Ja, dann will ich fragen nach

meinen Confirmanden! Und wenn dann ein einziges von euch fehlen sollte, ach Geliebte, — das wäre doch ein Weh, das auch Ströme von Seligkeit verbittern könnte! Doch — was red' ich von meiner, was red' ich von unserer Liebe? Ist nicht über uns Allen der Herr, von dessen unaussprechlicher Liebe all' unser menschlich Lieben nur ein armes Flämmchen ist, ein empfangener Strahl, ein geliehener Schein? Was ist unsere Sorge gegen seine; was wäre unser Weh gegen sein Weh? Auf daß Keinem von euch sein weltdurchleuchtender Liebesblick strahlen müsse in der Glut des Zorns, vor dem Augen und Herzen zu Boden sinken — darum, ja darum „Kindlein, bleibet bei Ihm, auf daß, wenn Er geoffenbaret wird, wir Freudigkeit haben und nicht zu Schanden werden vor Ihm in Seiner Zukunft! Amen."

Ich weiß aus mehr als einem lange nachher vernommenen Zeugniß, wie in der That das Band irdisch-himmlischer Liebe, das diese Unterweisung und Einsegnung knüpfte, manchem jugendlichen Herzen ein unzerreißbares geblieben ist und stärker erfunden ward auch als der Tod: damals war die überströmende Liebe der Kinder eine allgemeine und unbegränzte. „Sie hängen," schrieb Franz, „vom ersten bis zum letzten mit einer Liebe an mir, die mich nur zuweilen besorgt macht, daß sie der Liebe zu ihrem Heiland, zu dem sie doch allein sollten hingeführt werden, Eintrag thun möchte." Die Woche, die zwischen der Erneuerung des Taufbundes und der ersten Abendmahlsfeier lag, war eine Woche ernsten, seelsorgerischen Umgangs. Nachdem er die Confirmanden gemeinsam auf das h. Abendmahl vorbereitet, forderte er sie auf, auch einzeln zu ihm zu kommen und ihr Herz gegen ihn auszuschütten; manche schöne Aeußerung des ungeweckten höheren Lebens steht aus diesen Tagen hinten in seinem Unterrichtshefte verzeichnet. Als Sinnbild und Andenken ihrer Dankbarkeit brachten ihm die Knaben für's künftige Pfarrhaus einen kostbaren gedrechselten Tisch

von Maserholz und eine schöne Kugellampe, die Mädchen einen prächtigen von ihnen selbst gestickten Sessel; dazu hatten sich alle in zwei wohlgelungenen Gruppen für ihn daguerreotypiren lassen.

Und nun ward nach acht athemlosen Monaten dem müden Leibe die erste Ruhe gegönnt. Begleitet von einem lieben Freunde, dessen vertrauter Umgang ihm schon seit einiger Zeit eine Erquickung geworden war, dem Rector Andrä von der höheren Gemeindeschule, reiste er gleich nach Pfingsten rheinaufwärts, sah unter großer gegenseitiger Bewegung seinen lieben in der Genesung begriffenen Pfarrer Schütte wieder und kam dann zum erstenmal als Gast nach Trier in unser neugegründetes Haus. Wie froh wir waren, uns nach so ernsten, aber durch Gottes Treue so reich gesegneten und herrlich hinausgeführten Kampfeszeiten wieder zu haben, läßt sich nicht sagen. Sein Aussehen war besser, als wir befürchtet. In alter Jugendfrische wurden die Wälder durchstreift und die Berge erstiegen, das von Trier aufwärts gelegene Saarburg und Castell besucht, dabei der Schatz des Geistes und Herzens von den höchsten theologischen Problemen an bis zu den schlichtesten häuslichen Angelegenheiten ausgeschüttet, und an Leib und Seele erfrischt kehrte Franz nach zehn Tagen nach Coblenz zurück, wo ihn freilich die Arbeit noch einmal „stromweise" überfiel. Sein Gehülfe war inzwischen ausgeschieden und er hatte die letzten fünf Wochen die ganze Gemeinde allein. Doch wurde diese letzte Coblenzer Sturm- und Drangzeit nun jemehr und mehr zu Einem zusammenhangenden Abschiedsfeste. Ueberall wo er hinkam begegnete ihm der Ausdruck des Bedauerns, daß er weggehe, und der Freude, daß er doch wenigstens in der Nähe bleibe; namentlich durch die Confirmation hatte er die Gemeinde gleichsam von Neuem erobert. Zur vorläufigen Ausstattung seines leeren Pfarrhauses in Neuwied strömten nicht nur von seinen nächsten Angehörigen und Freunden, sondern auch aus der alten und neuen Gemeinde Geschenke aller Art zusammen, deren größtes und kleinstes

ihn nach seinem lauteren und innigen Gemüth gleich glücklich machte. Am 26. Juni feierte er noch das fünfzigjährige Jubiläum der Coblenzer Gemeinde mit, an welchem Groos eine herrliche Festpredigt hielt und beim nachfolgenden Festmahl aus der Mitte des Presbyteriums Regierungsrath Landfermann der beiden Geistlichen, des fernen und kranken und des gegenwärtigen aber wegziehenden, mit gewichtigen Worten der Anerkennung gedachte. Am 3. Juli hielt er die Abschiedspredigt über Phil. 1, 27: „Wandelt nur würdiglich dem Evangelio Christi, auf daß, ob ich komme und sehe euch oder abwesend von euch höre, — daß ihr stehet in Einem Geist und Einer Seele und sammt uns kämpfet für den Glauben des Evangelii." Noch einmal hielt er in ernster Liebe der Gemeinde alle Seiten eines christlichen Gemeindelebens vor, nach denen sie noch zu wachsen habe, legte ihr insonderheit ihren treuen Pfarrer an's Herz und empfahl sich ihren fortdauernden Gebeten. Es war viel Bewegung in der Gemeinde über die Predigt; Manche, auch Solche die um seiner Schärfe willen früher wider ihn gewesen, kamen und dankten ihm mit Augen voll Thränen.

Den Donnerstag darauf waren die nächsten Freunde zu einem kleinen Abschiedsmahl im Pfarrhause beisammen. Während desselben öffneten sich auf einmal die Flügelthüren, die Waisenkinder erschienen in langer Reihe und sangen: „Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren;" dann überreichten sie, aus ihren Sparpfennigen angeschafft, eine sinnbildliche Abschiedsgabe, ein Salzfäßchen und einen Handleuchter, die ein Festgedicht von Freund Kehr auf Matth. 5, 13. 14 auslegte („Ihr seid das Salz der Erde; ihr seid das Licht der Welt"). Noch war man über die sinnige Gabe der liebreichen Armuth in erster Freude, so ward's unten im Hofe lebendig und helle. Der Jünglingsverein begann ein Abschiedsständchen mit dem 23. Ps. („Der Herr ist mein Hirte"). Tiefbewegt trat Franz in die Mitte des von ihm mit so vieler Liebe gepflegten Kreises und legte ihm Sinn

und Werth der Vereinssache noch einmal an's Herz. Am Freitag endlich trat das Presbyterium zu einer Abschiedssitzung zusammen, deren Beschreibung ich einem kindlich berichtenden Briefe an die Eltern entnehme. Consistorialrath Groos, der seit Schüttes Erkrankung den Vorsitz führte, richtete im Namen des feierlich aufgestandenen Collegiums eine Ansprache an den Scheidenden. „Sie haben," sagte er, „unter schwierigen Verhältnissen dies schwierige Amt so geführt, wie es kaum ein Anderer hätte führen können. Man hat Ihnen hie und da vorgeworfen, Sie hätten zuviel gethan, seien zu streng aufgetreten; darüber wollen wir das Urtheil dem Herrn überlassen. Leicht hüten sich diejenigen vor allem Anstoß, die überhaupt nur darauf ausgehen sich ihr Amt so bequem als möglich zu machen; aber wer sich nimmer genug thun kann, wer es ernst nimmt mit seinem Amte, der wird es unmöglich Allen recht machen. Wir wissen, daß Alles, was Sie gethan haben, aus der Liebe zu Ihrem Amte und zu der Gemeinde hervorging, wir wissen, daß der Herr Ihr Arbeiten an der Gemeinde mit seinem Segen begleitet hat," u. s. w. Zuletzt legte der ehrwürdige Mann die Gemeinde und ihren scheidenden Prediger im Gebet an das Herz Gottes. Franz erwiederte, er habe nicht blos Gotte, sondern auch den Menschen in dieser Gemeinde viel zu danken. Er habe es in Allem treu gemeint, aber er sei ferne davon zu wähnen, daß er nirgends einen Mißgriff begangen. Er habe in der Gemeinde auch viel duldende, tragende, fördernde Liebe erfahren und bitte die Aeltesten, ihm dieselbe auch nach Lösung des amtlichen Bandes zu bewahren, denn dem Geistlichen liege besonders die Gefahr des Hochmuths nahe, — treuer Freunde Rath und Gebet müsse ihn davor bewahren helfen und auch darin bestehe ein Theil der Köstlichkeit des Aeltestenamtes. — Alle schüttelten ihm die Hand und küßten ihn; manche hielten die Thränen nicht zurück. Um von dem Dank der Gemeinde auch ein sittliches und

bleibendes Zeugniß zu geben, wurde ihm später noch durch Schütte im Namen einer Anzahl der angesehensten Gemeindeglieder Neanders Kirchengeschichte und Rankes deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation als Geschenk überreicht. Den letzten Abend behielt ihn, da Schütte noch ferne war, der väterlich liebreiche alte Groos in seinem Hause. In einem heiteren herzlichen Trinkspruch redete er von „allerlei Pfarrhäusern", von alten und rissigen, worunter er sich darstellte, von neuen noch nicht ganz eingerichteten, denen besonders Ein Gegenstand noch fehle, um sie behaglich zu machen; er wolle ihn nicht nennen, er sei leicht zu errathen. Franz antwortete, alte Häuser pflegten nach seinem Geschmack wohnlicher zu sein als die neuen, die oft eng und knapp seien wie die heutige Menschheit. Und da er sich selbst mit solch' einem alten Hause vergleiche, so wolle er bitten, daß ihm ein warmes Wohnplätzchen bleibe in seinem Herzen.

Am folgenden Morgen fuhr er, begleitet von den lieben Freunden Kehr und Andrä, nach der neuen Gemeinde hinüber. Viel Ernstes und Schweres lag hinter ihm, als die Thürme von Coblenz hinter dem rauschenden Dämpfer versanken, und daß ihm auch Ernstes und Schweres bevorstehe in der neuen irdischen Stadt, in der er fortan die zukünftige suchen sollte, ahnte er wohl. Doch ging nur Ein Gefühl durch seine erfüllte Seele: „Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte gethan hast." —

Siebentes Capitel.

Das durch seine herrnhutische Sauberkeit und Regelmäßigkeit von den alterthümlichen winklichten Städtchen des anderen Rheinufers abstechende Neuwied verdankt bekanntlich seine Entstehung den Zeiten nach dem dreißigjährigen Krieg und wurde, um in der menschenarmen Zeit und Gegend rasch zu gedeihen, von seinem Fürsten mit dem Privilegium einer damals unerhörten Toleranz ausgestattet. Dieselbe führte alle im deutschen Reiche möglichen Religionsgesellschaften hier zusammen: neben der herrschenden reformirten Gemeinde bildete sich eine lutherische, herrnhutische, mennonitische, inspirirte, römisch-katholische, und diese alle befinden sich bis auf den heutigen Tag, wenn auch die Taufgesinnten und Inspirirten nur in schwachen Ueberresten, noch neben einander. Die reformirte und lutherische Gemeinde sind beide der Union beigetreten und haben ihre Namen amtlich mit denen einer „älteren und jüngeren evangelischen" Gemeinde vertauscht; eine Verschmelzung aber, die auch nur eine unzuträgliche Massengemeinde ergeben haben würde, da die jüngere Gemeinde etwa zwölfhundert,

die ältere wohl drittehalbtausend Seelen zählt, ist nicht zu Stande gekommen. Theils die Ungleichheit des Vermögens, theils die Nachklänge der etwas gedrückten Stellung, in der sich trotz aller Toleranz die Lutheraner gegenüber den Reformirten befanden, waren einer solchen Vereinigung im Wege; und so sind auch die Namen „lutherisch“ und „reformirt“ im Leben noch in voller Kraft geblieben, und der confessionelle Typus, zumal bei der reformirten Gemeinde, unverwischt. Die kleinere und ärmere lutherische Gemeinde, der übrigens die freundliche, dem Rheinreisenden sogleich in's Auge fallende Kirche mit dem weißen Thurme gehört, hatte über ein Menschenalter lang unter der Leitung eines Mannes aus rationalistischer Schule gestanden und sich namentlich in den letzten zehn altersschwachen Jahren desselben völlig zerstreut. Die kirchlichen Gemeindeglieder hatten lieber die reformirte oder die Herrnhuter-Kirche besucht und dort auch ihre Kinder confirmiren lassen; mit Wehmuth war man an der angestammten leeren Kirche vorübergegangen. Als endlich das treue Presbyterium die Emeritirung des alten Herrn durchgesetzt hatte, der auf Annahme eines Gehülfen sich nicht hatte einlassen wollen, war jene erwartungsvolle Spannung und Bewegung eingetreten, die sich schon bei Franzens Erwählung fühlbar gemacht hatte.

Als der neue Pfarrer an's Land stieg, standen die Aeltesten der Gemeinde auf der Landungsbrücke, um ihn nach dem am Marktplatze gelegenen Pfarrhause zu geleiten. Vor demselben waren, umgeben von vielen Erwachsenen, die Schulkinder aufgestellt und begrüßten ihn mit Gesang. Nachdem er von der Treppe herab ein paar freundliche Worte an sie gerichtet, trat er in seine künftige Wohnung und wurde hier von der versammelten größeren Gemeindevertretung, dem Collegium, das ihn gewählt hatte, empfangen. An ihrer Spitze richtete der Seminardirector Bühring, Aeltester der Gemeinde, an ihn das Wort und legte ihm die Erwar=

tungen, die die Gemeinde von ihm hege, an's Herz. Franz antwortete was der Augenblick ihm gab; demüthig bekannte er, wie bange das große Vertrauen ihn mache, das man ihm entgegenbringe, doch müsse er sagen, was sie von ihm erwarteten, das müßten sie von ihrem Seelsorger erwarten; so möchten sie selber durch Rath und That und Gebet dazu helfen, daß er ihre Erwartung nicht täusche. Das große Besuchzimmer, in dem der Empfang geschah, hatte die Gemeinde mit Vorhängen, Spiegeln, Consolen und Blumenvasen, mit sechs feinen Stühlen und einem gepolsterten Sessel ausgestattet; auch alles Uebrige, was das Zimmer schmückte, war von Angehörigen und Freunden neu geschenkt; eine ganze Wolke von Liebeserweisungen umgab ihn. Auf dem Tische stand Wein und Kuchen bereit; ein kleinerer Kreis blieb traulich beisammen; am Abend lud eine schlichte, liebe Familie Franz zu Gaste und erst am späten Tagesschlusse war er im einsamen Pfarrhaus allein.

Am folgenden Sonntag-Morgen holte der Pfarrer der andern Gemeinde ihn mit beiden Presbyterien ab, um als Superintendent ihn feierlich einzuführen. In der reformirten Kirche war der Gottesdienst ausgesetzt; beide Gemeinden füllten die geräumige und doch nicht ausreichende Kirche; von Coblenz waren dreißig bis vierzig liebe Freunde und Schülerinnen herübergekommen. Nach einer würdigen Einführungsrede des Superintendenten predigte Franz über 2. Cor. 12, 14: „Ich suche nicht das Eure, sondern Euch;" nach der Predigt reichte ihm einer von den beiden Repräsentanten, die ihm bei der Wahl ihre Stimme nicht gegeben, die Hand mit den Worten: „Hätte ich Sie vorher einmal so gehört, ich hätte meine Stimme keinem Andern gegeben." Sowohl die Coblenzer Abschieds- als diese Neuwieder Antrittspredigt wurden zum Druck begehrt und mit einander für die Armen beider Gemeinden herausgegeben. Tags darauf hatte die Gemeindeschule ihr jährliches ländliches Fest; viele Eltern waren mit hinausgegangen nach

dem nahen Nodhausen und die Aeltesten führten den neuen Pfarrer mitten in den Jubel der unmündigen und erwachsenen Gemeinde. Die Kinder bekränzten ihm den Hut; die Eltern begrüßten ihn mit herzlichen Worten; er fühlte überall den herzlichen guten Willen, sich in neuem Gefühl der Zugehörigkeit um ihn als den Mittelpunkt der Gemeinde zu schaaren.

Die nächsten Tage gingen hin mit häuslichem Einrichten und Ordnen. Die äußeren Verhältnisse der neuen Stelle waren nicht eben glänzend; das ganze Einkommen bestand in 500 Thlrn. Gehalt, den etwa 100 Thlrn. betragenden Accidentien, der freien Wohnung und einem um die Kirche gelegenen wenig nutzbaren Garten. Hiervon aber bezog der Emeritus noch 200 Thlr., so daß dem neuen Pfarrer nächst der Wohnung knapp vierhundert Thaler blieben: also ein Jahreseinkommen, das zumal bei den neueren Geldverhältnissen der gesellschaftlichen Stellung eines Gelehrten wenig entsprach, auf dem aber die noch unempfundene Unbilligkeit unserer anderweit so massenhaft erwerbenden und vergeudenden Zeit im Rheinland bis heute die große Mehrzahl der Geistlichen belassen hat, um dadurch allerdings die haushälterische Ordnung, die Gastfreiheit und Mildthätigkeit der evangelischen Pfarrhäuser um so bewundernswerther in's Licht zu stellen. Franz, der sein neues Amt ohne Vermögen und mit einigen Schulden antrat und trotz aller Geschenke natürlich nicht unbedeutende Anschaffungen in's leere Haus zu machen hatte, empfing dazu seinen Gehalt immer erst nach Ablauf des betreffenden Vierteljahrs und war daher, da auch Eltern und Geschwister ohne überschüssige Mittel waren, vorab in der wenig tröstlichen Lage, neue Schulden zu machen. Indeß hatte er in Wahrheit sagen können: „Ich suche nicht das Eure, sondern Euch;" der Geldpunkt hatte ihn bei der ganzen Wahlfrage wenig gekümmert, ja aus pastoralem Grundsatz hatte er alle neuen Anschaffungen, auch wenn er sie anderswo

billiger hätte bewirken können, in der Gemeinde gemacht. Durch haushälterische Einschränkung, sowie durch ein paar Privatstunden, die er in einem Pensionat übernahm, kam er dennoch allmählich mit seinen Finanzen in leidliche Ordnung. In dem alten und unansehnlichen aber geräumigen Pfarrhaus zu einer Art eigenen Haushaltes genöthigt, nahm er eine verwittwete Person aus der Gemeinde zur Bedienung an und hatte dabei freilich neben manchen Verdrießlichkeiten diejenige Pflege nicht, deren seine empfindliche Gesundheit bedurfte.

In der Gemeinde war er sehr bald in voller Arbeit. „Der Kopf," schrieb er, „wird mir wirre von allen den neuen Verhältnissen, in denen es gilt sich von Anfang mit Geschick und Haltung zu bewegen. Dabei fühle ich jetzt erst die Folgen der großen Coblenzer Anstrengungen, die zu athemlos fortgingen, als daß ich Zeit gehabt hätte, die Erschöpfung zu empfinden; eine große nervöse Abspannung überfällt mich von Zeit zu Zeit." Noch müde von dem Coblenzer Confirmandenunterricht hatte er denselben hier sogleich wieder zu beginnen; man hatte die Confirmanden auf den neuen Pfarrer warten lassen, der sie nun bis zum September, wo wieder ein neuer Cursus zu beginnen war, zur Einsegnung vorzubereiten hatte. Daneben war das Pfarrarchiv zu ordnen, das Franz in Form eines wüst durcheinander geschütteten Bergs von Papieren empfing; die mühselige Durchsicht gewährte wenigstens manchen Einblick in die seitherige Geschichte der Gemeinde. Vor Allem waren sämmtliche Gemeindeglieder zu besuchen und kennen zu lernen; ein Gang, auf dem bereits der Eindruck gewonnen ward, daß die Kirchlichkeit in Neuwied die Christlichkeit stark überwiege: „entgegenkommendes Vertrauen," schrieb Franz, „finde ich reichlich; inneres Verständniß dessen, was einer Gemeinde noth thut, nur bei Wenigen, — wie überall. Viele wollen gut lutherisch sein, eine bestimmte Vorstellung aber verbinden sie damit nicht, außer

daß sie nicht zur reformirten Gemeinde gehören.“ Indeß war auch schon dieser gute Wille etwas werth; die bis dahin fast verlassene Kirche füllte sich wieder und blieb gefüllt; die mit großer Freudigkeit gehaltenen Predigten zogen auch ganz Unkirchliche wieder heran, und das vorher fast null gewesene Almosen gab jetzt die Mittel her, die presbyteriale Armenpflege in der Gemeinde neu zu beleben.

Das eigenthümliche Verhältniß zweier evangelischen Gemeinden am selben Ort, die weder local unterschieden waren noch confessionell verschieden sein sollten, erforderte eine große und eigenthümliche Weisheit. Da beide Gemeinden der Union zugetreten waren, so war ein Uebertritt aus einer in die andere nicht gestattet und so gehörte in vielen Familien die Frau der einen, der Mann und die Kinder der andern Gemeinde an, ein für die Seelsorge und das kirchliche Familienleben unerfreulicher Umstand. Es kam hinzu, daß die größere Gemeinde durch sociale und finanzielle Ueberlegenheit die meisten Neuheranziehenden für sich gewann und so die kleinere, die nicht unbedeutende Lasten trug, einem allmählichen Hinsiechen ausgesetzt war. Franz bemühte sich wiederholt, in diese Verhältnisse eine entsprechende Ordnung zn bringen und namentlich in Heirathsfällen zwischen beiden Gemeinden einen Uebergang hinüber oder herüber gesetzlich möglich zu machen, allein das Consistorium bestand darauf, einen solchen zwischen zwei bekenntnißgleichen Gemeinden nicht gestatten zu können. Nun wäre nichts leichter gewesen als das lutherische Gefühl der Gemeinde zur Leugnung dieser Bekenntnißgleichheit zu stimmen, die im vollen Sinne nicht einmal da war; allein Franz wollte mit seiner Gemeinde lieber Unrecht leiden als Unrecht thun und sich durch nichts auf die Bahn unionsfeindlicher confessioneller Erregungen drängen lassen. Eben so wenig aber scheute er sich den in der Union zu Recht bestehenden lutherischen Typus, dem er selbst bei seiner entschiedenen Unionsgesinnung von Herzen zugethan war, zu erhalten und zu pflegen.

Während in der älteren Gemeinde der Heidelberger Katechismus galt, führte er in der seinigen den kleinen lutherischen wieder ein. Den etwas reicheren liturgischen Bestand, den die Gemeinde besaß aber wenig zu schätzen wußte, suchte er zu stärken und ihr lieb zu machen. Auch die überlieferte Anhänglichkeit an Luthers Namen pflegte und benutzte er gern; er liebte es die Gemeinde nicht blos als die jüngere evangelische, sondern erklärend als die „unirt-lutherische" zu bezeichnen. Das Alles hielt ihn nicht ab, derselben scharf genug zu sagen, es gelte zuerst christlich zu sein, ehe man lutherisch sein wolle.

Das Verhältniß zu der reformirten Gemeinde konnte unter diesen Umständen kein eigentlich inniges werden; aber ein freundliches war und blieb es doch durch der Geistlichen beiderseitiges Verdienst. Was die anderen Gemeinden anging, so blieb Franz der katholischen natürlich am fernsten; ja er konnte einmal sogar eine feindliche Berührung nicht vermeiden, als der katholische Geistliche ein Confirmandenheft aus seinem Unterricht in die Hände bekam und auf die in Neuwied wie anderswo waltende vage Toleranz rechnend ihn im Tagblatt über hier sich findende antikatholische Aeußerungen angriff und zur Abwehr nöthigte. „Diese Anfeindung," schrieb er mir darüber, „und das unverständige Geschwätz auch von Evangelischen thut dem natürlichen Menschen weh; aber ich bin meines Herrn gewiß." Um so freundlicher ward das Verhältniß zur Herrnhuter-Gemeinde, deren Bischof, Dober, ihm bald mit brüderlicher Freundlichkeit entgegenkam. Auf seine Einladung hielt Franz beim Missionsfest der Brüder-Gemeinde Ansprache und Gebet, nahm Theil an einem ihrer Liebesmahle und erbaute sich öfters an ihren Gottesdiensten, namentlich an dem sanften, zarten, innigen Gesang, wiewohl ihm das Nebeneinander männlicher und weiblicher Singchöre und die Instrumentalbegleitung nicht in den Sinn wollte. Auch mit einigen der benachbarten Geistlichen bil-

dete sich ein herzliches Verhältniß und auf der Kreissynode ein ernster muthiger Zusammenhalt; vor Allem aber fand er im eigenen Presbyterium brüderliche Mitarbeiter und berathende Freunde, die sich seines frischen immer voranstrebenden Glaubensmuthes freuten und ihm bei Allem, was das Wohl der Gemeinde anging, hülfreiche Hand boten. Da das Neuwieder Lehrerseminar der lutherischen Gemeinde angehörte und an deren Elementarschule seine Uebungsschule hatte, so war man so glücklich in dem Director Bühring einen Theologen im Presbyterium zu haben und dieser treffliche Mann, der sich täglich mehr freute, zu Franzens Wahl das Seine gethan zu haben, schloß mit ihm einen herzlichen Freundesbund, der der Gemeinde vielfach zu gute kam. Ebenso trat Franz zu einem anderen Mitgliede des Presbyteriums bald in ein herzliches Freundschaftsverhältniß, zu dem Seminarlehrer Terlinden, in dessen Hause er zuerst für die mangelnde eigene Häuslichkeit einen Ersatz fand und durch den er wiederum mit einem weiteren christlichen Verwandtschaftskreise näher bekannt ward, unter Anderen mit dem ehrwürdigen gewesenen Bürgermeister Maruhn, dem Hauptträger des christlichen Lebens in der Gemeinde während der Zeiten der schlimmsten Dürre.

Auf den September hatten wir alle, Eltern und Geschwister, ihm unsern Besuch in seiner neuen Heimath zugesagt und empfingen von seinen amtlichen und persönlichen Verhältnissen den wohlthuendsten Eindruck. Mehr als eine schlichte, treffliche Familie nahm uns um seinetwillen mit großer Herzlichkeit auf; zugleich hatte es ihm die Aushülfe solcher Freunde möglich gemacht, was ihn besonders freute, uns alle im Pfarrhause herbergen zu können. Wie glücklich saß er nun einmal inmitten seiner ganzen Familie am eigenen Tische! Die gute Hälfte seiner Zeit ging freilich auch jetzt in's Amt auf, doch blieb Muße genug, die schönen Neuwied in weitem Bogen umspannenden Höhen zu ersteigen, auch ein ganzer

Tag, um den zauberhaften Laacher See mit seiner herrlichen Abtey zu besuchen. Es war gerade die Zeit jener nachträglichen Confirmation; mit großer Befriedigung hörten wir ihn prüfen, Beichte halten, die mit der Abendmahlsfeier verbundene Einsegnung vollziehen; die Schlußpredigt des Tages am Nachmittag hatte ich ihm abgenommen und beim Abendmahl theilten wir Eine Hostie mit einander. Wissenschaftliches und Kirchliches ward zu hoher Erfrischung unter uns von Neuem durchgesprochen und für den erhofften Fall, daß ich einmal näher an den Rhein rückte, der Gedanke gefaßt, dann mit einander ein Kirchenblatt zu kräftiger Vertretung des evangelischen Rheinlandes zu gründen. Je schöner diese festlichen Familientage, desto schwerer ward ihm freilich in Coblenz, wohin er uns noch begleitete, der Abschied und die einsame Rückkehr. „Ich wage nicht ganz zu entscheiden," schrieb er an die geliebte Schwester, „ob es das tiefer und feiner fühlende oder das ängstlicher und schwächer gewordene Leben ist, was mir das Scheiden schwerer werden läßt als sonst. Der trübe Gedanke, „wenn's nun das letzte Mal gewesen wäre," legt sich nur wie ein Nebel auf die Seele." Er beschreibt dann, wie wehmüthig ihn die mit uns besuchten blauen Berge um Neuwied bei seiner Rückfahrt angeschaut; nur seine Kirche habe ihm freundlich und tröstlich entgegen geschienen. Die Oede der wieder ausgeräumten Zimmer, das nun wieder einsame Tischgebet „Komm, Herr Jesu und sei mein Gast" —, bei dem ihm einfiel, ja nun hast du auch sonst keinen Gast mehr, ein Begräbniß, mit dem er jetzt wieder, wie bei seinem Amtsantritte schon, den Anfang seiner Thätigkeit zu machen hatte, bewegten ihn eigen, und erst die Sonntagspredigt über Joh. 14, 6: „Christus der Weg zum Vater," gab ihm seine volle Freudigkeit zurück. „Es war eine freundliche Gabe Gottes," erzählte er uns, „daß er diese Predigt meinem gedrückten und zerstreuten Gemüthe so gelingen ließ, daß sie für mich selbst ein Trost ward. Ich sprach von der Sehnsucht nach der

ewigen Heimath, und mir selber zur Erquickung konnt' ich sagen: „O wenn's die Menschen nur wüßten, wie selig solch' ein Heimathssehnen ist, wie selig die Pilgrimschaft, die das Auge nach oben richtet; wie das hinaushebt über allen Schmerz der Trennungen, über alle Noth der Entbehrungen, wenn man weiß, „es giebt was Bess'res auf der Welt, als all' ihr Schmerz und Lust;" und wie es doch wieder lehrt, auch der kleinsten Gottesgabe sich menschlich zu freuen: Beides, — weil man Beides im Lichte des ewigen Zieles, des unvergänglichen Heiles anschaut."

So fand er für alles persönliche Entsagen und Entbehren Trost und Zuflucht in seinem Amte. In der That nahm ihn dasselbe nach der Weise, wie er seinen Beruf zu erfüllen gewohnt war, schon äußerlich vollständig in Anspruch. War die Seelenzahl der Gemeinde eine mäßige, so stand er dafür allen ihren Anforderungen, die ja in städtischen Verhältnissen ungleich höhere und mehrere sind als auf dem Lande, ganz allein gegenüber. Jeden Sonntag waren zwei Gottesdienste zu halten, Vormittags Predigt und Liturgie, Nachmittags Kinderlehre oder an Fest- und Abendmahlstagen abermals Predigt, und in Festzeiten drängte sich die Predigtarbeit auf eine kaum bezwinglich scheinende Weise zusammen; so war in der Osterzeit nicht weniger als siebenmal innerhalb fünf Tagen zu reden, dazu an beiden Haupttagen an Hunderte das Abendmahl allein zu spenden. Zu der eigentlich geistlichen Amtsarbeit in Predigt, Unterricht, Casualien und Seelsorge kam dann noch eine nicht unbedeutende Geschäftsführung, wie sie sich am Rhein bei dem Vorsitzenden eines städtischen Presbyteriums schon aus der Correspondenz mit kirchlichen und weltlichen Behörden, auf dem rechten Rheinufer zudem aus den Schreibereien, die dem Geistlichen als Civilstandsbeamten obliegen, ergiebt. Auch außerhalb der Gemeinde gab es manche unausweichliche Arbeit, gemeinsame Missionsstunden, Andachten im städtischen Armenhause,

oft sehr schwere Aushülfgänge in benachbarte verwaiste Pfarreien, unentfliehbare Predigten auf Missions=, Bibel= und Gustav=Adolfs=festen, zu denen Franz von nun an öfters herangezogen ward u. s. w.

Gleichwohl konnte er es, ungeachtet seiner schonungbedürftigen Gesundheit und seiner Sehnsucht nach theologischer Muße, nicht unterlassen, sich freiwillig neue Arbeit in seiner Gemeinde zu schaffen; denn wo er etwas in ihr fehlen sah, das er ihr irgend zu leisten vermochte, da zweifelte er nicht, Leib und Seele einsetzen zu sollen. So begann er gleich im ersten Winter eine Vermehrung der öffentlichen Gottesdienste. Die Gemeinde schien ihm wöchentliche Abendkirchen behufs zusammenhangender Schrifterklärung nicht entbehren zu dürfen; so wurde die Kirche beleuchtbar gemacht und von Advent bis Ostern das Marcus = Evangelium durchgepredigt, desgleichen der Sylvesterabend mit einem neuen Predigtgottesdienst geschmückt. Um aber auch das Element der Feier und Anbetung im Gottesdienst in seinem selbständigen Werthe der Gemeinde fühlbar zu machen, bereitete er auf die Frühe des ersten Weihnachtstages eine „Christmette" vor, einen liturgischen Gottesdienst, in welchem nach seiner eigenen Auswahl und Anordnung die prophetische, evangelische und epistolische Verkündigung der Weihnachtsthatsache von Wechselgesängen des Kinderchors und der Gemeinde sinnig durchflochten war. Als die Gemeinde in der Festtagsfrühe um 6 Uhr in die Kirche kam, strahlte ihr, gleichsam als Weihnachtsbescheerung, ein neu beschaffter Kronleuchter entgegen, der die Beleuchtung vervollständigte und die Umschrift trug: „Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt;" der rein feiernde, predigtlose Gottesdienst, so ungewohnt er war und so bedenklich katholisch der Name „Christmette" klang, machte einen so entschiedenen Eindruck, daß er auch in den folgenden Jahren trotz der fast noch nächtlichen Stunde eine gedrängt volle Kirche fand. Nächst den Gottesdiensten suchte Franz auch

das Schulwesen der Gemeinde zu vervollständigen. Als Inspector der vorhandenen trefflichen Elementarschule konnte er sich im Ganzen darauf beschränken, dieselbe den Eltern gegenüber zu vertreten und namentlich den leichtfertigen Versäumnissen entgegenzuwirken, indem er die Erlaubniß für jede voraussichtliche Versäumniß in seine Hand nahm und unerbittlich für kein Vergnügen gewährte. Dagegen fehlte es der Gemeinde und der Stadt überhaupt an einer höheren Töchterschule; nur Privatanstalten existirten, und da eine derselben sich eben auflöste, so bot Franz mit seinem Presbyterium den Vertretern der reformirten Gemeinde die Hand zur Begründung einer an die Elementarschulen anschließenden höheren Anstalt. Es mußte klein angefangen werden, mit Einer Klasse von zwölf Kindern; Franz gab ein Zimmer in seinem Hause umsonst dazu her und übernahm das Directorium sammt vier bis sechs wöchentlichen Stunden, einstweilen gleichfalls unentgeltlich. Nach einem Jahr hatte sich unter seiner Pflege und Leitung die kleine Schule erweitert, verdoppelt und lebensfähig erwiesen.

In Alledem war es ihm unveräußerlicher Grundsatz, ja zur andern Natur geworden, weder das Größte noch das Kleinste anders als recht und ganz, mit vollem Ernst, mit aller Kraft Leibes und der Seele zu thun. So mußte ich die Ordnung seiner ausgedehnten Geschäftsführung bewundern, in der ihm nun sein einstmaliger Kaufmannsstand zu Gute kam; seine Kirchenbücher, Protokolle, Acten, Correspondenzen waren in musterhafter Ordnung, die mannigfaltigen losen Papiere nach ihrem Inhalt in verschiedene, saubere, wohlgeordnete Convolute gesichtet. Nichts lag seiner innerlichen und raschen Natur ferner, als ein pedantischer Geschäftsstyl, aber er erkannte auch in diesen äußerlichen Dingen einen Zusammenhang mit dem Herzschlag des Amtes und wußte die bedeutsame sociale Stellung wohl zu schätzen, die dem Geistlichen durch jene zuweilen lästigen Geschäfte gewährt war.

Wieviel ernster war erst seine Treue in innerlicheren Dingen; keine Tauf- oder Grabrede war ihm handwerksmäßig, kein Besuch ward flüchtig abgethan, keine Stunde unvorbereitet gegeben, kein Text zum zweitenmal ohne neue tiefere Erfassung benutzt. Als die Gemeinde durchbesucht war, fingen die regelmäßigen seelsorgerischen Hausbesuche erst recht an; Tag für Tag wurden, wenn nicht etwas Besonderes abhielt, solche Gänge gemacht und über jeden Besuch Notiz geführt, um zu wissen, seit wann er in diesem und jenem Haus nicht gewesen. Am innerlichsten und tiefsten nahm er's mit der Predigt. Der Text ward die ganze Woche über im Herzen bewegt, dann am Sonnabend die Predigt im Geiste fertig gemacht und schließlich in zwei bis drei Stunden nach ihren Grundzügen aufgezeichnet, nicht wörtlich, damit nichts die freie aus dem Innersten gehende Wiedererzeugung auf der Kanzel befange. „Die Conception der Predigt," schrieb er in den ersten Neuwieder Zeiten, „wird mir manchmal schwerer als sonst. Ich ringe tiefer zu schöpfen und habe viel Segen; doch bin ich oft schon vorher so erschüttert, daß ich's theilweise doch dem armen Leibe zuschreiben muß. Jeder Predigt geht ein Seelenkampf vorher, während die äußere Sicherheit wächst." Der Gang seiner Predigt war in den ersten Monaten dieser. Nach der Antrittspredigt ward nach 2. Cor. 5, 20 (So sind wir nun Botschafter ꝛc.) von des evangelischen Predigtamtes Ursprung, Charakter und Endzweck gehandelt; dann nach Ap. G. 4, 32 (Die Menge aber der Gläubigen war Ein Herz ꝛc.) die Frage: „Was ist eine christliche Gemeinde?" erörtert. Nach einer dazwischenfallenden Abendmahlspredigt handelte die dritte Betrachtung nach Ps. 43, 3—4: „von dem Zweck unserer gottesdienstlichen Zusammenkünfte," die vierte nach Ap. G. 16, 30—31 über: „das Evangelium im Hause," die fünfte nach Gal. 6, 1—3 über das Werk der innern Mission. Nun ging's tiefer in's Innere des Evangeliums, zuerst

mit einer Predigt über Luc. 13, 24: „Je, wer kann dann selig werden," und mit drei Betrachtungen über Joh. 14, 6: „Christus der Weg, Christus die Wahrheit, Christus das Leben." Das Verhalten der Menschen zu dem in Christo dargebotenen Heil wurde hierauf nach einer Reihe von Gleichnissen erörtert, zuerst die Aufnahme, welche die Heilsbotschaft finde, nach dem Gleichniß vom Hochzeitsmahl, das Suchen des Reiches Gottes nach dem Gleichniß von Kaufmann und Perle, das göttliche Findenlassen desselben nach dem vom Schatz und Acker, das Verhältniß göttlichen und menschlichen Erbarmens nach dem vom Schalksknecht, die Pflicht der Bereitschaft auf's Kommen des Herrn nach dem von den zehn Jungfrauen. Hiermit war zugleich, nachdem inzwischen die Confirmation und das Reformationsfest eingefallen, zum Todtenfeste, dem Schlußtag des Kirchenjahrs übergeleitet, an welchem er über Röm. 14, 8 (Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn ꝛc.) die Frage behandelte: „Wie gedenken wir als Christen unserer Todten?" Antwort: „1) dankend, daß Gott sie uns gegeben und daß Gott sie uns genommen hat; 2) Buße thuend, daß wir ihnen so viel schuldig geblieben sind in der Liebe überhaupt und insonderheit in der größten Liebeserweisung, sie zum Herrn zu führen." Eine nachträglich aufgeschriebene Stelle aus dem zweiten Theil dieser Predigt möge hier als Probe seiner damaligen Art und Weise Aufnahme finden. „Was ist aber die größte Liebe, die wir Einem erweisen können? Nicht daß wir alle Schätze der Welt auf ihn häuften, nicht daß wir unser eigen rothes Blut für ihn gäben, wo es nöthig wäre, — sondern daß wir ihn hinführen zum Quell des Lebens, der da sprudelt am Herzen dessen, der sein Blut vergossen hat für unsere Sünde, nicht allein aber für unsere, sondern für die der ganzeu Welt. Und wo wir das etwa versäumt hätten bei unseren Lieben, — wer irgend in seiner Seele ein Gefühl davon hat, was es werth sei einen Herrn

zu haben, dem man leben und sterben kann, der bekennt auch, daß nichts schwerer auf die Seele zu fallen vermag...." „Und wann sie dann kalt daliegen und wir's uns sagen müssen, und unser Herz es uns zuflüstert auch wenn wir's nicht hören wollen, „du bist ein Dieb geworden an seiner Seligkeit, wo nicht Gott mit seinen Gnaden den Mangel zudeckt, den du gelassen," — Herr Gott, wie ist das bitter! Und dennoch, meine Geliebten, geschieht's hundert und tausendmal in der Christenheit, daß selbst da, wo einer krank liegt und also der Tod schon angeklopft hat, — denn jede Krankheit ist ja ein Anklopfen des Todes —, ja wo der Tod schon ganz deutlich sein Kreuz an die Thür geschrieben hat, — Alles was an den Tod erinnern könnte, und damit auch jede Mahnung zur Buße, und damit auch das Sacrament der Sündenvergebung, und damit auch der Ernst des heiligen Sterbestündleins, dessen Minuten — wer weiß! — vielleicht Ewigkeiten aufwiegen, sorgfältig ferngehalten und damit der Sterbende so recht in seinen Tod hineingetäuscht und hineingelogen wird! Sie sagen, es gehe nicht anders; man müsse ihn schonen, man dürfe ihn nicht erschrecken. Ja es ist wahr, es geht nicht anders, wo das Wort nicht in den Herzen ist: „Leben wir, so leben wir dem Herrn ꝛc." es geht nichts anders, wo nicht bei Zeiten dafür gesorgt worden ist, daß von des Kranken Lippen wiedertönen könne: „Jesus meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben, dieses weiß ich, sollt' ich nicht darum mich zufrieden geben?" Aber, Geliebte, wo das Wort nicht lebt und geglaubt wird, ist da Christus, sind da Christen?" ....

Der starke Beweggrund dieser bis in's Innerste getreuen, Leib und Seele hingebenden Pflichterfüllung war ihm ein — wie er es selber mehr denn einmal nannte — priesterliches Gefühl, das stete Gefühl, daß ihm und ihm allein die ganze Gemeinde auf's Herz gelegt sei. Mit voller Stärke war dies Gefühl in ihm erst

erwacht, seit er im vollen und ausschließlichen Sinne eine eigene Gemeinde hatte; er pries eben darum trotz aller damit verbundenen Mühen sein Loos, das ein ungetheiltes persönliches Verhältniß zur ganzen Gemeinde zulasse und fordere. In aller Demuth erhob es ihn hoch, sich sagen zu müssen: „Siehe, diese Alle kommen versammelt zu dir;“ „erst hier,“ bekannte er, „habe ich recht gelernt, das Gebet für die ganze Gemeinde zu meinem tagtäglichen Gebete zu machen.“ Allerdings verlieh ihm dies Gefühl priesterlicher Verpflichtung auch ein entsprechendes Bewußtsein amtlicher Berechtigung; er hielt Recht und Ehre seines Amtes jedem Versuch der Geringschätzung und des Mißbrauchs gegenüber nachdrücklich aufrecht, und manchmal fiel mir, dem anders gearteten und geführten, sein hohes Amtsbewußtsein auf. Aber bei näherer Betrachtung verwandelte sich mir der Tadel in ein Gefühl, das dem Bruder vor dem Bruder sonst fremd ist, in das Gefühl der Ehrfurcht; so sehr war das innerste Wesen dieses Amtsbewußtseins doch wieder nur die höchste Steigerung des allgemeinen Priesterthums, der betenden und arbeitenden Hingebung und Aufopferung des eigenen Lebens für die Brüder. Darum war, was seine Seele erfüllte, auch nicht, wie jetzt bei so Vielen, der todte Amtsbegriff, hinter den sich die nicht entsprechende Persönlichkeit verkriecht, vielmehr das lebendige, verwirklichte Amt, das die darin aufgehende Persönlichkeit trägt wie ein Leuchter das Licht trägt; an seinem Amts**begriffe** änderte er nichts, sondern blieb nach wie vor dem presbyterialen Wesen von Herzen zugethan und begehrte nichts mehr als in seiner Gemeinde recht viele Bethätigungen des allgemeinen Priesterthums zu erleben. Insonderheit verlieh ihm jenes priesterliche Gefühl einen immer mächtigeren Gebetsgeist. Er schloß kaum eine Predigt ohne freies Herzensgebet; „hat er nicht,“ sagte Bühring hernach treffend in seiner Gedächtnißrede auf den Heimgegangenen, „fast jede Predigt, die er uns gehalten, — als wollte er uns

ein Paulus und Apollos zugleich sein (1. Cor. 3, 6) und den ebengepflanzten Saamen auch begießen, — mit seinem gottbestürmenden und den Himmelsthau göttlichen Segens herabholenden Gebet so recht eigentlich uns in's Herz zu beten gesucht? Und" — fährt derselbe aufrichtige Zeuge fort — „wenn er in unseren Häusern über den Kranken den himmlischen Arzt anrief und über unseren Kindern die segnenden Täuferhände erhob, war es uns nicht, als verstünde er's mit dem Schlüssel des Gebetes des Himmels Wolken und Pforten weit aufzuthun und den Regen des göttlichen Trostes und Segens in reichen Strömen auf uns und die Unsrigen herabzuflehen?"

Ein angeborner und durch seinen ganzen Bildungsgang entwickelter Schönheitssinn vermittelte dies priesterliche Gefühl und Bewußtsein nach Außen zu einer ungesuchten und ungekünstelten Würde, wie sie so schlicht und ächt überhaupt nicht oft, am wenigsten in so jugendlichem Alter gefunden wird. Die eben angeführte Gedächtnißpredigt kann sich's nicht versagen, unter den Erweisungen seines Glaubenslebens auch „seiner Sauberkeit, Züchtigkeit, Keuschheit und überall würdigen persönlichen Haltung in der ganzen äußeren Erscheinung" zu gedenken. „Präget recht fest," sagt sie dabei, „in eure Augen und Herzen das Bild dieses Knechtes Gottes, der seine einzige Lust und Freude hatte an Allem, was lieblich, rein, säuberlich und nett war; dem man, wenn er uns auf den Straßen unserer Stadt begegnete oder wenn er in unsere Häuser kam oder wenn er zu den Stufen des Altars herantrat oder diese Predigtstätte bestieg, es ansah und abfühlte, daß er ein Knecht der höchsten Majestät, ein Knecht des Herrn war; der darum, ohne es gerade zu suchen, mit der Würde, die ihm Gott gegeben hatte und die er zu bewahren wußte, manchem unsaubern und frechen Geiste imponiren konnte und imponirt hat." In der That habe ich selten einen Geistlichen mit solch' wahrhafter Feierlichkeit an den Altar treten, die liturgischen Stücke kaum je mit so heiligem Ernst und in so kirchlichem Style vortragen

hören; so daß der Klang seiner ernsten, vollen, wohltönenden Stimme im Wechselgespräch mit dem lieblichen Chorgesange der Kinder an sich schon in eine erbauliche Stimmung versetzte. Ebenso war seine Haltung und Sprache auf der Kanzel frei von jeder falschen und unschönen Gewohnheit, eine edle Form des heiligen Inhalts. Er begann langsam und mit feierlicher Ruhe, das verständigende, auslegende Element herrschte lange vor, erst allmählich, vielleicht erst gegen die Mitte der Predigt wurde der Puls der Rede rascher und heißer, bis dann zuletzt die fühlbaren Geistes- und Liebesflammen aus ihr hervorzuckten nach den Herzen der Hörer. Seine Ausdrucksweise war dabei eine durchaus edle und reine, aber keineswegs überglatte; der Strom der Rede sollte nicht nur fließen, sondern je und dann auch strudeln und rauschen. Und weil dies Alles von innen heraus gestaltete Form seines reif und reifer gewordenen Wesens war, so begleitete es ihn auch von der Kanzel und aus der Kirche in's Leben hinein und gab ihm eine Macht über Jung und Alt, so daß, wer ihm die Liebe versagte, ihm doch die Scheu, die Ehrerbietung nicht zu versagen vermochte. Auch wenn er ermüdet unter guten Freunden sich gehen ließ, auch inmitten der geselligen Heiterkeit und Erholung konnte er jene Haltung, die ihm das Ineinsgehn von Amt und Leben verlieh, niemals verlieren. Frei von aller Pedanterie liebte er Scherz und Witz und man konnte wohl von ihm sagen, daß seine Rede allezeit mit Salz gewürzt sei; aber nicht nur hielt er den eignen wie den fremden Witz in den strengsten Schranken feiner und zarter sittlicher Zucht, sondern es war immer bei ihm, als leuchtete sein Scherzen nur dazu je und dann über einen dunklen Horizont hin, um den ernsten Hintergrund seiner Seele in seiner Unentwegtheit zu zeigen.

Dieser tiefe in seinem ganzen Wesen ausgeprägte heilige Ernst ward allerdings, wie er schweren Liebeszüchtigungen Gottes sein Dasein verdankte, auch fortwährend durch die fühlbare Hand des züch-

tigenden Vaters erhalten. Die gemüthliche Armuth und Einsamkeit eines Lebens, dem einst so reiche Liebeserfüllung geschenkt war, den Mangel des erquickenden häuslichen Gegengewichts gegen die verzehrende Arbeit des Berufes empfand er tief; dazu wollte auch die Hoffnung auf bessere Tage für die seit Jahren kümmerliche Gesundheit sich immer und immer nicht erfüllen. Ein ernstliches Halsübel, das schon im Herbst 1853 jenen Klagen über nervöse Abspannung folgte und ihm ein vierzehntägiges einsames Krankenlager bereitete, konnte als ein einmaliger Tribut an die ungewohnte berüchtigte Neuwieder Zugluft angesehen werden. Viel schlimmer war ein chronisches Leiden, das sich schon im letzten Coblenzer Winter angekündigt hatte und nun pausenweise immer stärker auftrat, krampfartige Magen= oder Eingeweideschmerzen, gegen welche alle angewandten Mittel nicht recht verfangen wollten. Diese peinvollen Schmerzen raubten ihm Nächte hindurch den Schlaf und steigerten sich so, daß er dem Stöhnen nicht gebieten konnte; sie kamen zuweilen selbst während der Predigt und die größte Selbstüberwindung gehörte dazu, die Kraft der Stimme und die Sammlung des Geistes zu behaupten. Zwar gelang es ihm vermöge seiner großen Willensstärke, sich im Ganzen aufrecht zu halten und in der Ausübung seines Berufes nicht unterbrechen zu lassen; aber der Kampf, den es ihn bei der ohnedies schon täglich nöthigen sittlichen Anspannung kostete, auch dieser oft qualvollen Leiden Meister zu bleiben, zerrieb insgeheim seine körperliche Kraft. „Seit Jahren nicht zum vollen Gefühl der Gesundheit gekommen zu sein,“ klagt er wohl, „ist gar niederdrückend, und es ist ein besonders betrübtes Ding gerade mit diesem Leiden; es macht so muthlos und so gereizt.“ Wir in Trier waren die Einzigen, denen er klagte; „bei Einem,“ schreibt er, „muß ich schwach sein dürfen, um mich den Anderen gegenüber in Stärke erhalten zu können.“ Wurden wir aber besorgt und drangen in ihn, Urlaub zu nehmen und eine durchgreifende Cur

zu versuchen, so wußte er auch wieder alles Beruhigende und Hoffnungsvolle vorzubringen und sich selbst als einen Hypochonder darzustellen, der eher zu schwarz male als zu helle. Auch ging es ihm bei persönlichen Begegnungen, in den frohen Tagen des Wiedersehens und der Erholung jedesmal leidlich gut und die Jugendfrische und Manneskraft seines Geistes nahm den ängstigenden ersten Eindruck seines blassen, leidenden Aussehens rasch hinweg. Da zudem sein Coblenzer Arzt ihn immer wieder beruhigte, manche Mittel und Vorkehrungen gut zu wirken schienen und zwar nie völlig gute aber doch ganz erträgliche Zeiten kamen, so gewöhnte er sich gewissermaßen an diesen seinen „Pfahl im Fleisch", wie er wohl sagte, und verehrte auch in dieser Plage eine Züchtigung der göttlichen Liebe zu seinem Besten; „ich muß immer einen Dämpfer haben, damit ich klein bleibe," schrieb er.

In der That ließ sich die friedsame Frucht der Gerechtigkeit, die den Kindern Gottes aus der Trübsal verheißen ist, unter diesen Leiden, die in einem Leib und Seele anspannenden Berufe doppelt schwer lasteten, nicht an ihm verkennen. „Beschämend ist mir's," schreibt er einmal aus der Krankenstube, „daß oft erst solch' ein leibliches Unwohlsein die wilde Kraft in uns dämpft und uns zu der Ruhe und Milde der Erscheinung bringt, von der wir fühlen, daß sie unsere beständige Weise sein sollte. Doch es bleibt ja wohl auch immer etwas hängen als Besitz für das weitere Leben." In den einsamen Krankheitsstunden war seine Seele besonders viel mit den vorangegangenen Geschwistern, mit der seligen Braut beschäftigt; „welch' ein Kranz von Verklärten," ruft er aus; „es ist mir manchmal, als ob ich seinen Flügelschlag fühlte." Nicht daß ihn sein Leiden je mit unmittelbaren Todesgedanken erfüllt hätte; aber „es ist wahr," bekannte er mir einmal, „das stete Gefühl einer unsicheren Gesundheit giebt meinen Gedanken eine öftere Richtung auf Tod und Ewigkeit, als sie sonst vielleicht hätten. Der Ge=

danke, man sei vielleicht auch bestimmt früh zu sterben, tritt einmal vor die Seele; warum sollte er's nicht? Predigen wir doch tägliche Todesbereitschaft. Es hat so jede Festung ihren schwachen Punkt, auf dem ihr der liebe Gott einmal beikommt; und was schadet's, denselben an sich selbst bei Zeiten zu kennen?" Aber solche Gedanken verdüstern ihm die irdische Wallfahrt nicht, sie verklären sie ihm, machen ihn stiller, ergebener, fröhlicher in irdischen und himmlischen Dingen. Er kann auch seine oft schwer empfundene Einsamkeit rühmen. „O daß ich einmal zu dem Stillesein käme, das ich so oft empfehle," ruft er im ersten Herbste aus. „Und doch ist viel Frieden bei mir eingekehrt in letzter Zeit; in einsamer Stube, allein mit Gedanken verkehrend, erfuhr ich manchen Segen." Ebendamals ging eine der schönsten Hoffnungen, die es für ihn gab, die Hoffnung mich in die Nähe und die liebe Schwester zu sich an die neue Schule zu bekommen, wie ein Streiflicht an ihm vorüber: wir mußten nach gemeinsamer Erwägung gewissenhafterweise auf die dargebotene Aussicht verzichten. Freudig in Wehmuth schließt er seinen zustimmenden Brief mit den Worten: „das ist nun geordnet und das Leben geht weiter. Es ist immer am besten so wie es ist, wenn wir's auch nicht verstehen. Nur weiter! Zu Ihm führen ja alle Wege, wenn sie nur in ihm gegangen werden." „Unsere Geschicke," schrieb er mir bei einem ähnlichen Anlaß, „stehen in Gottes Hand; diese lebendige Gewißheit gründet sich mir immer fester in meiner Seele. Sie hebt hinaus über die kleinen Zufälligkeiten des Lebens und bewahrt vor unruhiger Thatenlust. Wenn man sich vor allen Dingen mit der eigenen Seele recht zu thun macht, so kommt man immer wieder hinaus auf das Gebet: „ach Herr, daß nur ich selber nicht verloren gehe; dafür will ich dir danken in alle Ewigkeit." Dem vollen Ernst seines Berufes gegenüber und unter dem dunkeln Flor des Leidens konnte er sich doch freuen wie ein Kind;

das kleinste Liebeszeichen fiel wie ein himmlischer Sonnenstrahl in seine Seele hinein. An Geburtstagen und Weihnachtsfesten besonders wird die zunehmende göttliche Kindschaft auch in dieser zunehmenden Fähigkeit wie ein Kind glücklich und dankbar zu sein offenbar. Aber alle Freude wird freilich übertönt, aufgehoben in die immer innigere und völligere Freude am Herrn. „Der Herr sei mit euch in dieser gnadenvollen Adventszeit,“ schreibt er im Herbst 1853 vom Krankenbette aus; „die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir, — welches Dunkel könnte da bleiben? Orgelton und Glockenklang einer himmlischen Welt; ach wer's nur immer vernähme.“ „Daß ich mit armer Gabe und reicherer Liebe am Weihnachtsfest zu Euch komme,“ schreibt er bald darauf zum heiligen Abend, „ist nun schon stehend geworden; ist diesmal meine Gabe noch ärmer denn sonst, so ist meine Liebe wo möglich in demselben Maaß reicher. Schon der Vorgedanke an diese nahenden Stunden, die mir das Gedächtniß der besten, höchsten Stunden meines ganzen Lebens jedes Jahr in einem volleren Kranze erneuern, erzeugt in mir ein Gefühl, in welchem das Irdische alles hinschmilzt in der Freude, daß Er gekommen, die Sünder selig zu machen. Daß ich's euch beschreiben könnte, wie mir dann alle Sorgen, alle Mühen, alle Speculation und Theologie, Alles untergeht vor der seligen Anschauung der leibhaftig gewordenen herzlichen Barmherzigkeit Gottes. Knieen, weinen, beten möcht' ich da allein; denn wer wollte nicht ein Kind sein bei diesem Kinde? Und doch stammle ich nur von dem wesentlichen Lichte, dessen Leuchten meine Seele in solchen Momenten erfährt. Daß ich e u ch's zu stammeln wage, sei euch der Beweis, wie meine Seele vor euch offen liegen möchte und das Beste und Ewige in eurer Gemeinschaft genießen“ . . . In diesem seligen Kindesgefühl beschreibt er dann im nächsten Briefe seine Weihnachtsfeier: wie er bei Freund Terlinden mit den Kindern im dunkeln Wartezimmer gestanden, sich unter ihren Jubel ge=

mischt und mitgesungen: „Vom Himmel hoch da komm' ich her;" wie er am späten Abend mit seinem Weihnachtsbäumchen heimgekommen und nun nach herzlichem alle seine Lieben umschließenden Gebete die Weihnachtspakete der Eltern und Geschwister geöffnet und, oft von den kleinsten Gaben am tiefsten bewegt, sich selbst seine Bescheerung geordnet habe, und wie dann die kirchliche Feier, die erste in dieser seiner Gemeinde, die so ganz sein eigen sei, allem Glück und Segen erst die Krone aufgesetzt. „Ich habe viermal gepredigt und immer einmal fröhlicher als das anderemal; die letzte Predigt, die am flüchtigsten vorbereitete, scheint mir, nach dem Eindruck zu schließen, am besten gelungen zu sein. Ich fühlte wieder die ganze Herrlichkeit des Amtes, das die Versöhnung predigt, und weiß Gott nicht genug zu preisen für die Gnade, daß er mich geringfügiges Werkzeug mit dem Stücklein von der Herrlichkeit des seligen und seligmachenden Heilandes, welches meiner Erkenntniß aufgegangen ist, in eine Gemeinde gestellt hat, der ich trotz meiner Unwürdigkeit und aus dem Gefühl meiner Schwachheit heraus die Versöhnung durch diesen Heiland mit allen Kräften verkündigen darf."

Und nun wollte der Herr, der ihm so sehr Schatz über alle Schätze geworden, ihm auch die rechte Krone und Vollendung des irdischen Erlebens nicht länger versagen, eine neue fromme bräutliche Liebe. Wir hatten ihm eine solche längst gewünscht und er selbst trug diesen Wunsch, der ja kein willkürlicher war, sondern aus einem tiefen Bedürfen seines inneren und äußeren Lebens entsprang, zumal seit dem Antritt seines selbständigen Pfarramtes in der Seele; wenn irgend Jemand, so bedurfte er als Gegengewicht seines mehr noch innerlich als äußerlich aufreibenden Wirkens in der Gemeinde die Zuflucht eines ihm ganz angehörenden und hingegebenen Herzens. Auch war er sich bewußt, mit diesem Begehren an der seligen Braut keinen Raub zu begehen, sondern er empfand dabei in Beziehung auf jene seine erste und in gewissem

Sinne unveräußerliche bräutliche Liebe wie mich dünkt in der gesundesten Weise. Klotilde blieb in sein inneres Leben unzertrennlich verwoben, aber sie war in eine Sphäre entrückt, in der „sie nicht mehr freien, noch sich freien lassen;" es konnte von einer Ausschließlichkeit der Liebe zu ihr nicht mehr die Rede sein, sondern es fragte sich nur, ob das Erlebte dem Herzen die Frische und Jugendlichkeit gelassen habe, noch einmal in gleicher Weise zu blühen und ein nicht minder festes und inniges Band der Zuneigung zu knüpfen. Daran hatte Franz allerdings oft gezweifelt, er hatte je und dann einen Anflug genommen zu hoffen und zu lieben, aber ohne vollen Muth, ohne das ungetheilte Herz der noch ungeknickten jugendlichen Zuversicht; freilich hatte ihn dann auch der ernste Gedanke und Vorsatz gezügelt, nicht nach eigenem Willen zu thun, sondern des Herrn Willen zu erkennen. „Mein Herz ist wie ein unruhig Roß," hatte er mir aus einer solchen Stimmung in seiner letzten Coblenzer Zeit geschrieben; „zuweilen steht's wohl ganz ruhig und lauscht blos, dann aber springt's wieder hoch auf in pochender Ungeduld und will den heilsamen Zügel nicht leiden. Wohl fährt zuweilen über die ringenden Gefühle wie ein kältender Nordwind der Gedanke hinweg: „was zerarbeitest du dich soviel um das Stücklein Zeit? Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden!" Aber dann weiß ich doch zugleich, daß in solchem Liebesbedürfniß etwas Ewiges ist, wie ich's schon früher erfahren. Das verklärte Bild meiner Klotilde schaut auch in diese Stimmungen ohne leisen Mißklang, unverblichen hinein, und dies Bewußtsein hebt mich." Das Ergebniß solch' eines inneren Ebbens und Flutens war am Ende ein immer stilleres und völligeres Ergeben und Befehlen in die Hände des Herrn:

„Doch still, begehrend Herz! Nur du,
Mein Gott, sollst reden, ich will lauschen.
Gieb was du willst: nur laß mit Ruh
Mich deine Gnade decken zu;
Zu deinen Füßen soll mein Lied verrauschen!“

Und so ging denn zu rechter Zeit das „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen,“ auch hier in Erfüllung. In der geliebten eigenen Gemeinde, in dem schlichten christlichen Kreise, der ihm in derselben zunächst stand, ließ ihm Gott die rechte Braut begegnen, die jüngste Schwägerin seines Freundes Terlinden. Aus einem vertraulichen Briefe an diesen, der übrigens nicht abgeschickt, sondern durch mündliches Anvertrauen überflüssig gemacht ward, mag der Sinn hervorgehen, in welchem Franz die auftauchende Lebenshoffnung ergriff.

„Seit den Tagen meiner ersten Verlobung,“ schrieb er, „bin ich nie wieder so von einer Zuneigung bewegt und erschüttert gewesen, wie in dieser letzten Zeit. Ich sagte mir manchmal, daß in dem Boden des Herzens, in dem einmal die Pflanze der Liebe wurzellos geworden, diese Blume nicht mehr gedeihen könne; ich sagte mir's vor noch nicht langer Zeit. Zwar das Bild meiner lieben Verklärten sah allezeit freundlich auf mich herab; es war mir zur Schwester verklärt und ich fühlte, mein Herz konnte wieder lieben und neue Blüthen treiben, ohne vergessen zu müssen, ohne eine Treue zu brechen. Und doch so oft es vorübergehend von irgend einem Eindruck bewegt ward, glaubte es zu empfinden, daß die alte Frische, die alte Unverzagtheit nicht mehr da sei. Und freilich, lieber Freund, die Wunde ist geheilt, aber die Narbe mag immer sichtbar bleiben.

„So bin ich hierher gekommen und habe die erste Zeit hier verlebt. Ich habe so sehr das Bedürfniß von Liebe getragen zu werden, daß ich nicht im Stande war, auf die Hoff-

nung zu verzichten, daß sie mir noch einmal werde zu Theil werden. Aber zurückgetreten waren doch für's erste diese Gedanken, und das Gemüth trachtete mit Geschwister- und Freundesliebe sich zu stillen und im Uebrigen des Herrn zu harren. Gerade in dieser Zeit begegnete mir zum ersten Mal mit einem merklichen Eindruck Ihre jüngste Schwägerin Lina. Sie wissen ungefähr, wie oft und unter welchen Umständen ich sie gesehen habe; Sie waren in der Regel dabei, und wenn Sie ein guter Beobachter sind, wird Ihnen wenigstens in den letzten Wochen wenig entgangen sein von dem was zu beobachten war. Mit welcher Macht aber jener erste wohlgefällige Eindruck wuchs und daß der Name des lieben Mädchens seit Wochen unablässig durch meine Gedanken zieht, ja manche liebe Nacht mir den Schlaf nimmt, das vielleicht wußten Sie so nicht. Wir haben uns wenig gesehen, aber das ist eine Sache, die im Grunde doch nur durch ein unmittelbares Gefühl, durch eine Wahlverwandtschaft, die sich vor aller Reflexion ankündigt und als unmittelbarer Eindruck zum Bewußtsein kommt, entschieden wird.

„Als ich, was in mir vorging, mir selber zu sagen gewagt, als jede neue Begegnung diesen Zug verstärkte, hab' ich mich in keiner Weise „besprochen mit Fleisch und Blut." Keine falsche und verwerfliche irdische Rücksicht war es, von der dies Gefühl ausging: dessen ward ich in der ernstlichsten Selbstprüfung gewiß. Ich kenne ein Stück des menschlichen Herzens und habe mein eigenes nicht am wenigsten kennen zu lernen gesucht; das aber wußte ich klar, daß ich diese Liebe vor Gottes Angesicht hinlegen durfte. Ich hab's gethan, ich habe gebetet und wieder und wieder gebetet um die Lenkung meines Herzens auch in dieser Sache, und wenn's gegen meinen Willen ginge; ich habe gebetet mehr um des lieben Mädchens ewiges Heil als um ihren Besitz, ich hatte Alles dem Herrn anheimgegeben, — ich glaube ein Ja und

Amen Gottes in meinem Herzen vernommen zu haben. Da wäre ich schon manchmal gerne vor sie hingetreten und hätte ihre Hand ergriffen und mein Herz in ihr Herz rückhaltlos gelegt; — und doch ist es, wie ich wohl erkenne, ein so unendlich ernstes und wichtiges Ding und hängt soviel zeitliches und ewiges Wohl davon ab, eine andere Seele so auf seine Seele zu nehmen, einer anderen Seele die eigene so hinzugeben, daß ich zu anderen Zeiten wieder zaghaft frug: ist es recht, daß du so ungeduldig bist; du kennst sie ja kaum? So war und bin ich hin- und hergezogen und das nagt doppelt an mir, weil meiner Natur schon alle unentschiedenen Zustände unerträglich sind. Es darf auch nicht lange mehr so gehen, es geht unmöglich. Mein Gemüth, meine Kraft, mein Amt beginnt darunter zu leiden.

„Was wie ich glaube die Stimme Gottes im Herzen mir gesagt, soll mir die Stimme des Freundes bestätigen. Oder er müßte mir sagen, daß mein Herz mich täusche, was ich nicht fürchten mag. Ich will Ihnen sagen, was ich hoffen und haben möchte, was ich nach kurzer Kenntniß zu hoffen wage. Ich bedarf viel und bedarf wenig. Die köstlichste Eigenschaft ist doch ein frommes Herz. Beten muß man können mit seinem Weibe, und sie muß für einen beten und gebetet haben, noch ehe man sie um das Ja ihrer Liebe gefragt hat. Das habe ich, so weit ich's kann, auch erst allmählich und unter schwerem Ringen gelernt; aber man muß eine Anlage dazu haben. Ich meine zu wissen, daß sie Lina nicht fehlt. Daraus kommt schon eigentlich Alles, was irgend eine Tugend, irgend ein Lob ist, Einfachheit, Sanftmuth, Freundlichkeit, Wahrhaftigkeit. Sie müssen hervorkommen, wo das Herz auf das Höchste herzlich gerichtet ist. Es giebt aber eine natürliche Anlage für Alles dies, und mich dünkt, das liebe Mädchen hat sie, ihre ganze Erscheinung macht den Eindruck ungeschminkter Natürlichkeit und Herzlichkeit. Aber, lieber Freund, ich hätte das

auch sehr nöthig; ich bin eine etwas kategorische Natur und dazu reizbar, aufregbar. Glauben Sie mir, überhaupt ein Mensch mit recht viel Fehlern; es ist mir damit aufrichtig gemeint. Es ist nur das Gute dagegen zu setzen, das ich aus der Gnade Gottes habe, daß es mein sehnlichstes Verlangen ist ein Kind Gottes zu werden und Anderen dazu zu helfen. Aber dazu sollen mir die, welche ich lieb habe, auch helfen ihrerseits. Ich trage sie gerne auf Händen; Gott lehrt mich treu sein und thut mir das Herz weit auf in Lust zu lieben und zu erfreuen; aber dagegen bedarf ich auch wieder von ihnen viel tragende, geduldige, sanftmüthige, hingebende Liebe, viel selbstverleugnendes Eingehn auf mein armes verkehrtes Herz. Es ist wahr, was meine Mutter mir jüngst schrieb: „eine Frau muß ganz für dich leben, du bedarfst viel Liebe.“ Ich bedarf auch — und meine es in der lieben Lina zu finden — die stillwaltende Häuslichkeit, die dem Manne durch Abnehmen der kleinen äußerlichen Sorgen und dadurch, daß sie ihm mit leiser Hand auch die irdische Pflege unterbreitet, es erleichtert, seinem Berufe und seiner Anlage gemäß den höheren geistigen und geistlichen Gebieten zu leben. Und nicht am wenigsten fällt endlich noch dies in die Wagschaale: der im Geistigen lebende Mann bedarf für das, was ihn in Anspruch nimmt und fesselt, eine Empfänglichkeit, ein Verständniß bei dem Weib seiner Liebe. Der liebe Gott hat mir — Sie werden mir glauben, daß ich das mit Dank und Demuth sagen kann — den Sinn weit aufgethan für die Schätze der geistigen Welt. Alle Wissenschaft fesselt mein Interesse und liefert meinem Denken Aufgaben; Kunst und Poesie gehören mir zu den unentbehrlichen Stücken in der Nahrung des Geistes. Verstehen Sie mich doch recht, lieber Freund. Sie wissen wohl, wie ich den sogenannten gelehrten oder geistreichen Damen gram sein kann; aber ein allgemeines Interesse, ein allgemeines Verständniß für die geistigen Lebensgebiete begehrt der Mann von dem Weibe

seiner Liebe, ein Interesse, wie es sich in dem Sinn für Kenntniß von Literatur, Poesie, Geschichte an den Tag legt. Wenn er derjenigen, mit der er Alles theilen will, auch von den geistigen Gütern, welche Beruf und Neigung ihm zuführen, etwas mittheilen möchte, so erwartet er Lernlust, Theilnahme, Sinn für Bereicherung des Geistes. Es sollen die Zweie ja eins sein in Allem. Und zumal einer Pfarrfrau ist ja dieser höhere geistige und geistliche Sinn wohlanständig nicht nur, sondern unerläßlich. Mir ist, als könne einer Natur von so viel Lebendigkeit, guter Laune, Raschheit und Tüchtigkeit, von einem so unverbildeten und nicht auf Tand und Eitles gerichteten Sinne, wie Lina ist, dieses geistige Interesse nicht fehlen. Aber ich würde froh und dankbar sein, wenn Sie, lieber Freund, mir sagten, es ist so.

„Wir können uns ja eigentlich so wenig sehen und kennen lernen, so lange unser Verkehr ein so förmlicher und gemessener ist. Ich sehne mich zu einer Entscheidung zu gelangen; aber noch zweierlei ist nöthig, bis ich sagen kann: „Gott will es.“ Zuerst, daß die Mutter, die ich achten und lieben gelernt habe, ein rechtes Herz zu mir faßte, mich wie ich nun eben bin gern und freundlich als Sohn aufzunehmen. Sie könnten das besser wissen und erfahren als ich; sie könnte selbst es Ihnen unbefangener sagen als mir. Dann aber, — und das wäre mir die entscheidendste Probe, — daß Lina, die ich herzlich, sehr herzlich lieb habe, mir wenigstens gut wäre. Ich sage nicht, daß sie mich schon jetzt so klar und ganz lieb haben sollte. Ein Mädchen thut das vielleicht allmählicher als der fordernde, erobernde Mann. Aber das müßte sie wissen, ob sie mir gut sein kann, ob ihr Herz einmal wärmer geschlagen bei meinem Kommen oder Gehen, ob in stiller Gebetsstunde, wann sie ihrer Lieben gedachte vor dem Herrn, vielleicht auch einmal mein Name in ihrer Seele sich in die Reihe gedrängt. Wenn sie das weiß, dann weiß sie auch, daß sie mich lieben kann,

mit ganzer Seele. Und hätte im Gegentheil meine Erscheinung bis jetzt so viel Wirkung bei ihr nicht gehabt, — dann würde ich den Stab über meiner Liebe gebrochen sehen durch eine gewaltige Hand, unter die mich zu demüthigen ich gelehrt worden bin. Vielleicht können Sie darüber auch von ihr etwas erfahren oder wahrnehmen. Sie kommt mir immer so freundlich und fröhlich entgegen, und vielleicht war ein- oder zweimal die Sprache ihres Herzens im Druck ihrer Hand; aber das kann sie doch allein wissen, ob ein Anfang sei in ihrem Gemüthe von dem heiligen Ernst und dem heiligen Jubel einer die Tiefen der Seele durchbebenden, alles Hohe und Tiefe an's Licht hebenden Liebe — der Liebe, die stark ist wie der Tod, nach dem Worte der Schrift.

„Fänden Sie davon eine Spur, dann würde ich nichts dagegen einwenden, wenn sie durch diesen Brief, in dem ich mein Herz ausgesprochen habe, vorbereitet würde auf die Frage, die ich ihr stellen möchte. Ich möchte sie nicht völlig überraschen; sie könnte mich hier in etwas kennen lernen und mich und sich prüfen. — O lieber Freund, Sie können sich kaum denken, wie mein Gemüth durch die Frage bewegt wird: wird dir der Herr das Glück, das du einmal vergeblich hofftest, nun gewähren? Werden die gebrochenen Blumen von damals, alle jene Hoffnungen, ihre Häupter noch einmal aufrichten und anfangen zu blühen? Schon einmal hat eine Flut von Thränen mir die Erde mit allem Glück und Hoffen zugedeckt, — o es waren bittere Zeiten, — aber als mein Herz, einsam mit seinem Gott, auf diesen Wassern schwamm, da hat es Ihn kennen gelernt und aus Seiner Liebe Kräfte des ewigen Lebens empfangen, die auch ein glückselig irdisch Leben nimmer hätte geben können. Und jetzt soll vielleicht doch der Friedensbogen heraufsteigen. Sie mögen denken, wie ich gespannt bin, ob er denn kommt“ ....

Gottlob traf Alles zu, was in diesem Briefe verlangt und

vorausgesetzt war, und so führte Der, von dem die Sache kam, der Herzenskündiger, die Beiden einfach und ebenen Weges einander entgegen. Wie des Segens Gottes, so hatte sich Franz auch des Segens seiner Eltern im Voraus gewiß gemacht. Die Art und Weise, in der die Angehörigen des lieben Mädchens seine Annäherung aufnahmen und die Sache behandelten, bestätigte ihm, daß er sich über den Sinn und Geist, in welchem er sich Lina aufgewachsen dachte, nicht getäuscht. Diese selbst, ebendamals im neunzehnten Jahr, das jüngste frühe vaterlos gewordene Kind einer in die Schule der Geduld und Erfahrung gegangenen christlichen Mutter, von wackeren treuen Brüdern als „das Kind“ in der Familie miterzogen, hatte ihm von Anbeginn eine kindliche Zuneigung geschenkt; nun blühte sie mit und in dieser Liebe erst recht zur Jungfrau auf. Man wird es verstehen, daß ich den Entwickelungsgang dieses zweiten Brautstandes nicht wie den des ersten erzähle; wer die aus ihm hervorgegangenen Lieder in den „Haideröschen“ aufsucht, wird den Eindruck empfangen, daß sich diese zweite bräutliche Liebe zu der ersten wohl wie das Erleben des Mannes zu dem des Jünglings verhielt, aber an Fülle und Tiefe, Glaube und Gebet nicht hinter jener zurückstand. Möge ein einziges leicht hingeworfenes Lied, das dort keine Aufnahme gefunden hat, hier die Stimmung ihrer ersten Anfänge schildern.

Abendgruß.

Ich grüße dich von ferne
In dieser Abendstund';
Es steigt mein stilles Grüßen
Aus tiefstem Seelengrund.

Ich grüße dich mit Wehmuth
Und mit geheimer Lust;
Ich möchte mein Grüßen senken
In deine kindliche Brust.

Ich grüße dich mit Beten
Bei jedes Morgens Schein,
Und mit Gebetesgrüßen
Schlaf' ich am Abend ein.

O geht von mir zu ihr hin,
Ihr lieben Engel sacht,
Und stehet um ihr Bette
Die ganze liebe Nacht.

Und flechtet meine Grüße
In ihre Träume leis,
Daß wie es nur geschehn mag
Ihr Herze selbst nicht weiß.

Und wenn sie wieder aufwacht, —
O wüßt' ich's sicher doch,
Daß sie mit Einem Gedanken
Meiner gedenke noch!

* *
*

Am 17. Februar 1854 geschah nach einer Vorgeschichte von zwei bis drei Monaten die Verlobung. „Mit freudig ernsten Gefühlen," schrieb Franz den Eltern, „theilte ich euch dies Erlebniß mit, denn die Erwägung, daß mir der liebe Gott nun gewähren wolle, was er mir einstens schon schenken zu wollen schien, hernach aber unter vielen heilsamen Schmerzen nach seinem heiligen Rathschluß zu versagen für gut fand, giebt meinem Gefühl einen ernsten Hintergrund. Und dann bedenke ich heute wohl mehr noch, als ich es früher that und gethan hätte, den hohen Ernst einer für beide Seelen in irdischer und ewiger Beziehung so hochwichtigen Verbindung. Einen so folgereichen Schritt mit Gott gethan zu haben, in aller sündigen Schwachheit vom Herrn getragen, giebt mein Herz mir freudiges Zeugniß." Und die junge Braut schrieb im ersten Briefe: „Ich sehe das Glück, das mir

zu Theil geworden ist, als ein ganz unverdientes und von der Hand des Herrn kommendes an und bin tief beschämt von seiner unbegreiflichen Gnade, die mir dasselbe geschenkt und mich so treuen Händen übergeben hat; denn ich habe die feste Hoffnung, daß mich mein theurer Franz dem Herrn näher führen und zu einem Kinde Gottes machen wird."

Dem fröhlichen Genießen der ersten bräutlichen Zeit waren durch die Anforderungen des Amtes freilich sehr enge Gränzen gezogen. „Mit dem einfachen, leichten, fröhlichen Gang meiner Liebe," schrieb uns Franz, „habt ihr wohl Recht, wenn ich das Ganze überschlage. Doch hatte die Sache seit Monaten mein Gemüth mächtig eingenommen und des Hangens und Bangens war genug, zumal so lange ich mich hier Niemandem ausgesprochen hatte. Den Nachtheil hatte ich, daß ich mir in der ganzen Zeit keinen Tag eines stillen, freien Traumlebens gönnen durfte, sondern die harte Wirklichkeit, die ernste Forderung des Berufes immer rücksichtslos meine Stimmungen durchkreuzte. Es war gerade diese Zeit eine Zeit sehr arbeitsvollen Amtslebens und ich glaube, im Ganzen nach menschlichem Maaße Treue gehalten zu haben, aber namentlich meine Predigten kosteten mich doppelte Arbeit. Es ist mir nie eine Arbeit einen Augenblick leid und lästig gewesen, aber ich fühlte, wie mich der stete gewaltsame Wechsel der Stimmungen zerrieb. Jetzt bin ich freilich weit friedsamer, aber was mir so wohl gethan hätte, in der ersten jungen Verlobungszeit ein paar Tage zu haben, rein dem persönlichen Leben und Ineinandergehen der Herzen geweiht, um dann frischer in den lieben und köstlichen Beruf zurückzukehren, — das Glück hatte ich nicht. Ich gehöre bis zum Abend der Gemeinde ausschließlich, dann gehe ich zu meiner Braut, um ein wenig auszuruhen und zu plaudern, und auch dann bin ich doch, weil der Abend eben die Familienzeit ist, zwischen ihr und den Andern getheilt." Gleichwohl machte

der getreue Haushalter sich Gedanken darüber, ob seine Verlobung nicht etwa der ungetheilten Hingebung an sein Amt Eintrag thue; „es ist mir,“ schrieb er mir, „in letzter Zeit öfters das Wort des Apostels vor die Seele getreten: „wer ledig ist, der sorgt was dem Herrn angehört, wie er dem Herrn gefalle; wer aber freiet, der sorgt was der Welt angehört, wie er dem Weibe gefalle;“ ich habe mich fragen müssen, ob ich denn seit meiner Verlobung noch eben so treu und eifrig in meinem Amte sei wie vorher. Freilich, das fühle ich wohl, der Geist des Herrn ist auch jetzt bei mir; ja ich kann eifriger beten, seit ich für meine liebe Braut mitbete. Und so mag's denn auch wohl an anderen Dingen gelegen haben, wenn ich in den letzten Wochen zuweilen einen Mangel fühlte an der alten Kraft.“ Schon um dieser engen Eingränzung willen, die das neue Lebensverhältniß bei seinem wohlempfundenen unveräußerlichen Recht und Anspruch sich gefallen lassen mußte, hätte Franz die Hochzeit nicht weiter als in den Herbst des laufenden Jahres hinausgeschoben gewünscht. Er fürchtete, daß auch bei der größten Treue von seiner Seite die Gemeinde auf den Verdacht kommen könne, sie werde um der Braut willen zurückgesetzt; er besorgte auch, da ihm die Verhältnisse nur spärlich einen ausschließlichen Verkehr mit seiner Braut verstatteten, das rechte und nothwendige Ineinsleben werde verkümmert werden, er scheute „die Gefahr, sich an ein Genügen am äußerlichen Verkehr zu gewöhnen, mit dem der innerliche nicht Schritt halte.“ Indeß war auf der anderen Seite der sorgsamen Mutter schon die Verlobung für ihr Kind fast zu frühe gekommen; sie machte geltend, daß Lina sich in ihren zukünftigen Stand und Beruf erst allgemach innerlich finden und auf denselben noch reiflicher vorbereiten müsse, und so kam man überein, die Hochzeit auf den nächstfolgenden Frühling zu verschieben.

Der auf diese Weise über ein Jahr währende Brautstand

wurde gleichwohl ein schöner und reicher, ohne an der Strenge des Berufslebens etwas abzudingen; ja der Ernst des letzteren fiel segensreich auch in das persönlichste Zusammenleben hinein. Konnte Franz gegen Abend, noch ehe der arbeitsvolle Tag sich neigte, ein freies halbes Stündchen finden, so holte er seine Braut zu einem kleinen Erholungsspaziergang ab; er erzählte ihr dann, was ihn den Tag über beschäftigt, worüber er bei seinen Amtshandlungen geredet, zog sie so viel als möglich in sein Berufsleben hinein; oder er erzählte ihr auch von Eltern und Geschwistern, den lebenden und den heimgegangenen, und von seiner eigenen Jugend, so daß sie in kurzer Zeit in all' seinem Leben, Dichten und Trachten daheim war. Den Abend verbrachte er mit ihr in der Familie, mit der eine allgemeine Liebe und Verehrung ihn immer inniger verband; dann erzählte er wohl auch, oder er las vor, etwas aus der Kirchengeschichte oder aus der deutschen Literatur, und es war ein großer Genuß, ihn vorlesen zu hören. War die Gelegenheit des persönlichsten Austausches allzu beschränkt, so half man sich wohl auch durch brieflichen Ersatz; zumal an besonderen festlichen Tagen hatte man sich mehr zu sagen, als sich vor Anderen, auch den liebsten Freunden sagen ließ. Zuweilen ist's ein leicht beschwingter Liebesgruß, den solch' ein Briefchen zur Braut hinüberträgt, öfter ein ernster, zuweilen schmerzlicher Herzenserguß; denn die von Zeit zu Zeit stärker auftretenden körperlichen Leiden und Schmerzen schwebten doch wie eine dunkele Wolke über den frohen verheißungsvollen Tagen des Brautstandes. Ich wähle aus diesen Zeugnissen vertrautesten Austausches nur einige wenige Stellen aus, welche des Bräutigams eigenthümliche Art und Weise zu treffend bezeichnen, um hier entbehrt werden zu können.

„Was ich dir gebe," heißt es in seinem Geburtstagsbriefe, „ist wenig, was ich dir wünsche und erflehe ist viel. Würde an jedem Geburtstag dies mein Gebet sein, daß der Herr dich reichlich segnen möge mit Allem, was irgend eine Tugend und irgend ein Lob ist; —

dieser Geburtstag gewinnt dadurch noch eine besondere Bedeutung, daß er mit Gottes Willen der letzte ist, den du von mir getrennt erlebst. Da wünsche ich denn besonders herzlich, daß der Herr dich rüsten möge mit alledem was nöthig ist, um das große und köstliche Amt — wir wollen erst sagen, der Hausfrau, dann der Pfarrfrau auszurichten. Du weißt, wie sehr ich allen Ansprüchen zuwider bin, welche von etwas sentimentalen Seelen an das Wort „Pfarrfrau" gemacht werden, wenn diese Ansprüche auf Ziererei und Verkennung der Stellung des Weibes hinauslaufen; dennoch aber hat die Frau des Geistlichen, des Gelehrten, des mit allen Ständen der Gesellschaft verkehrenden Mannes Aufgaben, die auch von denen nicht immer genügend erkannt werden, welche sonst in einem richtigen Gefühl gegen Ueberbildung und Ueberfeinerung mit meinem Sinn übereinstimmen. Es wäre zu wünschen gewesen, daß auch unser Brautstand schon mehr ein geistiges Ineinanderleben hätte sein können; wir würden an einem brieflichen Verkehr, in den sich das beste und feinste innerliche Leben zusammendrängt, fast mehr gehabt haben. Das wird nun aber Alles anders werden. Wenn wir erst bei einander und in ungehemmtem Verkehr sind, da wird ein neues Aufeinanderwirken, ja ein neues Kennenlernen beginnen; dann mußt du, in meine Lebenskreise dich ganz versetzt und verpflanzt fühlend, auch ganz in ihnen heimisch werden. Denn auf mich mußt du dann gepflanzt sein; ich muß mit meinem Wesen der einzige Maaßstab werden für dein Wesen; meine Weise das Leben anzusehen und zu behandeln muß ein Echo haben in deinem Herzen, ein ganzes volles klares. Es ist keine egoistische Forderung, die ich da aufstelle; es kann nicht anders sein, es liegt in der Natur der Liebe und ich weiß auch, daß du ja dazu sagst. Dafür bitte ich den Herrn, daß Er mich kräftigen und heiligen wolle, daß ich nichts an dir, meine liebe Braut, verderbe und in keiner Weise dir schade, sondern dich hüte und pflege wie mich selber,

nach dem was der Apostel Ephes. 5 sagt. Und so bitte du auch, und so laß es uns heute zusammen thun, daß der Herr aus uns ganze, herzliche, stille, frohe, feine Gotteskinder mache, die bis in die äußere Freundlichkeit und Lieblichkeit ihres täglichen und häuslichen Lebens hinein der Welt kund thun, daß sie im Heilande einen Quell hellen Friedens, klarer Ordnung, seliger Anmuth im Herzen tragen."

Der neunzehnjährigen Braut, die an dem so viel gereifteren Manne demüthig emporsah, konnte wohl aus eigener Bescheidenheit, sowie aus dem zuweilen trüben Ernste des Bräutigams die Frage aufsteigen, ob er sich in diesem zweiten Brautstand auch so recht und nicht weniger befriedigt und glücklich fühle als in dem ersten. Mit Beziehung darauf schreibt er am Jahrestage der Verlobung: „Auch ich, liebste Lina, habe an solchen Tagen immer das Gefühl, daß, wie du sagst und wie wir's gestern Abend von der Caroline Perthes in einem ihrer Briefe gelesen haben, unser Dank immer zu wenig sei und zu kurz im Vergleich mit unseren Bitten; so klar ich, ja je klarer ich erkenne, für wieviel ich zu danken hätte, desto deutlicher fühle ich dann auch den Mangel an Gottesliebe und Gottinnigkeit, der meinen Dank nur schwach sein läßt. Und doch, wenn ich an solchen Tagen die Tage meines Lebens von früher Jugend an bis jetzt übersehe — und ich denke da besonders an meine innere Entwickelung, mit der freilich die äußeren Ereignisse genau zusammenhängen, — wie deutlich erkennbar, wie wunderbar hat mich des Herrn Hand geführt und hat mich aus der Finsterniß versetzt in Sein lichtes Reich. Wenn dir, mein liebes Herz, das Alles so bekannt wäre, dann würdest du gewiß meine Art und mein Wesen noch besser verstehen und dann vielleicht auch jenen Zweifel gar nicht gehegt haben, von dem es mir ebenso leid ist, daß er dich je beunruhigt hat, als es mir lieb ist, daß du mir ihn offen und vertrauensvoll aussprichst.

„Kann ein Wort diesen Zweifel heben, so wäre er gehoben, wenn ich dir einfach sage: du hast dich geirrt; ich glaube, daß ich dich nicht weniger, sondern noch mehr lieb habe, wenn auch meine Liebe stiller, weniger lebhaft sich äußert. Aber mehr als durch ein Wort gedenke ich durch That und Leben, wann erst einmal volle Gemeinsamkeit unter uns sein wird, dich zu widerlegen. Wir müssen uns dazu, glaube ich, einfach nur gegenseitig besser verstehen lernen, und dazu gehört Umgang, ganzer, voller, freier. Wenn zwei Menschen sich lieb haben, so stimmt der innerste Grund ihres Wesens zusammen: aber nun finden sie immer mancherlei aneinander, davon sie denken, das könnte und möchte anders sein, nicht eben besser, aber doch anders, so wie es eben mir paßt und zusagt. Geht es dir mit mir nicht so? Ach, liebe Lina, ich erschrecke zuweilen davor, was ich für ein wunderlich eckiger Mensch bin, der von seinem Besten wenig, und von der harten Schaale viel an den Tag legt. Dahinein mußt du dich nun finden, das wollt' ich sagen —, und vor Allem durch das Aeußere durchdringen in's Innere.

„Frage ich, was kann dich auf deine Gedanken gebracht haben, so ist's erstens dies: ich bin manchmal herb und schneidend; freilich gerade bei denen, die ich liebe, am meisten, — wenn ich an ihnen etwas wahrnehme, was meinem Ideal und meinen Wünschen nicht entspricht. Aber ich bin's doch in der Regel viel mehr im Augenblick und im Ton, als innerlich und dauernd; hypochondrisch lege ich auf Kleinigkeiten ein großes Gewicht, weil ich Zusammenhang zu sehen meine zwischen Kleinem und Großem. Dann erfüllen mich oft Sorgen des Amtes, wissenschaftliche Fragen und dgl., und nehmen mich so in Anspruch, daß mir keine rechte Aufmerksamkeit nach Außen bleibt. Könnte ich mich immer aussprechen, dann wär' es besser, aber du weißt ja, wie eingeschränkter Art dieses ganze Jahr unser Umgang war, daß ich meist darauf angewiesen war, mein lebhaft bewegtes geistiges wie gemüth=

liches inneres Leben ganz in mich zu verschließen. Dazu kommt mein oft lange andauerndes Unwohlsein, nicht groß genug, um mich niederzulegen, aber auch nicht klein genug, um nicht an meiner Seele zu nagen. Und dann, meine Liebe, wer schon Vieles erlebt und Vieles stille getragen und vertragen hat, bei dem schwebt das Herz nicht stets auf der Zunge und die Pulsschläge auch seines Liebeslebens werden weniger fühlbar.

„Und soll ich dich noch einen Blick weiter thun lassen in mein innerstes Leben, das noch in deutlichen Spuren und Wunden davon trägt, daß Gott es einst aus tiefer Nacht und sündiger Gottentfremdung versetzt hat in Sein wunderbares Licht? Wohl mir, daß ich die Zustände der Gott entfremdeten wie der mit Ihm wiedervereinigten Seele aus Erfahrung schildern kann, — aber Niemand weiß es, wie wogend auf und ab ein solches inneres Leben geht und welche Anfechtungen gerade dann zu bestehen sind, wann sich das Herz dem Heiland in die Arme geworfen, Anfechtungen, in denen der Herr selbst und Sein lichtes Wort, in denen darum auch menschliche Bande und irdische Glückseligkeit in wolkiges Grau gehüllt sind und ich mir zu arm vorkomme, um lieben und geliebt werden zu können. Für wie ganz andere Dinge können die Nachwehen solcher Dinge von liebenden Augen gehalten, welche Urtheile darauf gebaut werden? O liebe Lina, ich wage in meiner Schwachheit nicht zu sagen: glaube an mich; aber glaube an den Herrn; Er wird unsere vor Ihm verbundenen Herzen in Seine Hand nehmen und immer völliger verschmelzen!“

Und so entsprang in der That seinem Herzen aus dieser bräutlichen Gemeinschaft, je mehr dieselbe wuchs, eine immer tiefere Stille und Befriedigung, das inmitten aller äußeren und inneren Unruhen friedevolle Gefühl, die rechte irdische Herzensheimath gefunden zu haben. Am schlichtesten und beredtesten ist dies Gefühl in einem der obenerwähnten Lieder ausgedrückt, in dem sich dieser zweite Brautstand überhaupt wohl am treuesten spiegelt:

Gieb mir die marmorkalte Hand,
Du mein geheimes süßes Lieb;
Als deiner Liebe Unterpfand
In meine Hände sie mir gieb!

Gieb mir das jugendheiße Herz,
Das einen neuen Frühling hegt,
Das Herz, von jungem Liebesschmerz
Und junger Liebeslust bewegt.

Die Hand in meiner Hände Hut
Halt' ich dann fest den ganzen Tag,
Daß sie an meiner Pulse Glut
Am Ende mit erglühen mag.

Und an dein Herze, treu und warm,
Lehnt meins sich, still für alle Zeit,
Und leise schmilzt der alte Harm
Hinweg der kühlen Einsamkeit.

Um unsre Herzen treu vereint
Sich Immergrün der Liebe flicht;
Auf unsre Häupter lächelnd scheint
Ein Strahl von Gottes Angesicht.

Glückselig in der Seele Grund
Schaun wir dann stumm einander an
Und thun im Kusse wortlos kund,
Was Gott uns Großes hat gethan.

* * *

Außer jenen das innerste Füreinander der Verlobten betreffenden brieflichen Herzensergüssen liegen mir als Denkmale dieses Brautstandes noch eine Reihe mehr nur in Briefform gefaßter freierer Erörterungen vor. Bot sich im Umgang irgend ein Ge-

genstand dar, über den sich Franz gegen seine Braut eingehender hätte aussprechen mögen, als es in den spärlichen Minuten völlig ungestörten Alleinseins möglich war, so schrieb er ihr seine Gedanken darüber in ein Heft, das sie gelegentlich immer wieder zur Hand bekam. Diese „ungesandten Briefe" sind ein so lieblicher Blüthenstrauß, daß der Leser mir Dank wissen wird, wenn ich ihm von demselben so wenig als möglich vorenthalte.

„Ungesandte Briefe."

Ich wollte dir meine Gedanken sagen über einen Gegenstand, der mich oft beschäftigt, wenn mein Denken die Gestalt behaglichen Ausruhens annimmt. Es ist die Anmuth. Denke an die Jane Eyre,*) deren Geschichte wir neulich lasen. Sie ist nicht als schön geschildert, aber als sehr anmuthig, und ich glaube, daß das letztere eine noch weit vorzüglichere Eigenschaft ist als das erstere. Ich habe zwar eine Seite in meinem Wesen, welche auch körperliche Schönheit sehr zu schätzen weiß; Schönheit macht mir immer einen wohlthuenden Eindruck, außer wo sie, vom Geist verlassen, eine leere Wohlgeformtheit der Züge und der Gestalt ist. Ich möchte sagen, es ist die griechisch-künstlerische Seite meines Wesens. Die andere Seite aber ist noch stärker bei mir, welche Gewicht legt auf die Anmuth. Die Anmuth ist die geistige Schönheit, welche sich in der äußeren Erscheinung ausdrückt und gleichsam aus derselben hervorstrahlt. Ich erinnere mich noch immer mit Wonne der großen geistigen, seelenhaften Schönheit des inneren Menschen, welche in den Zügen des seligen Neander lag, und dabei hatte sein Gesicht, blos äußerlich angesehen, eine häßliche, harte, jüdische Form. Als er einmal, bewegt von geistigen Gedanken, unter uns, seinem Schülerkreise, saß und die Abendsonne sein

*) Die Heldin des bekannten anziehenden englischen Romans.

Haupt mit einem röthlichen Schein verklärte, sagte ich unwillkürlich zu meinem Nachbar: Sieh' ihn doch einmal an, wie schön er ist. Dies Achten auf die geistige Schönheit möchte ich die christlich=ästhetische Seite in meinem Wesen nennen, weil das Christenthum uns lehrt, mehr auf die Seele zu achten als auf den Leib.

Aber der Leib kann und soll ja der Ausdruck der Seele sein. Das Aeußere am Menschen hat doch nur Bedeutung, insofern es der Abdruck von etwas Innerem ist. Ich will dir bekennen, meine Liebe, daß, als ich dich noch wenig kannte, der leichte und rasche Schritt, mit dem du mir einigemal entgegentratest, eine gewisse dennoch nicht allzugroße Lebhaftigkeit deiner Bewegungen mich sehr für dich einnahm. Halte das nicht für ein oberflächliches, nur am Aeußerlichen haftendes Urtheilen. In der That deuten ein leichter Gang, eine nicht übertriebene Lebhaftigkeit der Bewegungen in der Regel auf ein frisches, regsames und doch von Heftigkeit und wildem Hingeben an augenblickliche Eindrücke freies Gemüth. Und ich glaube, es ist ein berechtigtes Ergötzen, welches man an einer gerade aufgerichteten, ohne Schwerfälligkeit und augenfällige Mühe sich bewegenden, jedes Geschäft mit sicheren Händen ohne zu viel Lärm und zu große Heftigkeit verrichtenden Gestalt hat. Ist ein solches Verhalten nicht der Abdruck eines geordneten, frohen, getrosten, anmuthigen Seelenzustandes? Im Sprechen wird sich diese Anmuth äußern in der Klarheit der weder undeutlichen, murmelnden, noch laut schreienden Stimme, in der Fertigkeit das, was man denkt und fühlt, in klarer, einfacher, abgerundeter Form zu sagen. Mit einem Wort, es ist wahr, was die Griechen sagten: das Maaß ist das Grundgesetz des Schönen. Langsamkeit und Schlaffheit ist das Uebermaaß der Ruhe; Heftigkeit und Unruhe das Uebermaaß der Lebhaftigkeit. Dabei erinnere dich an eine Bemerkung, die ich einmal über lautes, schallendes, stoßweises Gelächter machte, das früher

meine eigene Unart war: auch das ist ein Uebermaaß und verletzt darum die Anmuth.

Die Anmuth ist aber nur so lange Anmuth, so lange sie natürlich ist; ist sie künstlich hervorgebracht, ist sie Koketterie, so ist sie unerträglicher als Derbheit. Sie muß unbewußt sein, sie muß sich von selbst finden, muß von selbst in Blick, Gebärden, Bewegung, Gang, Wort hervorleuchten als der unwillkürliche Ausdruck einer sich stets schön äußernden, weil schön empfindenden Seele. Nichts darf den Eindruck machen, daß man so sei, weil man ängstlich darauf Acht habe, so zu sein: sondern Alles muß den Eindruck machen, daß man so sei, weil es einem natürlich sei so zu sein und gar nicht anders möglich. Und das muß in der That auch so der Fall sein; es darf nicht blos so scheinen.

Ist es nun aber nicht am gerathensten, von einer Eigenschaft, die nur so lange vorhanden ist, als man unbefangen genug ist, sie nicht künstlich hervorbringen zu wollen, auch am wenigsten zu reden und keine Reflexionen über sie anzustellen? Ohne Zweifel, wenn eine Eigenschaft so wenig tief im Wesen einer Individualität gegründet ist, daß schon der Hauch des Wortes sie hinwegblasen kann. Aber ich hoffe, daß das, was mir an dir wohlgefällt, so tief in deinem Wesen gewurzelt sein wird, daß das nicht geschehen kann. Ich brauche dir nicht zu sagen, werde so, sondern, wenn jetzt meine Gedanken eine Beziehung auf dich haben, so lauten sie nur, bewahre was du hast. Der Uebergang vom Mädchen zur Frau birgt in dieser Hinsicht eine Gefahr. Die meisten Bräute werden etwas Anmuthiges haben: das Erwartungsvolle, freudig Hochgehobene des Brautstandes weckt es schon. Oft nimmt es ab, wenn diese Antriebe aufhören. Oft meint man sogar als Frau eine gewisse Gravität annehmen zu müssen, die ich bei Manchen zu einer Art von Schwerfälligkeit, welche sich bis in ihren Gang hinein ausdrückte, habe werden sehen. Zu-

mal eine Pastorin könnte zu so etwas kommen, besonders durch die natürliche und unentbehrliche Ernsthaftigkeit und Salbung des Mannes, der hierin etwas anders gestellt ist. Am Manne liebt man vorzüglich Kraft und männliche Würde; des Weibes süßeres Erbtheil ist die Anmuth. Aber auch der Mann kann allzu anmuthlos sein, ein Schicksal, dem wir Pastoren besonders leicht anheimfallen.

Und dann, um noch das zur Rechtfertigung meiner vielleicht etwas professorenhaften Abhandlung zu sagen, — Acht haben auf das, was etwa der Anmuth zuwider sein möchte, heißt ja noch nicht mit Gewalt und Künstlichkeit anmuthig sein wollen. — Und nun zum Schlusse für diesmal, meine Liebe, die hoffentlich überflüssige Versicherung, daß ich dies Thema nicht aus einem speciellen Anlasse, den du mir gegeben hättest, berührt habe, sondern um dir eine Seite meines ästhetischen, d. h. auf die Schönheit bezüglichen Denkens kund zu thun.

Ach, meine Liebe, wie freue ich mich auf die kommende Zeit, auf unser Miteinander- und Ineinanderleben; wie stehst du vor mir auf unserer hoffentlich glücklichen ersten Reise, klar und helle bis auf die einfache Eleganz des sorgfältigen bürgerlichen Anzugs, in dem ersten von mir geschenkten blauen Kleide, mein glückseliges, lächelndes — anmuthiges Weib!

* *
*

Stolz bin ich, das ist wahr; und darein wirst du dich finden müssen. Das Lächeln, dem ich manchmal begegne, wenn mir eine Aeußerung dieses Stolzes über die Lippen fährt, wird mich nicht bekehren, weil ich zu klar darüber bin, daß es aus Mangel an Urtheil über den Sinn dieses Stolzes und seine Berechtigung kommt. Ich habe mir nämlich seit lange unter Stolz nicht mehr gedacht, was gewöhnlich darunter verstanden wird, wenn man das

Wort mit Hochmuth verwechselt oder mit Eitelkeit; sondern etwas Edleres. Und ich glaube, daß alle edleren Naturen stolz sein müssen. Stolz ist Selbstachtung; aber nicht eine Hochschätzung eigener Tugend, sondern Stolz ist die Freude an gottverliehenen Gaben und der ernste heilige Wille sie zu bewahren und zu pflegen. Und was so vor den Menschen als Stolz erscheint, das kann Demuth vor Gott sein. So bin ich nicht stolz, daß mein Herz nur edle Regungen hat; das ist gar nicht der Fall; aber deß bin ich stolz, daß ich nur auf das, was edel ist und wahrhaft gotteswürdig und menschenwürdig, Werth lege und dem nachstrebe.

Solcher Stolz ist keine kleinliche Eigenschaft, sondern er geht vom Besten und Größten im Herzen aus und geht auf's Beste und Größte hin. Fühlst du, wie dieser Stolz sich berührt fühlen muß, wenn Jemand, der seine wahre Natur gar nicht erkennt, ihn mit unverständigem Lächeln als eine kleinliche Schwachheit verurtheilt?

Aber ich begehe wohl den Fehler, daß ich meine Fehler zu Tugenden mache? In diesem Falle glaube ich nicht. Ich kenne meine Fehler sehr genau; wie sollte sich der nicht in seiner Schwachheit erkennen, welchem Christus vor Augen gemalt ist? Aber sie liegen nach anderen Seiten, und theilweise sehen die Menschen sie gar nicht. Doch wollte ich, daß Jemand mit mir redete über das, was er für meine Fehler hält, aber nicht mit einem Wörtchen und einem Lächeln, sondern mit voller, ganzer Offenheit, daß man sähe, er behält nichts auf dem Grund seiner Seele, und der Grund seiner Seele, auf dem Alles ruht was er sagt, ist Liebe. Und der Jemand, wollte ich, wärest du. „Das sollte mir so wohl thun, als ein Balsam auf meinem Haupte.“

* * *

Eine kleine Schwäche, von der ich wünsche, daß sie auf dich, meine Beste, nicht übergehe, hat uns neulich beschäftigt, die

Schwäche keinen Witz, auch keinen harmlosen Spott vertragen zu können. Es wurde geurtheilt, als ob im Witz ein stolzer Uebermuth eines begabteren Menschen, ja ein Mangel an Achtung gegen den Betroffenen liege. Das ist eine Einseitigkeit, von der ein jugendlicher Geist sich noch losmachen kann und soll.

Der Witz ist eine eigenthümliche Gabe, die Manchem verliehen, Anderen wieder versagt ist. Es ist gar kein Unglück, diesen geistigen Champagnerschaum nicht zu haben. Aber übel ist es, ihn nicht leiden zu können. Es giebt einen unrechten, unsittlichen Witz; das ist der, welcher mit Bosheit oder Hochmuth die Schwächen Anderer aufdeckt. Ich kann behaupten, daß Scherz und Witz diese Beimischung bei mir in der Regel nicht haben. Aber etwas ganz Anderes ist das heitere, lächelnde Spiel des Geistes mit den Dingen, die für eine ernsthafte Behandlung nicht geeignet sind oder die er im Augenblick ernsthaft zu behandeln nicht in der Lage ist; solcher Witz ist nichts Anderes, als gleichsam ein fröhliches Herumspringen des Geistes zwischen den Dingen, zur Erholung nach ernster, schwerer Geistesarbeit. Wie es Leute giebt, die alle Tage körperliche Bewegung haben müssen um gesund zu bleiben, so giebt es auch Leute, die ihren Geist von Zeit zu Zeit einmal auf den Spielplatz des Scherzes und Witzes zu führen ein wahres Bedürfniß haben. Will man ihnen dies verwehren oder verleiden, so werden sie's wohl aus Rücksicht unterlassen, aber die Hemmung der freien unbefangenen Geistesbewegung wird ein Schaden sein für sie und für ihre Umgebung; sie werden trüber, einsilbiger, vielleicht herber. Eine Quelle, die klar *fließen* soll, muß auch *sprudeln* dürfen.

Ich höre sagen: gut; aber der Witz muß sich nicht gegen die nächsten Anverwandten richten. Umgekehrt! Niemand wird mit fremdem Gut zu spielen wagen, wohl aber wagt man's mit dem eigenen; Niemand springt gern auf löcherigem und wankendem

Boden, wohl aber auf festem! Das sagt so viel: wer sich seiner Liebe, die selbstverständlich zarte Achtung einschließt, zu Jemandem sicher bewußt ist, der wagt mit einem Solchen eben deßhalb zu scherzen, weil er gewiß ist, daß dadurch nichts verändert, keine ernstliche Irrung erzeugt wird; gerade wenn der Bund zweier Menschen feststeht, dann können sie auf diesem feststehenden Boden unbedenklich auch einmal Neckerei treiben. Wagen sie das nicht, dann scheinen sie der Festigkeit ihres Grundes, der Gewißheit ihres gegenseitigen Besitzes zu mißtrauen. An einem Stock, der lose im Boden steckt, darf man nicht rütteln, sonst fällt er um; aber an einem Baum, der gewurzelt ist, darf man rütteln und schütteln; es fallen höchstens ein paar lustige Thautropfen herab, oder vielleicht auch ein paar Früchte, und eben das ist Freude, rüttelnd und schüttelnd sich stets von neuem zu vergegenwärtigen, wie fest der Baum gewurzelt sei.

Man muß nur lernen auf Witz und Scherz einzugehn, und hat man auf einen Witz nicht gleich wieder einen zur Hand, so thut auch eine Antwort gut, welche sagt: „du thust mir nicht weh, denn ich weiß, daß du's gut meinst und daß ich fest sitze in deinem Herzen.“

* * *

Ja das Aussprechen! Es ist so köstlich für den, der spricht, als für den, der hört. Dieser lernt den, welchen er vor sich hat, in allen Feinheiten seiner Eigenthümlichkeit erst kennen, wenn derselbe sich äußert in der Form, welche die durchsichtigste und klarste Form des Geistes ist, im Wort. Denn das Wort ist das ätherische, durchsichtige Kleid des Geistes. Und so wunderbar mannigfaltig und verschlungen der inwendige Bau des Leibes ist, so daß man's von Außen nicht sehen und nicht wissen kann, so wunderbar mannigfaltig und verschlungen ist ein Seelenleben. Und die

gewöhnliche Rede, die gewöhnliche Tiefe des Gesprächs, dies und jenes gelegentliche Urtheil, diese und jene Stimmung, die man Jemandem ansieht, — das Alles zusammen ist doch nur die Außenseite seines eigentlichen Seelenlebens, wie das Angesicht und der äußere Leib die Außenseite der inwendigen Leiblichkeit ist. Aber erst wann voll und rückhaltlos die Seele sich aufthut im traulichen Gespräch, nicht gelegentlich, nicht bei der oder jener Veranlassung, um der oder jener Ursache willen, sondern um sich zu öffnen, um sich zu ergießen, um der gährenden und schwellenden Welt da drinnen Luft zu machen, dann erst kommt die Seele mit ihren Geheimnissen an den Tag, der inwendige Mensch des Herzens.

Und ist's nicht ein Bedürfniß, sich auszusprechen? Ein See muß einen Abfluß haben, er bricht sich ihn, wenn es anders nicht geht, oder er versickert oder versumpft. So ist's mit dem Seelenleben auch. Erst durch's Aussprechen, durch die Gestalt, welche es sich geben muß im Wort, wird es klar über sich selbst, wie ein Wasser erst klar wird wann es fließt; und kommt es zu solchem Flusse nicht, so hört nach und nach die Lebendigkeit des inneren Lebens, die Stärke der Empfindungen auf; der See versickert oder versumpft. Denn es ist ja der Mensch einmal für die Gemeinschaft geschaffen und wird sie nie ungestraft vernachlässigen. Niederen Naturen genügt es, diese Gemeinschaft im äußeren, niederen Leben zu haben, im täglichen Brod, in sinnlichen Genüssen; höheren ist das Mittheilen ihres höchsten und besten Lebens Bedürfniß, und durch die Mittheilungen empfangen sie dasselbe erhöht, gestärkt, geläutert zurück.

Ich bin früherhin ganz unmittheilsam gewesen. Auch damals hatte ich ein inneres Leben, auch damals eine ganze Tonleiter von Gefühlen und wundersame bunte Gedanken über Gott, Welt, Menschen, die m i r wenigstens köstlich waren. Aber ich schwieg, theils weil ich Niemanden wußte, dem ich hätte sagen mögen oder können was in mir vorging, theils weil die Zunge, welche noch nicht am

Zeugniß von dem höchsten seligsten göttlichen Geheimniß reden gelernt hatte, sich allzu ungeschickt fühlte, Geheimnisse des inneren Lebens zu reden. Die Lieder, meine stille Lust, waren ein Stammeln von der oft sich selbst noch nicht verstehenden inneren Welt, und öfters, wann eben ein Wort aus der tiefsten Seele von den Lippen fliegen wollte, schwieg ich trotzig wieder und sprach zu mir: behalt's für dich, es ist zum Sagen doch zu gut und sie wissen's doch nicht zu würdigen was du daran hast.

Die Liebe, meine liebe Braut, ist die Meisterin, die dies Zungenband lösen kann. Die Liebe, die ihrer Natur nach königlich freigebig und kindlich demüthig zugleich ist; königlich freigebig also, daß sie nichts für sich allein behalten mag und kann, sondern Alles herausschüttet und das Beste am liebsten verschenkt, — kindlich demüthig also, daß sie auch nichts herauszuschütten sich scheut, neben dem Reichthum auch die Armuth nicht, und daß sie vertraut und weiß, auch am kleinsten Blümlein, das wirklich auf Herzensgrunde gewachsen ist, werde der Andre sich mitfreuen, um der Liebe willen. Denn auch die Maiglöcklein sind ja schön, nicht blos die Rosen; auch die Veilchen duften, nicht blos die Lilien, denn es sind alles Pflanzen Gottes.

Und hab' ich jetzt nicht wieder unverständlich oder unverstanden von einem inwendigen Geheimniß gesprochen?

* * *

Du fragst mich, was inneres Leben sei? Du brauchst dich wenigstens nicht zu schämen die Frage zu thun, denn Viele von denen, welche von innerem Leben reden, würden die Frage nicht genügend beantworten können.

In einem gewissen Sinne des Wortes führt jeder Mensch ein inneres Leben. Denn keiner ist ein bloßer Automat, ißt und trinkt nur und bewegt Hände und Füße. Sondern sein Herz ist ein unaufhörlich brennender Heerd von Empfindungen; Gedanken und

Wünsche steigen unablässig in ihm auf. Es kommt nur darauf an, welcher Art das ist.

Wenn nun als eine Auszeichnung von einzelnen Menschen gesagt wird, daß sie zu denen gehören, welche ein inneres, innerliches Leben führen, so kann damit nicht gesagt sein, daß sie überhaupt Empfindungen und Gedanken haben, sondern daß sie sich von jenen anderen unterscheiden durch die Gegenstände, mit denen sich ihr inneres Leben beschäftigt, und durch die Stärke und Lebendigkeit desselben.

Das innere Leben des niedrig denkenden und unfromm empfindenden Menschen wird von sündhaften, häßlichen, gemeinen Gefühlen und von der Freude an nichtigen, gemeinen Dingen und Genüssen bewegt. Ein rechtes innerliches Leben aber streitet mit der Neigung zum Gemeinen, welche durch die Sünde in jedem Menschen ist, und jemehr es erfüllt ist von dem göttlichen Urbild der Holdseligkeit und Schönheit, dem Heilande, desto mehr wird es auch bewegt von der Freude an Allem, was irgend eine Tugend, irgend ein Lob, was irgend lieblich ist und wohllautet. Mit immer empfindlicherem Schmerz wendet sich die Seele von allem ungöttlichen Wesen ab, welches sie an sich und außer sich wahrnimmt, mit immer größerer, schärfer sehender Freude nimmt sie jedes edle und gute Gefühl wahr, welches durch die Gnade in ihr und außer ihr aufkömmt, und hegt und pflegt es mit einer Art von mütterlicher Lust in Wachen und Beten. So mehr sich, wie im Frühling täglich neue Blumen im Garten aufbrechen, zunehmend die Fülle schöner beseligender Gefühle und Gedanken (Colosser 3, 12—15), und die Uebung wahrzunehmen und zu genießen, was in der Natur und Kunst Schönes vorhanden ist und die reine Hand und den reinen Hauch Gottes erkennen läßt, wächst zugleich mit der Freude daran. So giebt es am Ende nichts, — sei es eine treffende Bemerkung, welche der Erkenntniß unserer selbst und der Welt forthilft, sei es ein Witz in Ehren, welcher spielend die königliche Herrschaft des Geistes über die Dinge

bekundet, sei es ein Wort oder eine That der Liebe, geeignet das eigene Herz weiter und herzlicher zu machen, sei es ein schöner Anblick eines Menschenantlitzes oder einer Landschaft, welche uns die schöpferische Hand Gottes zeigen, sei es ein Werk der Kunst, welche in aller Mannigfaltigkeit den einen Gedanken der göttlichen Schönheit zu versinnlichen strebt, — woran solch' ein inneres Leben nicht einen Genuß fände und eine Förderung.

Zwar ihre einzelnen guten Stunden, wo ein erhellender Lichtstrahl auch in ihre Brust einzieht, mögen die meisten Menschen haben, von denen man doch nicht sagen kann, daß sie ein inneres Leben führen. Denn erst dann sagt man das von einem, wenn die Richtung auf das Große, Gute, Schöne bleibend und herrschend geworden ist in seinem Gemüthe. Also auch die Stärke und stete Lebendigkeit einer hohen, ja heiligen Stimmung des Gemüthes gehört dazu um ein „inneres Leben" zu führen. Es muß der Grundton, die unveränderliche Anschauungsweise geworden sein, daß einem eine edle und anmuthvolle Erscheinung unter den Menschen weit wichtiger und „interessanter" ist, als die bloße Erscheinung des Pompes und Reichthums, welche von der niedrig denkenden Menge bewundert zu werden pflegt; ein Aufschluß über irgend ein Räthsel, irgend eine das Geistesgebiet betreffende Schwierigkeit weit wichtiger und freudvoller als ein Geldgewinn; eine That der Liebe, die uns zu Theil wird oder deren Zeugen wir auch nur sind, erquicklicher als ein Zuwachs an Ehre und Ansehn; Anmuth, Nettigkeit, Reinheit, im ganzen Leben verbreitet bis in die Kleinigkeiten der Kleidung und der leiblichen Pflege hinein, wohlthuender als Goldumhängen und Kleideranlegen; der sittliche Verfall, die sittliche Rohheit unseres Nächsten betrübender und bemitleidenswerther als sein äußerlicher Bankerott. Ich bin neulich seltsam in meinem Gemüthe berührt worden, als das große Gut N. zu billig verkauft wurde und bei Vielen deßhalb eine Art seltsamer, wie heiliger Entrüstung über

die leichtfertigen Verkäufer ausbrach. Um was handelte es sich als um elendes Geld? Wenn dieselben Leute eine schwere Sünde begangen hätten, etwa einen Ehebruch oder so etwas, das nicht eben bürgerlich strafbar ist, so würde bei Vielen die Aufregung und Entrüstung lange nicht so groß gewesen sein. Ich sage bei Vielen, nicht bei Allen. Aber widersprechen mußt du mir darin nicht, denn ich rede aus Erfahrung. Manche von denen, die sich jetzt über vergeudete fünfzigtausend Thaler bis zu den schärfsten Reden ereiferten, hätten für einen Ehebruch vielleicht nur ein Lächeln gehabt. Und doch ist das eine nichts als Staub, und das andere ein Berg, groß und schwer genug, um eine Seele für die Ewigkeit in die Verdammniß hinabzuziehen; doch geht das eine das innere Leben gar nichts an, und das andere wäre nicht blos einem Schaden und Verlust, sondern einem völligen Bankerott des inneren Lebens gleich zu achten.

„So steht das Thermometer des inneren Lebens bei vielen Menschen in der Welt."

Glücklicherweise war unseres lieben Bruders Herz keines von denen, welche auf der einen Seite verdorren, wenn sie auf der anderen zu blühen beginnen: seine bräutliche Liebe that seiner geschwisterlichen keinen Eintrag; vielmehr war seine Innigkeit und Treue womöglich nur noch größer auch gegen uns, die wir bis dahin seine Vertrautesten gewesen. „Ihr bleibt doch meine Lieben, Trauten," schrieb er wohl, „und meinem Herzen so nahe wie je, so reiche Liebe es auch sonst erfährt." Nach den Pfingsttagen 1854 kam er wieder zu uns nach Trier um auszuruhen und mit den Eltern zusammenzutreffen, die er dann mit heimnehmen wollte zu seiner Braut; sein bleiches Aussehn fiel uns auf, aber im behaglichen Ruhen und Wandern, im wissenschaftlichen und gemüthlichen Austausch merkte man ihm nichts an; noch bedurfte seine jugendliche Frische nur ein wenig Ruhe und Erholung, um sich elastisch aufzurichten, als fehlte ihr nichts. „Eure

Gemeinschaft," schrieb er an die geschwisterliche Familie nach seiner Heimkehr, „ist mir bisher ein unversiegbarer Born der Erquickung gewesen; hoffentlich wird es so bleiben. Ich hange mit Sehnsucht an dem Wunsche, daß ihr, je mehr auch euer Haus sich bauen möge, doch in derselbigen Weise wie ich es empfinde unsere gegenseitige Herzensgemeinschaft in unverminderter Jugendfrische möchtet bestehen lassen wie in den Tagen der ersten Brautschaft." Aber seiner Liebe war es immer noch seliger zu geben als zu nehmen, so gern sie auch nahm und so dankbar sie zu nehmen wußte: die Innigkeit, mit der er an all' unserm Erleben Theil nahm, die Briefe, die er uns schrieb, als bald danach uns das erste Kindchen geboren ward und nach zwei Tagen wieder hinstarb, ließen uns all' unsere Liebe zu ihm beschämt als eine arme empfinden. In der zartesten Weise deutete sein Trostbrief auf den Segen hin, der bei rechter Herzensstellung für Mann und Weib aus gemeinsamer Trübsal entspringe. „O meine Lieben," schloß er einen Erguß, der um so bewegter war, als er den schmerzlichen Eindruck zu spät gekommener innigster Glückwünsche versöhnen wollte, „nehmt diese Zeilen freundlich auf, in welchen ich euch mein alle Pulsschläge eures Lebens mit empfindendes Herz schicken möchte, und laßt sie euch um der höheren Liebe willen, deren Schimmer ja auch unsere gegenseitige Liebe weiht, einen Trost sein. Aus Schwachheit Stärke, aus Niedersinken Aufstehn, aus Weinen Trost, das will Er, der große treue Gott ja geben, auf daß wir lernen, Seine Kraft wirke Alles in Allem. Werdet stark durch Feststehen im Glauben, thut euch einander die Liebe an, die ihr diesem Kleinen thun wolltet, auf daß nichts von den göttlichen Anregungen, welche es euch gebracht hat, in den Sand falle, sondern doch noch Alles fruchtbringend bleibe. Und so seid denn im Leid wie in der Freude in die Hut des allmächtigen Gottes, des Vaters unseres Herrn Jesu Christi, befohlen. Wir wollen bei Ihm bleiben, so wird Er auch bei uns bleiben und wird auch hier, die mit Thränen säen, mit Freuden erndten lassen." — „Gott grüß'

euch denn," beginnt ein etwas späterer Brief; „wie geht es euch, ihr Lieben; wie oft habe ich in dieser Zeit bei euch zu sein gewünscht! Aber auch das ist ja heilsam, daß das nicht allezeit sein kann. Es treibt um so mehr hinein in die Geistes- und Gebetsgemeinschaft und besonders die letztere wird mir immer theurer und köstlicher."

Bald darauf gab der Frankfurter Kirchentag uns willkommenen Anlaß, einmal unseren ganzen Familienkreis im elterlichen Hause zu versammeln. In Coblenz traf die Reisegesellschaft zusammen; wir hatten bald gefunden, wie vortrefflich unsere neue Schwägerin in Allem zu uns passe und gehöre; noch einmal war das Haus der Eltern ein volles, kinderreiches geworden. Es war noch eine Woche bis zum Kirchentage hin; ein fröhliches, sorgloses Ausruhen, das Wiederaufsuchen altvertrauter Denkmale und Kunstschätze, das gemeinsame Wandern nach alten Lieblingsplätzen der Jugend, der allseitige angeregteste und herzlichste Verkehr machte diese Zeit zu einem ununterbrochenen Festtag. Für uns Brüder war solch' ein Zusammensein auf dem Schauplatz so vieler Erinnerungen doppelt erquicklich: in welchem Gegensatz hatten sich unsere beiderseitigen Eigenthümlichkeiten entwickelt, welche nun in klarer und bewußter Durchbildung sich einander nur noch anzuziehen und zu ergänzen vermochten. Im Gedächtniß früherer Uneinigkeit und Entfremdung freuten wir uns um so mehr einer Einmüthigkeit bei aller Verschiedenheit, die auch keinen leisen Mißklang, kein flüchtiges Mißverständniß mehr aufkommen ließ, und mußten oft erstaunen, wenn wir beim gemeinsamen Durchwandern unseres geistigen Besitzthums jeder für sich und auf seine Weise dieselben Fortschritte gemacht hatten und einer dem andern das Lösungswort irgend eines geistigen Räthsels von den mittheilenden Lippen zu nehmen vermochte. Fremd geworden in unserer Vaterstadt, fühlten wir uns erst dadurch wieder heimisch, daß wir sie mit einander durchstreiften; jedem war die vergangene Zeit in Herz und Mund des Anderen lebendig und gegenwärtig. Wenn wir

in den Abendvereinigungen des Kirchentags Hand in Hand durch die Schaaren der Gäste gingen, hier einen alten Freund begrüßend, dort einen neuen gewinnend, aber immer unzertrennlich, weil wir nur gemeinsame Freundschaften kannten, lasen wir in manches theuren Mannes Augen eine Freude an der Erfüllung, die das Schriftwort: „Siehe wie fein und lieblich ist's, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen“ an uns gefunden. Und wir selber meinten nicht anders, als daß wir noch immer weiter und völliger zu zweien gesandt werden würden das Himmelreich zu verkündigen; ob ich gleich wohl empfand, wie weit mir der einst Nachstrebende nun schon im inneren Leben voran sei. Der Kirchentag selbst war für uns beide eine hohe geistige Erquickung, nicht minder durch die trefflichen Predigten von Tholuck, Hoffmann, Blumhardt, Mallet, Kapff, die wir hörten, als durch die anregenden und gewichtigen Verhandlungen über Bibelgebrauch, Ehescheidung, Kindertaufe, Spielbanken, Armenpflege, in denen eine Reihe von bedeutenden kirchlichen Persönlichkeiten uns wohlthuend vor Augen trat. Als wir heimgekehrt waren, konnten wir es uns nicht versagen, durch möglichst lebendige Berichterstattung auch unseren Gemeinden den Segen nach Kräften darzubieten, dessen wir selbst in der Versammlung theilhaftig geworden.

Der Kirchentag hatte uns wieder recht lebendig in die kirchliche Zeitgeschichte hineingeführt. Während der orientalische Krieg wüthete, unermeßliche Weltgeschicke sich vorzubereiten schienen, hatte das theologisch-kirchliche Parteiwesen in Deutschland sich nur höher gesteigert, nur schroffer bornirt. Die trübe Vermischung politischer und kirchlicher Reactionsleidenschaft trat in weiten Kreisen als eine Gesinnung hervor, die ein geistvoller Beobachter treffend die „russisch-lutherische“ nannte, und es fehlte nicht an kirchlichen Fanatikern, welche von einer Anwendung der einfachsten christlichen Sittengebote auf Türken nichts wissen wollten und es vereinbar fanden, die schleswig-holsteinische Erhebung zu verdammen, die griechischen Untertha-

nen des Sultans aber zum Aufruhr aufzufordern. Franz nahm an den Weltereignissen vollen Antheil, aber ohne Parteinahme für eine der streitenden Mächte; er sah Unwahrheit und Uebermuth auf beiden Seiten und darum göttliche Gerichte, die sich ohne Unterschied der Parteien entwickelten. „Ach wollen denn," schrieb er im Winter auf 1855, „die Menschen unserer Tage, die da leben wie in den Tagen vor der Sündfluth, die handgreifliche Hand Gottes nicht sehen, welche sich, „hohe Augen niedrigend," nun wieder in dem Tode des Kaisers Nicolaus so deutlich gezeigt hat?" — Anders stand er zu dem kirchlich-theologischen Streit; hier hatte er ein Banner, zu dem er von Herzen halten konnte. Wir hatten in Frankfurt Nitzschs Aufsatz gegen Kahnis und Stiers „Unlutherische Thesen" mit einander gelesen und ich hatte Beides Franz zum Geschenk gemacht. Eine Anklage gegen Nitzsch, als katholisire er, weil er die Rechtfertigung nicht juristisch genug nahm, um auf einen innerlichen Zusammenhang zwischen ihr und der Heiligung zu verzichten, erschien uns als eines der ungesundesten Zeichen der Zeit, dem gegenüber Stiers unlutherische Thesen uns wie eine Luftreinigung in erstickender Schwüle berührten. „Ich habe," schrieb mir Franz im Anfang des folgenden Jahres, „in diesen Tagen als eine wahre Herzensstärkung die Thesen von Stier noch einmal durchgelesen. Nein, keinen Fuß breit dürfen wir weichen von diesem Pfad gesunder Lehre. Aber es ist auch Zeit, daß jüngere Kämpfer als der alte liebe Nitzsch das Schwert aus der Scheide ziehen. Zu verhandeln ist mit der altlutherischen Richtung nicht. Es stellt sich immer klarer heraus: der Buchstabe, der dogmatische Buchstabe der Symbole ist ihr der undisputable Grund aller Lehre; alle Argumentation schneiden sie ab mit dem Worte: so steht's nicht in den Symbolen. Ein Messen der Symbole an der h. Schrift, in thesi vielleicht noch statuirt, wird in praxi nicht ausgeführt, vielmehr ist die absolute Uebereinstimmung von Schrift und Symbol die Voraussetzung; das ist ihre eiserne oder vielmehr doch thönerne Mauer. Und

das ist vollständig auch bei diesem kecken, scharfsinnigen Kahnis der Fall, dessen Büchlein gegen Nitzsch ich auch durchflogen habe.“ „Diese Symbolvergötterer,“ heißt es in einem andern Briefe, „sind nicht minder angesteckt vom Materialismus der Zeit, als die Verfassungsvergötterer; es kommt im Grunde Alles darauf hinaus, daß der Glaube, der Glaube den der Apostel meint, nicht Jedermanns Ding und ihnen zu schwer ist. Wer hilft uns aus dem Treiben dieser großen unwahrhaftigen Kinder, die in den übelsitzenden übergroßen Gewändern einer von ihnen selbst nicht verstandenen hohen alten Zeit einhergehen, und mit den Waffen einer von ihnen selbst verurtheilten sophistisch-dialektischen Periode sich darob verantworten, — wer hilft uns da heraus und in ein einfältig, ehrlich, apostolisch-christliches Leben hinein, das frei ist von der Angst, ohne Beinschienen zusammenzubrechen?“ Was ihm bei dem Ueberhandnehmen dieser Richtung am wehesten that, war die entsprechende Abnahme des theologischen Wahrheitssinnes, die fanatische Absprecherei über die tiefsten Fragen christlicher Erkenntniß. „Deine Fragen,“ antwortete er mir auf einige brieflich vorgelegte Versuche den Geheimnissen theologischen Erkennens näher zu treten, „erinnern mich an Thesen, von denen ich neulich gelesen habe, daß sie in einer thüringischen Pastoralconferenz gestellt und unisono angenommen worden sind. Da heißt es, die Lehren von der Trinität und den beiden Naturen Christi seien in den Symbolen ein für allemal erledigt; dann — es sei nichts mit dem geistigen Genusse; im Abendmahl werde einfach der Leib dem Leibe gereicht. O welche Nacht von Barbarei im wissenschaftlichen Denken seh' ich heranziehen!“ — „In diesem Jahre,“ schrieb er im Frühling 55, „ist schon Harms und Lücke heimgegangen. Die milden, starken Geister einer großen Zeit sterben ab, und Zwerggeschöpfe, mit den alten Riesenpanzerstücken bewaffnet, die sie nur gebrauchen um einen abscheulichen Lärm

zu machen, treten auf. Welche Zeiten warten unser? Herr dein Reich komme!“ —

Wir wenigstens fühlten uns zu einem solchen Verhältniß zu Schrift und Bekenntniß, wie wir es immer mehr aufkommen sahen, außer Stande und konnten nicht umhin, den großen Geheimnissen der Offenbarung immer von neuem nachzudenken; natürlich auf Grund der Schrift, deren Worten wir immer völliger gerecht zu werden strebten, — nur daß wir das nicht durch ein bloßes Nachsprechen derselben erreicht zu haben glaubten und zum Verständniß der Schrift nicht blos die Auslegung des einzelnen Wortes erforderten, sondern auch die Betrachtung der Offenbarungsurkunde im Großen und Ganzen. Es war in der Regel Anfang, Mitte und Ende des Heilsgeheimnisses, das trinitarische Verhältniß, die Versöhnungslehre und das h. Abendmahl, worauf sich, sobald wir einmal wieder in Muße zusammen waren, der lebhafteste Austausch richtete, und wir waren in unserem theologischen Denken übereinstimmend und doch von einander unabhängig genug, um dann in der Regel auch ein Stück weiter zu kommen, als ein jeder für sich zu kommen im Stande gewesen. Solche Erörterungen zogen sich dann wohl auch in unseren Briefwechsel hinein, der in voller Lebhaftigkeit fortbestand als die einzige weitläufigere Correspondenz, die wir pflegten; namentlich über das Abendmahl ward im Sommer 1854 auf diese Weise ausführlich verhandelt.

Ich hatte durch einige kurze Bemerkungen die Verhandlung eröffnet. „Das Sacrament ist nicht nur Zeichen, nicht nur Unterpfand, sondern auch Träger der Gnade, aber — nur für den Glauben; gleichwie der Kuß nicht nur Sinnbild und Unterpfand, sondern auch Mittheilungsform der im Wort sich bezeugenden menschlichen Liebe ist. Im h. Abendmahl wird weder eine von der Persönlichkeit Christi losgelöste Gabe des Leibes und Blutes mitgetheilt, noch die Persönlichkeit Christi, losgelöst von ihrer Hingabe in den

Tod; sondern der für mich gestorbene und vermöge dessen erst zu einem Todes- und Lebensprincip für mich gewordene Heiland. Die schwerste Frage scheint mir immer die nach gehöriger Unterscheidung der Mittheilung durch's Wort und der Mittheilung durch's Sacrament. Giebt es eine nicht durch den h. Geist vermittelte Gemeinschaft mit Christo? Wenn nicht, so fällt jedenfalls die lutherische Impanation und das Empfangen der Ungläubigen weg. Was ist dann aber das Eigenthümliche der Sacramentsmittheilung?"

Franz ging ausführlich auf die gewünschte Erörterung ein. „Ach ja, das Verhandeln, lieber W.," schrieb er, — „wenn's nur nicht schriftlich ein gar so dürftiger Ersatz wäre für den mündlichen Verkehr, nach dem mich allemal, wann der Sprudel des geistigen Lebens etwas kräftiger quillt, mit dir, mit dir allein lebhaft verlangt! Wenn ich vier Wochen Muße hätte, dann würde ich mir, was ich bis jetzt über diese Frage gewonnen, die seit lange der Mittelpunkt meines theologischen Denkens geworden ist, in einer ausführlichen Abhandlung vergegenwärtigen, die wenigstens für mich selbst Werth hätte; ich habe eine Scheu, meine Gedanken so abrupt und darum vielleicht corrupt auszusprechen; ich fühle zu lebhaft, daß ich dem Ministerium zu wenig genug thue. Indessen scheint sich deine Auffassung jetzt einigen Punkten näher zu stellen, die ich immer ahnungsweise festgehalten habe und so glaube ich, wir werden mit einander doch noch zu einigeren und klareren Ergebnissen gelangen.

„Mir hat die Sacramentslehre von der Confirmation an im Gemüth gelegen. Es mag daher gekommen sein, weil ich nach meiner ganzen Individualität mir immer nur wissenschaftlich aneignen konnte, was ich unmittelbar erlebte, und was ich erlebte, mir auch wissenschaftlich zu vermitteln getrieben war. Wie das religiöse Leben, so concentrirte sich mir auch die wissenschaftliche Arbeit am Sacrament des Altars. Ich hatte den lutherischen Katechismus gelernt ich mühte mich lange mit Seelenangst an seinen mir unerschlossenen

Bestimmungen ab. Später lernte ich die Sacramentslehre dogmenhistorisch kennen; aber es wollte mir auch da nicht gelingen, alle Fäden zu einer klaren Gesammtvorstellung zusammen zu bringen. Jede Auffassung für sich allein schien mir ungenügend, Momente der Wahrheit aus anderen Auffassungen traten herzu und thaten Einspruch, und was ich von ihnen annehmen wollte, hing wieder mit der Gesammtauffassung, der es angehörte, enge zusammen. Spät erst schlug ich einen anderen Weg ein; ich wagte es, mit Beiseitelassung der ganzen dogmengeschichtlichen Entwickelung das neue Testament selbst um seine Abendmahlslehre zu fragen und von da nur hinüber zu schauen auf die kirchlichen Lehren; und ich glaube, so muß man's machen. Es ist mit der Abendmahlslehre wie mit einer Zeichnung, an der schon viele Menschen gebessert, neue Striche, Hülfslinien zwischendurch gezogen haben, so daß das Bild wirr geworden ist; man muß das Blatt abwischen oder ein neues nehmen, um die Figur in ihren Grundlinien wieder einfach und klar aufzuzeichnen."

Das Eigenthümliche der nun folgenden Lehrentwickelung, wie sie mit Hülfe meiner Zustimmung, Gegenrede und Nachbesserung zur endlichen Klarheit gelangte, war der Versuch von der offenen Anerkennung des symbolischen Charakters der Handlung aus folgerichtig zu einer realen Gegenwart und Mittheilung des Heilsgutes in ihr zu gelangen. Wir wurden einig, daß die Zwinglische Auslegung der Worte (Ist = bedeutet) vorerst grammatisch ganz richtig sei, indem es natürlich sei von einem Bilde, von einer Karte zu sagen: „das ist der König", „das ist Europa"; daß ihr gegenüber nur etwa die katholische den Ruhm der Worttreue ansprechen könne, nicht aber die lutherische, die dem „Ist" vielmehr den Begriff „Enthält (meinen Leib")" unterschiebe. Wir kamen ebenso überein, daß die Situation der Einsetzung selbst unbedingt für die symbolische und gegen die materielle Deutung der Einsetzungsworte

entscheide; wenn Christus in eben dem Leibe, der alsbald gebrochen werden sollte, vor seinen Jüngern stehend, das Brod das er ihnen bricht seinen Leib nennt, so war eine andere als symbolische Auffassung seiner Worte nicht möglich. Die Symbolik besteht aber darin, daß Brod und Wein die Repräsentanten von Speise und Trank sind, die in uns eingehen um in uns Leben zu werden, es aber nicht werden können, sie seien denn zuvor gebrochen, vergossen: gleich wie Christus, das Brod des Lebens, in uns eingehen und unser Leben werden will, dies aber erst vermag kraft seiner Hingebung für uns, vermöge des Brechenlassens seines Leibes und Vergießenlassens seines Blutes.

Nun aber war der Begriff des Symbols näher zu untersuchen. „Man scheut das Wort Symbol," sagte Franz treffend, „weil man unter demselben nicht den Ausdruck einer vorhandenen, gegenwärtigen, wirksamen geistigen Realität, sondern die bloße leere Andeutung, die Erinnerung an etwas nicht Gegenwärtiges und Wirksames versteht. So haben die Rationalisten das Wort gebraucht und so haben die Gläubigen es verpönt. Aber der ganze Unterschied, der zwischen Platon und Locke ist im Gebrauch des Wortes „Idee", der ist zwischen unserm und dem rationalistischen Gebrauch des Wortes „Symbol". Das Symbol ist die endliche, sinnliche und darum immer verhältnißmäßig unzulängliche Erscheinung eines übergreifenden geistigen Inhalts, zugleich aber umfassender als das Wort, weil es die ganze Gedankenreihe, die zu seiner Zergliederung gehört, nicht reflexionsmäßig, sondern intuitionsmäßig in Einem Dinge und damit in Einer centralen Geistesanschauung darbietet. Insofern steht es über dem Wort, aber nur für den, der das Wort hat, ganz der evangelischen Fassung gemäß, die das Wort voranstellt und doch im Sacrament den Höhepunkt des christlichen Lebens empfindet; das Wort ist das Höchste als die unerläßliche Grundlage, das Sacrament als die nothwendige

Spitze. Das aber ist dabei die sich von selbst verstehende christliche Voraussetzung, daß man sich nicht begnügend mit dem (Schleiermacherschen) bloßen Anstoß, den Jesus allen Zeiten im religiösen Bewußtsein gegeben, einen lebendig, persönlich mit uns in Beziehung stehenden, fortwährenden, ewigen Mittler glaube; vergl. Matth. 26, 29, wo, wie das „Gewächs des Weinstocks" beweist, von der in der Kirche und nicht von der im Himmel fortdauernden Gemeinschaft die Rede ist. Die Gestalt, unter der dieser Mittler im Abendmahl gegenwärtig ist, ist die Gestalt des für uns im Tode Gebrochenen: die Krone seines irdischen Lebens, das Centrum der im Menschenleibe vollbrachten Erlösung wird uns zugeeignet; und doch zugleich der ganze Heiland, vermöge dieser am tiefsten in uns eindringenden Spitze seines Erlöserlebens, wie es auch nicht anders sein kann. Denn nur als der vom Himmel herabgekommene, mensch gewordene, konnte er ein Sacrament seines Leibes und Blutes einsetzen, und nur als der zum Himmel aufgestiegene, verklärte, kann er allen Zeiten in diesem Leibe und Blute erscheinen. Und so wird hier im reichsten und tiefsten Zeichen das ganze Mysterium des persönlichen Heilandes und der durch ihn geschehenen Erlösung nicht blos dargestellt, sondern mitgetheilt für den, der das Wort hat, durch welches das Sacrament, auch nach Luther, erst Sacrament wird, das Wort, das er nicht anders haben kann als im Glauben."

Soweit gingen unsere Wege völlig zusammen. Ich formulirte nach meiner Weise dieselben Anschauungen dahin: „im Wort und im Sacrament wird Dasselbe gegeben, aber in verschiedener Weise. Im Wort die in ihre einzelnen Momente auseinandergefaltete Heilsthatsache an das reflectirend, discursiv sich auseinanderfaltende Bewußtsein, im Sacrament die in ihren Mittelpunkt concentrirte Heilsthatsache an das mystisch, intuitiv concentrirte Bewußtsein. Das Wort Gottes, dessen Inhalt Christus, dessen Centrum sein

Tod ist, hat sich im Symbol des Abendmahls gerade nach diesem Inhalt und Centrum zusammengefaßt, veranschaulicht, verleiblicht. Ist nun das Wort im Allgemeinen schon „lebendig und kräftig", wievielmehr das in Brod und Wein nach seinem centralen Inhalt concentrirte, für die intensivste Wirkung auf uns verleiblichte Wort. Geht Christus schon in mich ein, wenn ich an ihn glaube und ihn liebe (Joh. 14, 23), wenn ich sein Wort, „seine Stimme" höre (Off. Joh. 3, 20), wievielmehr wenn ich in einer den ganzen Menschen in unmittelbarster Weise in Anspruch nehmenden Handlung das Gedächtniß seines Todes begehe. Demnach kann ich mit bestem Gewissen bekennen, daß der wahre Leib und das wahre Blut Christi d. i. das wirkliche für mich in den Tod gegebene Heilandsleben „in, mit und unter" Brod und Wein mir dargereicht werde, aber — nur für den Glauben; denn Sache und Zeichen sind nur geistlich, nicht physisch verbunden." Bei dieser Annäherung an die lutherische Lehre glaubte ich stehen bleiben zu müssen, während Franz in dem Gefühle, daß „eine gereinigte und verklärte Darstellung dessen, was jener tiefste reformatorische Geist kräftig empfunden, knorrig ausgesprochen, zornig festgehalten habe, immer noch die rechte Abendmahlslehre ergeben müsse," sich der lutherischen Mystik noch einen Schritt weiter glaubte nähern zu können. Er warf die Frage auf, ob es denn nun bei dieser ideellen Verbindung des Heilszeichens und des Heilsgutes sein Bewenden haben müsse? ob es nicht eine unvollkommene Denkweise sei, sich Geist und Stoff nur wie Oel und Wasser neben einander zu denken; ob, wie der Logos das Leben in allem Geschaffenen sei, so der menschgewordene Logos nicht auch in Brod und Wein sein könne? und ob hier nicht der Schlüssel liege für eine Verklärung auch der Natur durch die erlösende Gnade? — Ich antwortete, das sei ein Abfall von unserm ganzen Gedankengange, ein Rückfall in den in der lutherischen Lehre übrig gebliebenen katholischen Sauerteig, dessen

Wesen es eben sei, das Heilsgut, das seiner Natur nach geistliche, mit dem Herzen zu genießende, zu einem sinnlichen, mit dem Munde genießbaren zu machen; der Logos habe seinen Weg zu unseren Herzen durch seine Menschwerdung hinlänglich gebahnt, — einer Brodwerdung bedürfe es weiter nicht, noch führe dieselbe näher an unsern inwendigen Menschen heran. Franz leugnete die Berechtigung dieser Entgegnung. Es sei ein großer Unterschied, ob man sage, der verklärte, verunendlichte Leib des Herrn wird im Brode dem Munde dargereicht, oder ob man sage, der sich selbst mittheilende Herr macht Brod und Wein zu seinem Leibe und Blute, schwebt nicht blos spiritualistisch darüber, sondern steht damit in der Einigung, deren Unendliches und Endliches, Geistiges und Stoffliches unleugbar fähig sind. Nach der lutherischen Lehre gehe folgerecht die Wirkung auf den Geist vermöge eines leiblichen, wenn auch verklärten Mediums vor sich; nach seiner Auffassung sei höchstens neben der unmittelbaren Wirkung auf's Herz von einer begleitenden Wirkung auf die Bildung einer höheren Leiblichkeit, eines Auferstehungsleibes die Rede. „Bekennen wir, daß wir nicht wissen, in welchem Verhältnisse der verklärte Leib des Herrn zu den Bedingungen des Raumes oder zum irdischen Stoffe steht. Der Fehler beginnt er da, wo die Leiblichkeit, nicht die menschgewordene Persönlichkeit des Herrn zum eigentlichen Inhalt des Sacramentes gemacht wird. Daß der Herr, der durch verschlossene Thüren ging, nicht überall ganz sollte gegenwärtig sein können wo er will, wage ich nicht zu behaupten, und ich denke, daß vielleicht die Bestreiter der Ubiquitätslehre ebenso viele Fehler begehen in ihrem Denken über das Verhältniß zwischen Geist und Leib des Herrn, als sie ihren Gegnern schuld geben. Der Geist soll reell überall sein können, jene Leiblichkeit aber, über deren Natur wir sehr unklare Vorstellungen haben, soll nicht mitkönnen: ist das das rechte denkbare Verhältniß zwischen Geist und Leib, dem verklärten

Leib, der doch — ich möchte sagen, ein viel enger anschließendes, weit adäquateres Gewand des Geistes sein muß?" — Allerdings spiegelt sich in dieser noch weiter verfolgten und zu größerer Annäherung führenden Controverse der reformirt-lutherische Gegensatz als ein Gegensatz dialektischen und mystischen Denkens doch wieder ab; aber darin waren wir schließlich vollkommen einig, daß nicht das mindeste Recht bestehe, auf diesem Gegensatz in einem Gebiete, auf welchem der menschlichen Erkenntniß jedes sichere Fußfassen versagt sei, eine kirchentrennende Scheidewand aufzurichten oder aufrecht zu erhalten.

Diese Abendmahls-Verhandlung veranschaulicht überhaupt die Art und Weise, in welcher Franz in der Zeit seiner kirchlichen Amtsführung theologisirte. Von seiner zweiten Bekehrung, welche wir gegenwärtig jungen Geistlichen zumuthen hören, der Bekehrung von der „gläubigen" zur „kirchlichen" Theologie, die wo sie vorgeht gewöhnlich ein Abfall von aller Theologie ist, war bei ihm nicht die Rede. Sein theologisches Sinnen und Denken stand wie mit seinem eigenen inneren Leben, so mit seinem Lehren und Wirken in der Gemeinde in lebendigstem Wechselverhältniß; aber je tiefer und reicher ihm das Verständniß der Schriftwahrheit und Kirchenlehre aufging, desto mehr fühlte er sich in seiner von Nitzsch und Neander empfangenen theologischen Grundanschauung nicht erschüttert, sondern bestärkt. Seine Theologie wollte vor Allem eine schriftgemäße sein; mit unbefangener Aufrichtigkeit gestand er sich die Punkte ein, auf denen sich seine Erkenntniß mit dem Lehrausdrucke der Schrift noch nicht ganz decken wollte, und es war ihm keine Frage, daß sich auf diesen Punkten nicht etwa die Schrift zu seinem Denken herabzubiegen, sondern sein Denken zum Schriftwort hinan zu klimmen habe. Aber dabei beruhte seine Schriftauslegung durchaus auf der Anschauung der heiligen Schrift als eines Organismus, in welchem der Werth des einzelnen Bestandtheils sich richte

nach dem näheren oder ferneren Verhältnisse zu dem Herzpunkte, Christus, und die alte mechanische Inspirationstheorie erschien ihm vielmehr als ein Riegel, denn als ein Schlüssel der volleren Schrifterkenntniß. Auf Grund einer solchen bei jeder Textbehandlung bereicherten aber unabläßig auch im Zusammenhang betriebenen Schriftforschung fühlte er sich mit dem Glaubensgehalt der reformatorischen Bekenntnisse eben so herzlich eins, als er von der Unzulänglichkeit der in ihnen angewandten Erkenntnißformen durchdrungen war. In dieser Unzulänglichkeit erkannte er denn auch den Hauptgrund, aus welchem, ungeachtet gleicher Principien, der lutherisch-reformirte Dissensus im 16. Jahrhundert hatte ungelöst bleiben müssen, und so war seine Theologie bei einer auch hier vorwiegenden Zuneigung zur lutherischen Art und Weise im tiefsten Grunde Unionstheologie, nicht im Sinne eines mathematisch aus den Symbolen herausgebrachten Consensus, sondern eines lebendigen Austausches beider Confessionen auf Grund gemeinsamer Neugeburt aus dem tiefer verständlich gewordenen göttlichen Worte.

Sehr gerne hätte er der gedeihlichen Entwickelung dieser Theologie, sowie der Vermittelung ihrer Erkenntnisse an die gebildete Gemeinde auch schriftstellerisch gedient, allein die Gewissenhaftigkeit, in der ihm die Amtsarbeit im weitesten Umfang aller anderen Arbeit voranging, ließ ihn nur spärlich zu dem Versuch dazu kommen. Für manchen zum Lichte drängenden Keim schien die Zeit der Entfaltung gekommen, als erst die athemlose Coblenzer Unruhe mit der Stille des Neuwieder Pfarrhauses vertauscht war. „Umgeben von so viel hohen und edlen Geistern," schrieb er damals, „von den Männern der h. Schrift an bis herab zur Gegenwart, kann ich zuweilen meine Einsamkeit recht lieb gewinnen. Verkehrend mit ihren Gedanken und von ihnen angeregt versenkt sich mein eignes Denken in mannigfaltige Tiefen der Philosophie, der Geschichte, des Menschenherzens mit seinen Räthseln, in deren Durchforschung am

Ende alle Wissenschaft zusammenläuft. Die Geschicke der Menschheit, die Hemmnisse und die Förderungen des Reiches Gottes in Liebe und Zorn glühend mitzuempfinden hat das Herz gelernt, dem das Göttliche der die ganze Mannigfaltigkeit des Menschlichen durchleuchtende Mittelpunkt geworden ist. Da geht denn viel poetisches, viel erkenntnißfrohes Genießen durch meine Seele, und während ich das eine Mal solch' reichen gedankenvollen Innenlebens mich ruhig freue und zufrieden bin, daß es höchstens in einer Predigt oder in einem Freundesgespräch zu glücklicher Stunde hervorbreche, ist mir ein andermal Kopf und Herz erfüllt mit Entwürfen von Betrachtungen, Aufsätzen, ja Büchern, die ich schreiben möchte, weil ich wünsche, daß sie in unserer zerfahrenen, halb stumpfen und todten, halb irren und suchenden Zeit überhaupt geschrieben werden möchten." Aber schon wenige Monate nach Antritt des neuen Amtes heißt es: „wovon soll ich euch weiter schreiben, — von Plänen, deren Ausführung jeder Tag hindert, von Wünschen, deren Erfüllung ich nicht absehe? Ich habe das Bedürfniß dies und jenes zu schreiben; ich wage zuweilen zu meinen, daß ich einen Beruf habe auch für's geschriebene Wort; ich bin aber auch hier bisher zu nichts gekommen."

Unter anderm hatte er von Coblenz den dort unausführbaren Vorsatz mitgebracht, jene zweite von der Union handelnde Examensarbeit nochmals gründlich durch- und umzuarbeiten und in ihr dann zum Kirchenstreite der Gegenwart seinen wohlerwogenen Beitrag zu geben, nicht weil er an jenem Streite eine sonderliche Freude gehabt hätte, sondern aus Gewissensdrang, der gefährdeten guten Sache sein Zeugniß nicht vorzuenthalten. Erst im Sommer 1854 nach immer neuen Unterbrechungen kam er mit dieser Arbeit zu Stande und auch jetzt schrieb er mir: „Rundung und Feile hätte der Aufsatz noch viele brauchen können, aber er mußte entweder so, oder gar nicht vom Stapel laufen." Durch Nitzschs vermittelnde Hand gelangte diese theologische Erstlingsgabe unter dem

Titel: „Die Union als Recht und Pflicht" in der „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben" (August und September 1854) zur Veröffentlichung und erhielt in der Bonner Monatsschrift und auch sonst als eine geistvolle, gediegene und originelle Erörterung der Unionsfrage verdiente Anerkennung.*) Sie sollte leider die einzige strengtheologische Frucht eines auch in dieser Hinsicht zu einer schönen Erndte reifenden Lebens bleiben. Ich versuche den Hauptinhalt in einem Auszuge zu vergegenwärtigen, der freilich bei der Fülle seiner Bemerkungen, die in dem Aufsatze zusammengedrängt sind, etwas Mißliches hat.

Union, Einigung, — heißt es nach einem herzhaften Vorwort über den Stand der Sache — setzt einmal eine Verschiedenheit, andererseits aber auch eine innere Einheit voraus, und zwar nicht nur eine nebensächliche, wie sie zu einer bloßen Conföderation erforderlich wäre, sondern eine wesentliche, centrale, auf deren Grund eine neue einheitliche Gestaltung sich aufbauen kann. Und so gilt es zunächst in der Verschiedenheit der beiden Unionsfactoren die wesentliche Einheit nachzuweisen und zwar an ihrer Fähigkeit und Bedürftigkeit zu gegenseitiger Ergänzung.

Die großartige und wesentliche innere Einheit der Reformation hat sich von Anfang in deren gleichmäßigem Gegensatz gegen Romanismus, Fanatismus und Rationalismus bekundet; sie ist auch anerkannt in den sogenannten zwei Principien, dem materialen und formalen, deren Zusammengehörigkeit Niemand leugnet, obwohl das erstere zunächst den lutherischen, das zweite den reformirten Aus-

*) Auch einen unverdienten auf Mißverständnisse und Mißdeutungen gegründeten Angriff von reformirter Seite, als wäre derselben zu viel geschehen, in der Allg. Kirchenzeitung, Dec. 1854. Ich fand in Franzens Papieren später eine bündige und über Gebühr freundliche Replik auf denselben, die er aber bei näherem Besinnen ungebraucht bei Seite gelegt zu haben schien, aus Abneigung gegen solche unfruchtbare Zänkereien.

gangspunkt darstellt. Das Bewußtsein von dieser Einheit hat aber in der Reformationszeit die gebührende Geltung deßhalb nicht erlangt, weil die befreite religiöse Subjectivität zunächst nicht umhin konnte, sich nun um so unbedingter und leidenschaftlicher nicht nur durch die ewigen Glaubensprincipien selbst, sondern auch durch deren zeitweilige Fassung zu binden; weil die an sich gerechtfertigte Nothwendigkeit, neue objective Gränzen zu suchen, durch die unvermeidlich anhaftende menschliche Schwachheit eine Uebertreibung erfuhr. Es traten aber zu diesem rein religiösen Motiv noch andere Umstände hinzu, um die beiden reformatorischen Sonderentwickelungen in's Dasein zu rufen.

Es ist zunächst, wiewohl mit großer Einschränkung, auf den Gegensatz des romanischen und germanischen Volksthums zu achten. Die reformirte Kirche hat sich vorzugsweise auf romanischem Boden entwickelt und über Länder, die demselben benachbart oder verbunden waren, verbreitet; in dem germanischen England hat ihre Eigenthümlichkeit sich wenigstens nicht durchgebildet. Wenn der deutschen Gemüthstiefe gegenüber in der romanischen Anlage Verstand und Leidenschaft überwiegt, so wird für die ascetische Nüchternheit und den ascetischen Feuereifer des reformirten Wesens damit allerdings eine Quelle entdeckt sein. Aber gleichmäßiger und durchgreifender ist der Einfluß der vorangegangenen Geschichte. Jener ganze Heimathsboden der reformirten Kirche vom südöstlichen Frankreich an, den Rhein entlang bis nach Niederland und England, ist schon im Mittelalter ein Boden kirchlicher Opposition; hier sind Katharer und Waldenser zu Haus, hier verräth das Papstthum in Avignon seine Schande, hier blühen die Mystiker und freien kirchlichen Vereine; auch in England ist Wykliffe keine vereinzelte Erscheinung. So rief hier althergebrachte tiefgewurzelte Abneigung gegen die entartete Geistlichkeitskirche eine viel radicalere Lossagung und Neubildung als im Norden und Osten her-

vor. Für die Form dieser Neubildung wurden endlich die politischen Verhältnisse bedeutsam. Auf dem bezeichneten Gebiet war vielfach eine besonders entwickelte bürgerliche Freiheit und Selbständigkeit daheim. In der Schweiz fand die Reformation den Sieg über die Feudalherrschaft, in den Niederlanden den Kampf mit der Monarchie vor, in Frankreich, Schottland, am Niederrhein entwickelte sie sich im Gegensatz zur weltlichen Gewalt: Grund genug zu einer selbständigen, republikanischen Kirchenverfassung, die nur in England, wo diese Motive fehlten, unterblieben ist.

Eine andere nationale Grundlage, eine andere Vorgeschichte und eine andere Stellung zur weltlichen Macht bedingt die lutherische Entwickelung. Freiheit der Gemeinschaft ist das romanische, Freiheit der Persönlichkeit das germanische Streben, ein Gesichtspunkt von durchgreifender Bedeutung bei dem rein germanischen Boden der lutherischen Reformation. Von vorreformatorischen Oppositionen waren die lutherischen Länder so gut wie unberührt, (die nicht-deutsche hussitische Episode hatte eher abschreckend gewirkt); auch war der monarchische Sinn ungebrochen, und so hing man mit deutscher Pietät und Unterthänigkeit an der römischen Kirche, an dem bischöflichen Regiment. Auf diesem Boden Vorkämpfer einer Reformation zu sein, dazu gehörte eine gewaltigere Anlage, als es ihrer dort bedurfte und als sie dort sich entfalten konnte; hier vermochte sie mächtiger in sich zu erstarken und ihre Wirkung mußte in eben dem Maaße tiefer empfunden werden, denn sie hatte ein mühseligeres inneres Losringen durchzumachen und die andersgeartete Menge erforderte eines königlicheren Geistes Herrschaft. Eine so maaßgebende, volksthümliche, äußerlich und innerlich universelle Stellung, wie sie Luther einnimmt, hat auf reformirtem Gebiet Niemand erlangt; aber bei wem wäre auch die Reformation in solcher Weise persönliches Leben gewesen? Die persönliche (d. i. auf's Individuum bezogene, aber deßhalb nicht subjective)

Richtung ist nun an der lutherischen Reformation überall erkennbar. Schon in der bis zur Schwäche getriebenen Hingebung an Luthers Person. Noch mehr darin, daß sie, zufrieden mit der Erfüllung des persönlichsten Bedürfnisses, der Rechtfertigung vor Gott, gleichgültiger ist gegen die Ausbildung der Gemeinschaftsverfassung; daß sie überhaupt persönliche Macht und Herrschaft auch wieder gern erträgt. Allerdings hat an der Gestaltung der lutherischen Kirchenverfassung die positive, fördernde Stellung, welche hier die Fürsten zur Reformation einnahmen, einen großen Antheil; aber man hätte sich mit dem fürstlichen Kirchenregimente doch auf die Dauer nicht begnügt ohne jenen persönlichen und daher auch monarchischen Grundzug, wie er auch in der priesterlicheren Stellung des Geistlichen zur Gemeinde hervortritt.

Diese Beobachtungen bewähren sich auch an den lutherisch-reformirten Lehrdifferenzen.

Wie die reformirte Kirche an der Rechtfertigung durch den Glauben, so hält die lutherische auch an der ausschließlichen Schriftautorität unbedingt fest. Aber von dem persönlichsten Bedürfniß der Rechtfertigung ausgehend, sucht sie in der heil. Schrift zunächst nur die Heilslehre, die Reinigung des Erlösungsbewußtseins, und giebt eben damit dem gläubigen Subject eine freiere Stellung zu ihr. Die Schrift ist ihr ein Organismus, in welchem die normirende Bedeutung des Einzelnen sich nach dem Zusammenhang bestimmt, in dem es mit dem persönlich zu erfahrenden Mittelpunkt steht. Wenigstens hat Luther in einer nachher freilich wenig anerkannten christlichen Geistesgröße so zur Bibel gestanden; aber selbst in dem nachmaligen fehlerhaften Ueberwiegen der Dogmatik über das Schriftstudium und in der Ueberschätzung der Symbole spiegelt sich noch jene Stellung zur Schrift. Freier ist zugleich die lutherische Stellung zur Kirchengeschichte und zur kirchlichen Kunst. Weil sie wesentlich nur Glaubensreformation will, so

kann sie Alles dulden, was dem reinen Glauben nicht widerstreitet und so den Zusammenhang der geschichtlichen Entwickelung wahren; so kann sie auf Alles eingehn, was sich einer Durchdringung von jenem Mittelpunkte aus fähig erweist, und Musik, Gesang, bildende Kunst freundlich und anregend in ihren Dienst ziehen. Dem gegenüber wird reformirterseits nicht nur Glaubens= sondern totale Kirchenreform angestrebt. Nicht nur das Rechtfertigungsbedürfniß sucht Befriedigung an der Schrift, sondern es waltet das Verlangen, im scharfen Gegensatze gegen Sitte und Geschichte der alten Kirche dem Wort und der Ehre Gottes eine in Allem durchgreifende Geltung zu schaffen. Die Schrift wird nicht nur dem inneren Leben selbst, sondern auch allen seinen Aeußerungen und Darstellungsformen zur ausschließlichen Basis gegeben und ebendamit in eine gesetzbuchartige Stellung gebracht, die ein ungeschichtliches Abbrechen von der Entwickelung der Zeiten bedingt und mit der Fülle der menschlichen Anlage nur durch rücksichtslose Verkürzung mancher berechtigten Seite fertig werden kann: eine Richtung, welche auf die heftige Leidensgeschichte, auf die historischen Antecedenzien, wohl auch auf den nationalen Boden der reformirten Kirche als ihren Ursprung zurückweist.

Es hängt damit zusammen, daß der Gegensatz von Welt und Reich Gottes überhaupt sich auf lutherischer Seite milder, auf reformirter schroffer gestaltet. Die lutherische Orthodoxie konnte in eine Schlaffheit und Heiterkeit gerathen, der gegenüber die reformirte Kirchenzucht und Sittenstrenge ehrwürdig genug war. Die lutherische Lehre betont die vorbereitende Gnade mehr als die reformirte; der reformirten Anschauung liegt, wie die protestantische Sectengeschichte ausweist, die novatianische Verirrung nicht allzu fern. Das lebhafte Gefühl von der Trennung zwischen Welt und Gottesreich ist denn auch der tiefere ethische Grund der reformirten Gnadenwahlslehre, die wie alle principiellen Irrthümer nicht

intellectueller sondern ethischer Abkunft ist: das zeitliche Verhältniß von Welt und Gottesreich wird hier voreilig und übertreibend unter dem Gesichtspunkt einer ewigen Bestimmung betrachtet. Je unbefohlener die lutherische Dogmatik dieser Lehre gegenüber die sittliche Freiheit, das Kleinod der Persönlichkeit, wahrt, um so deutlicher schimmert hier jener unveräußerliche tiefpersönliche germanische Zug durch.

In der Abendmahlslehre stellt die reformirte Kirche wieder den unbedingteren Gegensatz gegen die katholische Lehre dar. Nur Unkenntniß oder Perfidie kann ihr absprechen, daß auch sie eine wahre Mittheilung Christi im Abendmahl lehre; aber während die lutherische Kirche sich wieder unmittelbar an die Persönlichkeit hält und daher diese Mittheilung durch Christi verklärte Leibhaftigkeit sich vermitteln läßt, wird dieselbe auf reformirter Seite mehr nach Art der übrigen, an seine menschliche Erscheinung nicht mehr unmittelbar angeschlossenen, Wirkungen des verklärten Christus durch den h. Geist gedacht. Alle Spitzen des nicht ohne allerlei Menschlichkeiten entwickelten und hernach starr gewordenen Gegensatzes gehen auf das relative Ueberwiegen des Sohnes im lutherischen, des Geistes im reformirten Bewußtsein zurück und in diesem relativen Gegensatz spiegelt sich der Grundcharakter beider Confessionen bis in die lutherische Privatcommunion und die reformirte Verwerfung derselben hinein; dort ist die persönliche Gemeinschaft der Seele mit dem Herrn, hier das Gemeinschaftsmahl der Gemeinde der überwiegende Begriff.

Charakteristische Verschiedenheiten im Leben beider Kirchen hangen hiemit weiterhin zusammen. Der lutherischen Ubiquitätslehre liegt wiederum der Glaube an die lebendige persönliche Gegenwärtigkeit des Herrn auf Erden zu Grunde und in diesem Glauben ruht die Mystik des Lutherthums getrost und besitzesgewiß aus, in stiller Geduld dem Herrn selbst die Ausgestaltung seines Reiches überlassend. Dem gegenüber liegt in der reformirten Lehre von der leiblichen Absenz des Herrn der Sporn zu jener

eifrigen Nachfolge Christi in Thaten der Kraft des h. Geistes, zu jenem charakteristischen Eifer für allseitige Verwirklichung des Reiches Gottes: ein Gegensatz, der wiederum auf die historische Situation und die nationale Unterlage beider Kirchen zurückweist. Der christologische Gegensatz endlich, durch die verschiedene Abendmahlslehre erzeugt, deutet auf lutherischer Seite wieder auf ein tieferes Verständniß des einheitlichen Wesens der Persönlichkeit hin, welches in der Lehre von der communicatio idiomatum mit alle dem Nachdruck, den die altkirchliche Zwei-Naturen-Lehre zuließ, geltend gemacht wird.

Dies die Verschiedenheiten, die der Begriff der Union ja voraussetzt. Daß sie nur relative, der Einigung und Ergänzung fähige und bedürftige seien, ist leicht zu erweisen.

Der christologische Gegensatz, den nur böse Consequenzmacherei benutzen konnte, um den Reformirten die Leugnung der Göttlichkeit des Erlösers vorzuwerfen, ist mit der ganzen scholastischen Behandlung der Christologie zurückgetreten und schwerlich irgendwo im Bewußtsein der Gemeinden. Die verschiedenen Lebensrichtungen aber, die mit der beiderseitigen Lehre von der Gegenwart Christi auf Erden zusammenhängen, sind offenbar nicht nur beide biblisch berechtigt, sondern auch recht dazu angethan, durch gegenseitige Ergänzung und Durchdringung einander vor fehlerhafter Einseitigkeit zu bewahren. Was die Prädestinationslehre angeht, so wird wohl jeder Gegner derselben einräumen, daß das eine traurige Kirche wäre, die für einen Augustinus keinen Raum hätte. Uebrigens ist diese Lehre in ihrer strengen Fassung bei den deutschen Reformirten nie öffentliches Bekenntniß geworden und wenig in die Gemeinden gedrungen. So handelt es sich, wenn man vom wissenschaftlichen Streite absieht, nur um den Gegensatz einer mehr universalistischen oder mehr particularistischen Tendenz, welche sich einander vor den Gefahren der Laxheit und des Rigorismus be-

wahren und gegenseitig mit Elementen weltgewinnender Liebe und andererseits religiösen Ernstes in der Unterscheidung von Welt und Gottesreich beschenken können und deßhalb auch sollen.

In der Behandlung des Abendmahls ist es auf reformirter Seite die Gefahr des Spiritualismus, wie er im Quäkerthum gipfelt, auf lutherischer die des Materialismus, wie er dem vielfältigen Mißbrauch des Abendmahls im Sinne eines opus operatum zu Grunde liegt, wovor wechselseitiger Einfluß bewahren könnte. Denn wiewohl dem religiösen Gehalte nach reicher und tiefer, hält die lutherische Lehre theologisch doch nur eine sehr unklare Mitte zwischen der reformirten und der römischen Fassung, und wer nur einmal einfach von den biblischen Voraussetzungen aus die Frage durcharbeitet und einige Unbefangenheit dogmengeschichtlicher Bildung besitzt, macht leicht die Erfahrung, daß die ganze Summe von Begriffen, mit denen man hier von Anfang bis heut operirt hat, „Leiblichkeit, Präsenz, Wirklichkeit" u. s. w., erst einer gründlichen Revision bedarf, ehe die Sacramentslehre auf's Reine gebracht werden kann. Aber sollte denn nicht auch vor Erledigung der theologischen Arbeit, von welcher der Segen des Genusses nicht abhängt, die lutherische Richtung von der reformirten die Betonung ernster subjectiver Glaubensbereitschaft, die reformirte von der lutherischen die Schätzung des unersetzlichen und unentbehrlichen objectiven Sacramentsinhaltes sich aneignen können?

So wenig man lutherischerseits zu einer adäquaten Ausbildung der Kirchenidee gekommen ist, so hat man doch aus glücklichem historischen und germanischen Conservatismus an der Idee der Einheit der Kirche möglichst gehalten; dagegen ist die Organisation der Gemeinde unterblieben und das Pfarramt in eine unreformatorische Ueberhebung gekommen. Reformirterseits hat man die Gemeinde mit Sorgfalt entwickelt, aber weit weniger kirchliche Geschlossenheit gezeigt, nicht nur aus territorialer Zersplitterung, sondern aus

antikatholischer, centrifugaler, individualistischer Neigung, wie sie in der vielfältigen Sectenbildung hervortritt. Es liegt auf der Hand, wie auch hier wieder verschiedene Gnadengaben auszutauschen sind, wobei besonders auf lutherischer Seite die hierarchischen Amtsgelüste werden verlernt werden müssen.

Endlich enthält die strengere Stellung der reformirten Kirche zur Welt durch den sittlichen Ernst, den sie erzeugt hat, einen Segen, der ungeachtet seines gesetzlichen Beigeschmacks (z. B. in der Sonntagsheiligung) für die lutherische Kirche ein sehr heilsames Ferment sein müßte; wogegen das freiere Verhalten der lutherischen Kirche zu Kunst der Poesie der Reformirten einer weitgreifenden und, wie z. B. der Materialismus der holländischen Malerei zeigt, tief genug zurückwirkenden Einseitigkeit zu entziehen vermöchte.

Nach alledem ist es nicht die Rücksichtslosigkeit, sondern die Rücksicht auf die historischen Unterschiede, was uns die Union befürworten läßt. Jener wahrhaft geschichtliche Sinn, der sich nicht an eine einzelne geschichtliche Erscheinung wie an etwas Absolutes festkettet, sondern unermüdlich das im Fluß der Zeiten Entstandene an dem immer tiefer verstandenen Maaßstab des göttlichen Wortes mißt, wird nothwendig auf die Union geführt. Gerade die so bestimmt entwickelte zwiefältige Eigenthümlichkeit, die so oft für's Gegentheil angeführt wird, predigt die Einigung; denn wo von einem gemeinsamen Grunde aus zwei eigenthümliche Richtungen sich entwickeln, da ist doch vermöge der überall einwirkenden Sündhaftigkeit bei beiden Wahrheit mit Verkehrtheit gemischt und eine Synthese nothwendig, die durch tiefere Erfassung des gemeinsamen Grundes eine höhere Stufe der beiderseits angestrebten Entfaltung des ewigen Princips herbeiführt.

Die Union soll und will nicht weniger sein als diese höhere Stufe. Die Grundvoraussetzung ist dabei, daß beide Kirchen kein Recht haben, ihre Entwickelung und deren Resultate für normal,

für absolut auszugeben. Was das wichtigste, das eigentliche Glaubensgebiet angeht, so ist zwischen Glauben und Glaubensform zu unterscheiden; jener ist unwandelbar, diese ist zeitlich, denn ein ewiges Princip kann sich in der Menschheit ja gar nicht anders entwickeln, als so, daß sich über seinen Inhalt, der als unmittelbarer Lebensinhalt von Anfang vollständig vorhanden ist — die Vernunft nur allmählich verständigt. Dieser Proceß der formalen Erfassung des Christenthums ist kein ungetrübter, sondern geht unter dem Einfluß der Sünde vor sich und so haben alle dogmengeschichtlichen Fassungen des Glaubens — freilich mehr oder weniger, je nachdem der göttliche Inhalt mehr oder weniger die bestimmende Macht war, etwas relativ Fehlerhaftes, Irriges an sich. Daraus folgt einmal, daß sich die evangelische Kirche, will sie anders evangelisch bleiben, nicht immer in gleichem Maaße in allen der theologischen Form angehörigen Einzelheiten an die symbolische Fassung ihres ewigen Glaubensinhaltes gebunden halten darf. Sodann, daß wenn eine Glaubensformel nur die Grundprincipien des Glaubens selbst nicht angreift, sondern ihre Aufstellungen auf sie gründet, sie für ihre etwaigen Irrthümer das Correctiv selbst enthält und ihre Bekenner als Brüder im Glauben anerkannt werden müssen.

Denn nur da, wo einerseits das ewige göttliche Princip in seiner Unverletzlichkeit gewahrt ist, andererseits keine zeitliche Form desselben die Fessel seiner tieferen und reiferen Entfaltung wird, ist eine gedeihliche der Vollendung entgegenreifende Entwickelung möglich. Und eine solche bedarf geradezu der untergeordneten Verschiedenheit mannigfaltiger Eigenthümlichkeiten; denn wie auf der ergänzungsbedürftigen Verschiedenheit der Individualitäten überhaupt das Bedürfniß des Menschen nach der Gemeinschaft beruht, welche sein wahres und ganzes Wesen erst zur Erscheinung fördert, so muß auch in der Kirche eine Einheit, welche zu enge ist um

der gläubigen Verschiedenheit Raum zu lassen, zur todten unfruchtbaren Einerleiheit werden. Individualität ist nicht Sündhaftigkeit; auch innerhalb der Schrift hat sich die ewige Wahrheit in den verschiedenen Lehrformen der Apostel individualisirt. Je mehr aber bei uns die sündhafte Seite der Individualität auch in unser religiöses Geistesleben hereinreicht, desto mehr haben wir in jeder Individualität, die sich auf den richtigen Grund gestellt hat, ein Element der Wahrheit vorauszusetzen, welches so wenig ohne Schaden für das Ganze unverwendet bleiben kann, als es ohne lebendige Einwirkung dieses Ganzen seinerseits von der ihm anhaftenden Verkehrtheit befreit zu werden hoffen darf. Und so ist es denn ein allgemeines unwidersprechliches Gesetz des geistigen Lebens, welches die Union fordert.

Was machen nun die Unionsgegner wider diese in der Sache begründete Forderung und Folgerung geltend?

Sie lieben es von der Eigenthümlichkeit beider Kirchen zu reden, die man vor Verwischung bewahren müsse. Aber einmal begehrt die Union keine Einerleiheit, sie gerade ist im Stande der Eigenthümlichkeit den gebührenden Spielraum zu lassen. Dann fragt sich, ob denn in dieser Eigenthümlichkeit Alles bewahrt zu werden verdiene? Es fragt sich, ob nicht manches dazu Gerechnete fallen könne, ohne der Gesundheit des christlichen Lebens zu schaden? Nicht an jeder liturgischen Formel hängt die Integrität des Bekenntnisses und des Glaubens, zumal für Gemeinden, deren größter Theil die Milch des Evangeliums noch nicht getrunken hat. Und endlich, was von jener Eigenthümlichkeit wirklich aus dem göttlichen Worte geboren ist, sollte das so empfindlich sein, daß es nur in der Isolirung gedeihen und keine entgegengesetzte Berührung vertragen kann? Aber man fürchtet vielleicht mit Recht, daß die Treibhauspflanze einer durch geistliche Agitation künstlich repristinirten Eigenthümlichkeitssucht den frischen Luftzug

eines in geräumigeren Gränzen sich bewegenden kirchlichen Lebens nicht vertragen werde.

Ein anderes Bedenken ist die dogmatische und symbolische Unsicherheit, welche durch Zugrundelegung des „Gemeinsamen" beider Bekenntnisse entstehn soll. Wie jener erste Einwand von einer alterthümelnd-ästhetischen, so geht dieser andere von einer juristischen Richtung aus, die für möglichst enge und scharfe Verpflichtungsformeln schwärmt. Solchen Leuten, die „nicht wissen die Schrift, noch die Kraft Gottes," wird es angst, wenn im Bekenntniß nicht Alles buchstäblich auf's Reine gebracht ist. Aber eine derartige juristische Anspannung des Symbolbuchstabens könnte in unserer Kirche nur mindestens eben so viele Heuchelei als äußere Rechtgläubigkeit großziehen. Im Uebrigen wäre der Vorwurf der Bekenntnißlosigkeit der Union ungefähr damit zu vergleichen, daß man einem Jüngling Recht und Möglichkeit einer gesunden Existenz abspräche, weil er noch kein Mann ist. Der Consensus ist nachweisbar und oft nachgewiesen; er soll freilich auch ausgesprochen werden und wird es zu seiner Zeit; dann aber nicht als bloße Zusammenstellung, sondern als eine aus der Vertiefung in's Wort Gottes hervorgehende Neugestaltung des in den reformatorischen Bekenntnissen niedergelegten ewigen Inhalts, ja trotz alles Unfugs, den man mit diesem Worte gemacht hat — als ein neues Bekenntniß. Und von diesem Neubekennen ihres Glaubens wird sich die evangelische Kirche hoffentlich auch dadurch nicht abhalten lassen, daß sie, wie jene Kirchenjuristen warnen, damit den vom westphälischen Frieden datirenden Rechtsschutz des heiligen römischen Reichs verlöre.

Oder sollte es, wie die leiseren Stimmen der zuweilen recht sanft und fast freundschaftlich redenden Unionsfeindschaft sagen, zur Union noch nicht Zeit sein? Zunächst handelt es sich ja nur um Union der Evangelischen in Deutschland; und hier hat die Union bereits eine Vorgeschichte von drei Jahrhunderten. Zuerst war von Anbe-

ginn eine Unionsrichtung da, die Luther wenigstens duldete, — der Philippismus. Sodann hat die deutschreformirte Kirche von Anfang einen temperirten, Melanchthonschen Charakter an sich getragen. Endlich wird die lange Reihe der Einigungsversuche doch wohl nicht aus lauter Indifferentismus und Politik hervorgegangen sein; es ist nur an Spener und an die Brüdergemeinde zu erinnern. Der allzuwenig beherzigten Mahnung des Pietismus ist das Gottesgericht des Rationalismus gefolgt, dessen relative Berechtigung gegenüber der verknöcherten Orthodoxie nicht geleugnet werden kann; er hat das Bewußtsein der Gemeinden aus den symbolischen Fugen gerückt und ist nicht durch Restauration, sondern durch Neugestaltung vom ewigen Grunde aus überwunden worden. Sowohl die „neuere" Theologie, die trotz aller Schmähungen doch die wissenschaftliche Productionskraft der evangelischen Kirche in sich trägt, als auch das neue christliche und kirchliche Leben mit seinen Segensfrüchten ruhen wesentlich auf der Union. So war die Union, als sie Gestalt gewann, allseitig vorbereitet, eine reife Frucht der kirchengeschichtlichen Entwickelung. Die Entwickelungszeit der Sonderconfessionen ist vollbracht: es bleibt nichts übrig, als daß sie durch gegenseitiges Inoculiren die Kraft ihres Wesens vereinigen und erhöhen.

Darum ist für die Union auch am letzten Ende nichts zu fürchten. Der confessionalistische Rückschlag will nur erst ertragen sein. Er wird vorerst noch zunehmen; die Zeit ist danach, daß im Politischen wie im Kirchlichen Viele meinen können, man brauche, was früher gestanden und gehalten, nur einfach wieder aufzurichten. Wann erst die großen Koryphäen der letzten Decennien alle werden schlafen gegangen sein, dann wird vielleicht eine Zeit kommen, wo auch die gläubige wissenschaftliche Discussion verdächtig werden, wo es noch ruhmvoller scheinen wird, als es schon heute Manchem scheint, Männer wie Schleiermacher und Neander

zu verkleinern und zu verketzern, statt daß man Gott auf den Knieen danken sollte, daß er uns gewürdigt, uns solche Männer zu schenken. Aber auch dann wird es durch des Herrn Gnade nicht fehlen an Solchen, welche ohne rechts oder links zu schauen, aber mit Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken trachten, daß nur Christus gepredigt werde, und gestärkt durch das Gefühl der Gemeinschaft mit ihrem göttlichen Haupte den Muth behalten zu sprechen: „Wenn ich Dich nur habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde.“ Das werden die wahren Freunde der rechten Union sein, die aus solchen trüben Zeiten verklärt hervorgehen wird.

Sie hat ja Mängel. Aber seit wann heben denn die Mängel in der Entstehungs- und Entwicklungsperiode einer Erscheinung deren Recht und Nothwendigkeit auf? Ihre positive Bedeutung ist nicht überall in gleichem Maaße in's Bewußtsein gedrungen wie ihre negative; aber das ist in der Reformationszeit auch nicht anders gewesen. Die Unsicherheit im Gebrauch des Katechismus ist ein fühlbarer Mißstand, da die vorhandene confessionelle Gereiztheit und die Rücksicht auf zu ehrende Ueberlieferungen einem allgemeinen Gebrauch des kleinen lutherischen entgegenstehen. Aber die Union kann ebensowohl die Sonderkatechismen, als eine Verschmelzung beider gebrauchen, bis Gott einmal ein neues christliches Volksbuch schenkt. Auch unsre Agende bedarf einer Revision, eines tieferen Zurückgreifens in den Reichthum der Väter; aber was steht dem auch im Wege, wenn nicht eben die confessionelle Gereiztheit? Wer aber um solcher untergeordneten Dinge willen sich dem Werke der Union entzieht oder es befeindet, der verkennt den Geist und Beruf der evangelischen Kirche, der verkennt vornehmlich auch die Bedeutung der gegenwärtigen Zeit. Wenn je Zusammenhalten noth gethan hat, so ist es heute. Wir verkennen die sprossenden Zeichen eines neuen Lebens in dieser

Zeit der Trümmer nicht; aber die Feindschaft ist groß, die Gleichgültigkeit noch größer. Schauerliche Abgründe des sittlichen Lebens gehen jedem ernsten Seelsorger auf; nicht blos in unsern Hauptstädten wuchert ein neues Heidenthum und wir wandeln unter einem Geschlecht, von dem es sich berechnen läßt, daß wo nicht eine sittliche Wiedergeburt in gewaltiger Weise eintritt, in wenig Generationen durch Wollust und Schleckerei, durch Ueberbildung und Nervenschwäche seine Kraft verraucht sein wird. Dazu droht von Außen der Erbfeind mächtiger und energischer als seit zwei Jahrhunderten, und deutlich wahrnehmbar selbst für harte protestantische Ohren tönen die Posaunenstöße, welche die Selbstauflösung des Protestantismus verkündigen. Hier liegen die Aufgaben der evangelischen Christenheit. Und was soll man sagen vor Wehmuth, wenn in solcher Zeit nicht blos feindselige Samariter, wenn Kinder des Volkes Israel Zwietracht säen und hindern, daß der heilige Tempel des Herrn und Jerusalems Mauern gebaut werden mit einmüthiger Kraft? Nun Herr, baue du die Mauern Jerusalems und bringe zusammen die Verjagten in Israel! —

*   *   *

Wie diese Schlußbetrachtung andeutet, verlor der Verfasser überhaupt bei dem traurigen innerkirchlichen Streit die Thatsache nie aus den Augen, daß die Laienwelt, zumal die gebildete, im Großen und Ganzen der Kirche und dem Christenthum noch sehr fern stehe und durch jenen Streit mit nichten näher gebracht werde. Er beklagte die Abnahme des theologischen Sinnes, die zunehmende Verdächtigung aller tiefer schöpfenden und freier fassenden Forschung und die überreizte Werthlegung auf die dogmatischen Spitzen der Benntnisse auch darum so sehr, weil er überzeugt war, daß eine geistesträg und gesetzlich restaurirte Orthodoxie am allerwenigsten befähigt sei, den Kampf mit dem theoretischen Un=

glauben der Zeit erfolgreich zu führen. Inzwischen sah er diesen theoretischen Unglauben in erschreckendem Fortschritt begriffen. Die große Ernüchterung unseres Volks, welche auf die Gährungsjahre gefolgt war, hatte zwar hin und wieder zur Verinnerlichung und Vertiefung, im Großen und Ganzen aber vielmehr zum Gegentheil, zu einem vorher ungekannten Cultus der materiellen Interessen geführt. Hatten in Folge dessen die Naturwissenschaften über alle ethischeren Geistesgebiete den Vorsprung gewonnen, so wurden dieselben nunmehr von den unbewußten und bewußten Vorarbeitern eines künftigen radicalen Weltumsturzes dazu ausgebeutet, um den gemeinsten Atheismus und die brutalste Weltanschauung auszubreiten, und zugleich auch andere faule Abfälle deutscher Wissenschaft benutzt, um in den Herzen der Unwissenden und Ungewissen die letzten Reste von Gottesfurcht und Pietät vor dem Heiligen zu vergiften. Franz verfolgte diese atheistische und antichristliche Strömung mit Aufmerksamkeit und tiefer Betrübniß; er äußerte öfter, daß ihm die Theologen auf diese Gegenkräfte viel zu wenig zu achten schienen und das Herz brannte ihm, der Sache des Herrn nach dieser Seite hin auch literärisch zu dienen. Es sollte ihm so gut nicht werden; nur eine einzige im Sommer 1854 rasch hingeworfene kleine Arbeit sollte wenigstens zeigen, wie gut er hiezu ausgerüstet sei, wie frisch er das blanke Schwert des Geistes nach dieser Seite hin zu führen vermöge. Da dieselbe in einer wenig bekannten und seitdem eingegangenen Zeitschrift steht (der Bonner Monatsschrift, Juni 1854), so darf ich sie bei ihrem geringen Umfang hier wohl vollständig mittheilen.

Atheistische Popularliteratur der Gegenwart.

Ich würde es bedauern, wenn die Bonner Monatsschrift ihre Gränzen zu eng fände für die nachfolgenden Bemerkungen. Es handelt sich hier freilich nicht um specifisch rheinische, noch weniger um rheinpreußische Producte, aber wenn dieselben doch e i n e m innerhalb

des rheinischen kirchlichen Lebens Stehenden aufgefallen sind, so möchten sie ebensogut noch mehreren auffallen und an ihnen ihre verschiedene Wirkung üben können. Also: hic Rhodus, hic salta. Ein Ruf zur Achtsamkeit auf die bezeichnete Literatur wird nirgends unangebracht sein.

Mit der obigen Ueberschrift wird keinerlei Vollständigkeit beansprucht. Es sind mir nur eben die hernach zu nennenden Schriften in die Hände gefallen. Es sind bemerkenswerthe Documente. — Die Physiognomie des kirchlichen und des theologischen Lebens hat sich in den letzten 15 Jahren beträchtlich verändert. Der „Verein der Freien" in Berlin, in dem Bruno Bauer das Licht war, existirt nicht mehr, und selbst Koryphäen der theologischen Linken Hegelscher Farbe, wie Vatke, sind — zwar nicht überstrahlt, aber doch verblichen in ihrer Popularität. Selbst unter den Studenten ist's vorüber mit dem, was wir noch erlebt haben, daß einer, der bei Michelet in Berlin ein Colleg gehört oder bei Schwegler in Tübingen in der Geschichte der Philosophie hospitirt hatte, seinen weniger philosophisch gebildeten Kameraden als ein staunenswerthes Orakel erschien. Nicht als hätten jetzt Alle mehr Philosophie gelernt, sondern die Neigung hat sich ganz von diesem Felde abgewandt. Unter dem Lehrerstand ist vielenorts der hie und da auch philosophisch versetzte Diesterwegianismus durch eine positive kirchliche Richtung verdrängt worden, und das hängt zusammen mit der Belebung des kirchlichen Sinnes, mit der Hinwendung der Kirche zu praktischen Aufgaben, mit der Erkenntniß der Unerläßlichkeit positiver Religion als einzig fester Grundlage gesunden Volkslebens. Wir haben Vereine, wir haben Kirchentage u. s. w. und — vergessen über alledem leicht, daß Alles dies nur ist wie eine Nachthütte in den Kürbisgärten, wie ein Kirchlein, gebaut zwischen Trümmer.

Der praktische und theoretische Unglaube ist weder überwunden noch an seinem eigenen Siege verzweifelt. Die Discussion hat sich

aus dem Feld der gelehrten Literatur in das der populären, von den Universitäten in das Volk gezogen. Hier wird der Unglaube bei aller seiner Vernunftwidrigkeit an dem bösen Trotz des unbekehrten Herzens, das froh ist eine Schanze sogenannter Wissenschaft zwischen sich und seinem Gott zu haben, die stärkste Trutzfeste erst gewinnen. Und hieran wird eifrig gearbeitet. Die Popularisirung des Lebens Jesu von Strauß, welche, ich glaube 1846, in Burgdorf in der Schweiz erschien, war, wenigstens für Deutschland, einer der ersten Hebel. Feuerbach hat vor Handwerksburschen seine Doctrinen auseinandergelegt, und auch der gelehrte Vertreter einer „wissenden" Philosophenaristokratie über der in der Glaubensvorstellung befangenen Volksmenge, Strauß, hat gelegentlich ein ähnliches Publicum nicht verschmäht. Im J. 1848 ist der moderne Humanismus hie und da auf die Barrikaden gekommen und übel bestanden. Zu wirken auf das Volk hat aber die Richtung nicht aufgehört, welche die zweite „Erlösung der Menschheit" durch ihre Loslösung vom Glauben an einen überweltlichen Gott und an einen göttlichen Erlöser und an persönliche Unsterblichkeit, und durch die Ersetzung aller dieser Güter durch eine „rein irdische Glückseligkeit", durch „Ausgleichung von Capital und Arbeit" u. s. w., oder um vornehmer mit Herrn Dr. Noack zu reden, durch die Verwandlung der Jenseitigkeit des Christenthums in die reine Diesseitigkeit vollbringen will; damit zuletzt — denn das praktische Resultat würde das jedenfalls sein — die vernünftige Bestie, Mensch genannt, allein auf dem Thron fesselloser Selbstvergötterung und ungehemmten Selbstgenusses sitze.

Hierhin gehören in verschiedenen Nüancirungen die nachfolgenden Schriftchen.

Das erste führt den Titel: „Enthüllungen über das Leben nach dem Tode." Ich habe den Titel mit buchhändlerischer Genauigkeit nicht aufgeschrieben. Es ist gewiß schon manche gute

Seele mit dem Büchelchen getäuscht worden, die dahinter eine neue Auflage etwa der Stillingschen Scenen aus dem Geisterreich vermuthete. In Anbetracht der Plumpheit der Erfindung und der Ungeschicktheit des Ausdrucks kann man es für mit am unschädlichsten halten. Der Faden ist folgender: Ein — wo ich mich recht besinne — Berliner Junge bekommt schon früh von seinem Vater zuweilen lange Lectionen, welche die reine Menschlichkeit bei ihm einpflanzen und ihn statt auf den Boden des positiven Christenthums auf die Religion gründen sollen, welche sich etwa in dem populären Verstande des Sprüchleins: „Thue Recht und scheue Niemand" zusammenfaßt, das man so manchen feigen Philister weiten Gewissens als die Essenz seiner Religiosität anpreisen hört. Der Junge studiert Medicin und macht nach dem Tode des Vaters eine wissenschaftliche Reise nach Mittelamerika. Dort ist er einstmals auf der einsamen Höhe der Anden, welche man mit Hülfe einiger Reisebeschreibungen schon recht leidlich schildern kann, ganz allein, und — da erscheint ihm der Geist seines Vaters, um ihm darüber Aufschlüsse zu geben, daß alle die gewöhnlichen Vorstellungen, welche die Menschen sich von dem höchsten Wesen und von dem Leben nach dem Tode machen, sehr irrig und thöricht seien, daß es besonders thöricht und überflüssig sei zu dem höchsten Wesen zu beten u. s. w. Man sieht, der Apparat ist plump genug, allein man merkt doch die Absicht. Es ist schade, daß der Geist uns nicht ebenso schlagend von der Richtigkeit seiner eignen Existenz nach dem Tode überzeugen kann, als er uns — von seiner und seines Sohnes, des Verfassers, Dummheit überzeugt.

Weit feiner ist schon das „Evangelium der Natur" (Mannheim, in Commission bei Tobias Löffler, 1853) angelegt. Die Naturwissenschaften, abgeschreckt durch speculative Aprioriconstruction und vielfach den materiellen Interessen unmittelbar dienstbar, sind vielfach auch in ihren Trägern dem Empirismus und

damit dem Materialismus anheimgefallen. Der bekannte Vogt vertrat seiner Zeit diese Richtung, auch in der directen Consequenz ihrer Gottesfeindlichkeit, mit cynischem Freimuthe in der deutschen Nationalversammlung und thut es bis heute in seinen Schriften. Ihm ist der Mensch am Ende auch nur eine Retorte, in der gewisse Stoffe chemisch zersetzt und verbunden und gewisse Gase producirt werden. Wir sehen, wir haben's „herrlich weit gebracht". So weit als schon im vorigen Jahrhundert die Encyclopädisten und vor Zeiten die Skeptiker. Was braucht unser Volk die Kraft Gottes, die da selig macht, — „es verehrt die Kräfte des Dampfes," sagte Wackernagel mit schmerzlicher Ironie 1848 in der Vorrede zur „Trösteinsamkeit". Von der Seite ist unserm materialistischen Volke gut beikommen. Dies versucht in unserm angeführten Buche ein geheimnißvoller Fremdling von ernstem und erhabenem Ansehen, welcher in der Nähe der Stadt auf einem einsamen Landgute wohnt. So schwer er zugänglich scheint, so versammelt er doch nach und nach eine Schaar junger Leute um sich, die er „sachte seine Straße führt". Denn er tritt vorsichtig, wo möglich ohne directe Bekämpfung der geoffenbarten Religion auf. Der Fremde ist Astronom. Er zeigt seinen jungen Freunden die Wunder des gestirnten Himmels, die unermeßlichen Sternfernen u. s. w., und bringt manches recht Brauchbare aus der populären Astronomie bei. Was er aber hiedurch, und natürlich mit sehr glücklichem Erfolge, seinen Jüngern als ein Messias der Naturerkenntniß mit Pathos einprägt, ist höchstens ein herzloser Deismus; denn es versteht sich leicht aus den gegebenen Voraussetzungen heraus, daß der ungeheure Weltgeist mit so unbedeutenden Geschöpfen wie die als Pünktchen im All verschwindenden Menschen nichts Besonderes zu thun hat, geschweige denn daß von einer Menschwerdung Gottes — nämlich im christlichen Sinne — die Rede sein könnte. Der Titel: „Evangelium der Natur" läßt schon die Absicht merken, daß an die Stelle des biblischen Evangeliums die staunende Versen-

kung in die räumliche (die Philosophen nennen dies „die schlechte") Unendlichkeit des „Weltgeistes" gesetzt werden soll. Etwas mehr Deismus oder etwas mehr Pantheismus mag dem Verfasser gleich gegolten haben, wenn nur der lebendige Gott weggethan wurde, dessen innerstes Leben der Liebesschlag des Gottesherzens für die Welt ist und der ein „Du" hat für den Menschen und ihm ein „Du" sein will, um ihn damit heranzuziehen, wie Paul Gerhard sagt: „selbst an Seinen Mund und Brust." Dabei begreift diese Pseudonaturwissenschaft noch nicht einmal dies Naheliegende, daß die Erkenntniß, mit der der menschliche Geist die Schöpfung des „Weltgeistes" an seinem Theile durchmißt, eine geistige Größe einschließt, welche die räumliche Unbedeutendheit des Menschen völlig aufhebt und ihn des persönlichen Verkehrs mit einem Gott, dem nur nicht die räumliche Größe die einzige Größe ist, vollkommen fähig und würdig erscheinen läßt. — Eine begeisterte Ermahnung zu sittlicher Thätigkeit, welche der Astronom gegen das Ende seines Buches seinem anhänglichsten Jünger ertheilt, gemahnt an eine gute Etikette auf einer Flasche sauren Weins: sie soll das nothwendige praktische Moment der neuen Naturreligion bilden; aber diese Sittlichkeit, deren objective Normen und Ziele, wohl aus dem schlagendsten Grunde den es giebt, unerörtert gelassen werden, hängt völlig in der Luft.

Dies mit Hülfe der Natur gegen den lieben Gott Argumentiren wird jetzt recht häufig. So angesehen wird sogar ein sehr unbedeutender und wenig berufener Feuilletonist der Kölnischen Zeitung für einen Augenblick beachtenswerth. Er heißt Max Waldau und mühte sich vor einiger Zeit in einem offenen Schreiben an Wolfgang Müller ab, die Natur der Schweiz seinen kleinen Begriffen mundgerecht zu machen. Die Alpen sind ihm dabei sehr lästig, denn sie sind, meint der Aesthetiker, nicht „schön"; höchstens in der Ferne gesehen und gehörig verkleinert. Denn seiner ganzen Aesthetik fehlt der Begriff des „Erhabenen" mit Nothwendigkeit, weil ihm ohne

Zweifel der Begriff eines Gottes fehlt, welcher mit übergreifender Macht in seiner Schöpfung sich offenbarend, die Endlichkeit mit einer Ahnung göttlicher Unendlichkeit durchdringt. Daher tröstet sich der Feuilletonist kurz: kann der Mensch die Alpen nicht ästhetisch klein kriegen, so kann er sie doch messen, berechnen, klassificiren und sich so mit Hülfe seiner Naturwissenschaft (der großen Kanonen Agassiz, Saussure, Humboldt, wie M. Waldau sich ausdrückt) die Alpen und den Alp einer übermenschlichen Macht vom Gemüthe schaffen. „Mögen auch die Frommen jammern,“ hat Herr Waldau kühn hinzugesetzt. In der That, seine Aesthetik schon scheint eine bejammernswerthe.

Der als Bücherschreiber ziemlich bekannte Dr. Ludwig Noack hat nun im vorigen Jahre auch ein Büchelchen ausgehen lassen, welches nach Größe, Form und Anlage offenbar für ein größeres Publicum berechnet ist. Es heißt: „Christenthum und Humanismus oder das religiöse Bewußtsein Jesu und die Erlösungsthatsache des Christenthums,“ Rudolstadt 1853. Noack ist einer von denen, welche sich berufen fühlen, den vermöge der bekannten hochbeinigen Dialektik schon sehr breitgemachten Inhalt der Tübinger Schule für die „Gebildeten“ noch breiter zu treten. Das Büchelchen will Allen, die es wissen wollen, das Christenthum der Zukunft, das Wesen des Christenthums, d. h. das Christenthum des Herrn Ludwig Noack auseinandersetzen. Es beginnt mit einem Chorus von Prophetenstimmen für die Wahrheit, daß in unserer Zeit eine große religiöse Krisis anhebe. Leopold Schmids mildkatholische Worte, ein Stück aus Lessings Erziehung des Menschengeschlechts, ein Stück dithyrambischer Novalis-Sehnsucht nach der Zeit, wo der Heiland als Luft geathmet, als Geliebte umarmt wird, eine Seite aus Hegels Phänomenologie des Geistes und Schellings Aeußerungen über die Johanniskirche erhärten die Wahrheit, daß jetzt die Kirche anhebt,

welche Herr Noack träumt. Und was ist dies für eine? Man begreift es schon, wenn die Reihe von „wissenschaftlichen Forschern" vorgeführt wird, welche das deutsche wissenschaftliche Bewußtsein auf den Punkt geführt haben, auf welchem Noack ihm das Räthsel seiner Zukunft löst. Es sind dies: Strauß, Feuerbach, Ruge, Bayrhoffer. Mit den von diesen Leuten mitgetheilten Aeußerungen ist der Verfasser, nämlich Herr Noack, einverstanden. Sie gehen dahin, daß, weil es ja — was, während man sich den Schein giebt es beweisen zu wollen, überall schon vorausgesetzt wird — keinen Gott giebt, es auch keinen gegenständlichen Glauben geben kann; der Mensch hat, als religiöses Subject, sich selbst in seinem Sehnen, in seinen Idealen über sich gesetzt und daraus seinen Gott gemacht, den er anbetet, von dem er Alles zu haben meint. Das heißt mit dürren Worten, die Welt ist ein großes Narrenhaus; durch eine unerklärliche Behexung sieht der Mensch seinen eigenen Schatten über sich und hält diesen seinen eigenen Schatten für den rechten, eigentlichen Träger seines Lebens, seiner Existenz. Glücklicherweise sind im neunzehnten Jahrhundert einige schlaue Leute dahintergekommen und retten die Menschheit von dem endemischen Wahnsinn. Doch nein, schon Jesus von Nazareth hat, wenigstens in der Form der Vorstellung, die reine Diesseitigkeit des Christenthums, freilich unter Voraussetzung seiner Jenseitigkeit ausgesprochen, indem er die Versöhnung von Gottheit und Menschheit und ein Himmelreich auf Erden angekündigt hat. Denn man müßte ein schlechter dialektischer Taschenspieler sein, um nicht in der Versöhnung von Gottheit und Menschheit die Identität von Gottheit und Menschheit und in dem Himmelreich auf Erden die Negation des Himmels und des persönlichen ewigen Lebens zu finden. Ist den anderen Herren Jesus von Nazareth nur der verschwindende Anfangspunkt in der Entwickelungsreihe des Bewußtseins von der reinen Diesseitigkeit, so weist ihm Herr Noack noch

eine höhere bleibende Bedeutung zu. Diese besteht darin, daß er die „Messiasidee in ihrer ganzen Fülle" ausgesprochen hat. Dies Wort aber, von dem Menschensohn und von seinem Wiederkommen in Herrlichkeit am Ende der Tage, drückt nichts anderes aus, als „die Perfectibilität des Christenthums". Dahin wird dieses nun eben vollendet, daß die Menschheit, verzichtend auf das Gerede „orthodoxer Zionswächter", verzichtend auf das ganze Jenseits mit allen seinen Vorspiegelungen, den Willen habe, mit begeisterter „Hingabe an die Idee" ein Reich freier schöner Menschlichkeit und Brüderlichkeit zu gründen. Hiermit ist das Christenthum zu seinem wahren Inhalt, dem Humanismus gebracht und die religiöse Krisis der Gegenwart vollendet: daß schon Jesus von Nazareth, in reiner Hingebung an die Idee, diesem schönen Ziele gelebt hat, ja um seines Freimuthes willen gestorben ist, dies ist — „die Erlösungsthatsache des Christenthums".

Daß das Gottesbewußtsein auf einer unbewußten Vergötterung des menschlichen Selbst beruhe und so die Menschheit, von jeher in einer Art von Erbwahnsinn befangen, sich selbst, ihrem eigenen Schatten nachgelaufen sei, das ist zu abgeschmackt, als daß eine solche Phrase nicht dem verhältnißmäßig gesunden Sinn des deutschen Volkes erliegen sollte. Die Masse unserer abendländischen Völker überhaupt bringt es nicht leicht zum Pantheismus; sie bleibt beim Deismus stehen; das Persönlichkeitsbewußtsein ist ihr zu tief eigen. Aber den Jesus von Nazareth, den Eingebornen vom Vater, der, wenn sich das Herz nicht von ihm beseligen läßt als dem Heiland der Welt, dem Herzen bange macht als der große Richter der Welt, den in etwas bei Seite gebracht zu sehen, läßt sich die ungläubige Menge gerne gefallen. Wie befreit sich Herr Noack von hunderten von Worten des Herrn und seiner Apostel, welche seiner Auffassung von Jesu und seinem Reiche entgegenstehn? Durch eine kühne Unterscheidung dessen, was

Jesus selbst und was seinen Jüngern angehört. Von Jesus selbst ist nichts wahr, als daß er, als Büßender von Johannes getauft, dabei auf den Gedanken gerathen ist, selbst der Messias sein zu wollen, daß er „die Messiasidee in ihrer ganzen Fülle“ ausgesprochen hat, zuletzt nach Jerusalem geht und die Heuchelei der Pharisäer rücksichtslos züchtigt, und daher an's Kreuz gebracht wird. „Aus einer stundenlangen Ohnmacht“ wieder erwacht, wagt er nur Wenigen sich zu zeigen und ist in Galiläa im Stillen an den Folgen seiner Leiden hingesiecht. Die ganze göttliche Glorie, der ganze Kranz tiefsinniger Worte, in denen der Herr sein göttlich Wesen darlegt — ist das Product der Phantasie der ersten Gemeinde.

Wer seines Heilandes im Herzen gewiß ist, wird dergleichen, wie es hier als unzweifelhafte Wahrheit hingestellt wird, mit Widerwillen zurückweisen, auch wenn er es nicht wissenschaftlich widerlegen kann. Den auf beiden Seiten Hinkenden, den Unsicheren, die doch leicht wenigstens ein allgemeines Mißtrauen gegen die biblischen Urkunden behalten, welches sich auf Grund jener Darstellungen, von denen „immer etwas haftet“, leicht in offenes Verwerfen verwandeln kann, wenn es ihnen einmal irgendwie besonders sauer ankommt Glauben zu haben, — denen müßte gesagt werden, daß auf diese Weise die Urgeschichte des Christenthums behandeln, die Anfänge der mächtigsten Geistesbewegung, welche je die Welt durchzogen hat, in eine frivole Münchhausiade verwandeln heißt. Denn ohne Narrheit oder bewußten Betrug ist es nicht möglich, daß die Jünger des Herrn Alles dasjenige, wodurch seine Person und sein Werk bedeutend wird, sollten erfunden haben, und das Wort Phantasie, welches unphilosophisch genug mit Gemüth identificirt und zum Wesen der Religion gemacht wird, ist ein schlechter Deckmantel für die Unmöglichkeit, die Historicität der biblischen Heilsthatsachen auf diesem Wege zu vernichten. Unserer heutigen wissenschaftlichen christlichen Welt ist es

wohl gäng und gäbe, daß, wollte auch Jemand die großen Thatsachen der alttestamentlichen Geschichte auf ähnliche Weise aus der „dichtenden Phantasie“ erklären, doch Niemand begreifen kann, woher denn, nachdem die Prophetie so lange geschwiegen und Volk und Welt in eine begeisterungslose Trümmerzeit gelangt war, auf einmal die dichterische Phantasie eines Kreises armer Juden jenen gewaltigen Aufschwung soll genommen haben, wenn man nicht eine Persönlichkeit als anregendes Moment voraussetzt, welche in Wahrheit eben so groß und mächtig gewesen, wie der in den Evangelien geschilderte Christus. Es ist der wissenschaftlichen Betrachtung völlig klar, daß ohne die Thatsache der Auferstehung als eines göttlichen Wunders die begeisterte, ja vielmehr vom h. Geist begeistete Thätigkeit der Apostel, dies Heldenthum nach so viel Furcht und Verleugnung, eine psychologisch rein unerklärbare Erscheinung bleibt und daß die von allen Aposteln und zumal von Paulus in dem unbestrittenen ersten Corintherbriefe berichtete wunderbare Auferstehung des Herrn die unausweichliche Bestätigung seines ganzen göttlichen Wunderlebens enthält; daß die Apostel Schwachköpfe oder abgefeimte Betrüger hätten sein müssen, um sich oder der Welt erträumte Dinge als Thatsachen einzubilden, — als Thatsachen, auf welche sie ein neues Geistes- und Herzensleben für sich und für die ganze umzugestaltende Welt gründen und die dennoch ein aus Phantasie gewobenes Nichts sein sollen; daß endlich, wo Jemand, was bisher Wenige gewagt haben, was aber in künftigen Zeiten noch öfter gewagt werden wird, frivol genug wäre, den Aposteln eine von den beiden genannten Eigenschaften beizumessen, für jeden nicht hirn- und herzverbrannten Menschen der einfache Eindruck ihrer Schriften das Gegentheil unwiderleglich bezeugt, schier am meisten der Eindruck der Johanneischen Schriften, welche den historischen und dogmatischen Grund unseres Glaubens vorzüglich sichern und feststellen.

Das Alles wissen die Wissenschaftlichen: das Volk weiß es

nicht; es kann sich jene Schlüsse, so einfach sie sind, nicht klar machen und die apologetische Wissenschaft hat viel zu wenig dafür gesorgt, ihre Ergebnisse kirchlich, d. h. zum Eigenthum der Gemeinde zu machen. Daher kann es mit ziemlicher Aussicht auf Erfolg gewagt werden, dem deutschen Volke die bekannte Reihe: Strauß, Feuerbach, Ruge, Bayrhoffer als die Repräsentanten der deutsch-wissenschaftlichen Forschung auch in theologischen Dingen hinzustellen. Das thut auch das Büchlein von Noack mit erstaunlicher Dreistigkeit. Von Repräsentanten der deutschen Wissenschaften (und doch wohl ächteren als jenen) wie Schleiermacher, Neander, Nitzsch u. s. w. scheint er nichts zu wissen. Freilich, was diese Männer am deutschen Geistesleben geleistet haben, läuft auch dem Wege, auf welchem er die religiöse Erkenntniß des deutschen Volkes sehen möchte, schnurstracks entgegen; sie haben entgegengearbeitet der Entheiligung des Heiligthums, an welcher er arbeiten hilft, nämlich an der Entchristlichung des Christenthums.

Mit eben derselben Dreistigkeit werden die kritischen Urtheile der sogenannten Tübinger Schule als die Resultate der wissenschaftlichen Kritik deutscher Theologie hingestellt und damit der theoretischen Vernichtung des Evangeliums die historisch-kritische Unterlage gegeben. Hiebei wird gelegentlich ein anderes, denselben Gegenstand noch ausführlicher behandelndes Buch empfohlen, das mir noch nicht in die Hände gefallen ist: Clemens, das Buch der Christen oder das Neue Testament nach den Resultaten der neuesten wissenschaftlich-kritischen Forschungen, insbesondere der Tübinger theologischen Schule, betrachtet für gebildete Leser aller Stände, 1852. Die bekannten Resultate jener Schule, nach welchen das Christenthum eigentlich von Paulus erfunden und in der trüben Gährung der nach-apostolischen Zeit fertig gebraut wird und die meisten neutestamentlichen Schriften nur die Documente eines unsittlichen

pfiffigen Compromisses zwischen den eigentlich unverträglichen Gegensätzen des Paulinismus und Petrinismus sind, — diese Resultate, welche hier mit aller Zuversichtlichkeit als scheinbar einzige Blüthen theologischer Kritik dem deutschen Publicum zur Annahme vorgelegt werden, sind bekanntlich durch eine reiche und siegreiche apologetische Literatur im Wesentlichen längst gerichtet. Es konnte auch vor der Wissenschaft diese sogenannte voraussetzungslose, in Wahrheit aber durch und durch vorurtheilsvolle Kritik kein anderes Schicksal haben. Aller Scharfsinn, den diese Schule verschwendet, dient nur dazu, den Spruch Röm. 1, 22 zu bestätigen; so nothwendig mußte das Bestreben, die Höhe, welche in der Mitte der Geschichte, in der Fülle der Zeiten sich erhebt und von welcher Wasser des Lebens bis an's Ende der Zeiten herabfließen, abzutragen und die heilige Gottesthat in eine noch nicht einmal sittlich saubere Menschenthat zu verwandeln, zu unhaltbaren Ergebnissen führen. Denn ein Widersinn ist es ja schon zu sagen, „die ersten Christen waren einfache Juden, mit dem bloßen Unterschiede, daß sie den erwarteten Messias in Jesu von Nazareth bereits gekommen glaubten," ohne daß man zugleich die ganze Fülle des Inhaltes, welcher für den Juden im Begriff Messias lag, entwickelt und sich im damaligen Bewußtsein entwickelt denkt. Es heißt: sie waren Juden mit Ausnahme Eines Punktes, welcher doch derart ist, daß er auf allen Punkten aus den Jüngern etwas ganz Anderes als „gewöhnliche, einfache Juden" machen mußte. Denn es ist ja unmöglich, daß bei ihnen das jüdische religiöse Bewußtsein eben in dem Punkte, in welchem es als ein hoffendes, sehnsüchtiges, erfüllungsbedürftiges culminirt, sollte alterirt worden sein, ohne daß es auch in allen übrigen Beziehungen, wenigstens im Princip, bereits eine wesentliche Alteration sollte erfahren haben. Es ist ein Widersinn, Paulum zum Erfinder des Christenthums in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung zu machen, da er

doch in den von der Tübinger Schule unangefochtenen Briefen mit derselben Unbedingtheit wie in den bestrittenen sein ganzes Wissen und Thun auf Jesum den Herrn in vollständiger Unterordnung zurückführt; es ist ein Widersinn, wenn die höhere Ansicht von Jesu auf dem Wege jener kritischen Operationen aus den Urkunden des Christenthums verbannt sein soll und wesentlich wieder deßhalb die kleinen Paulinischen Briefe für unächt erklärt werden, denn jene höhere Ansicht liegt in den selbst für die Tübinger Kritik höchstens anzunagenden, nicht umzustoßenden Documenten unzweifelhaft vor.

Doch, die vom Fach wissen das Alles ja. Hier aber wird die Tübinger Destruction des Christenthums dem großen Publicum mitgetheilt, und zwar nicht mit der decenten Zurückhaltung, welche aus der Beachtung der gewichtigen Gegeninstanzen nothwendig hervorgehen müßte, sondern mit einer Selbstgewißheit, als ob alle jene Behauptungen das unwidersprochene und unwidersprechliche Resultat der deutschen Wissenschaft wären. Dergleichen wird natürlich von denen, welchen es darum zu thun ist, einigen Boden für den Unglauben ihres Herzens zu finden, gern aufgegriffen und die Suchenden und Schwankenden macht es wenigstens irre.

Wir bekennen, daß uns das betrübt, bekennen es öffentlich, auf die Gefahr des höhnischen Lächelns derer hin, welche der vermeintlichen Verlegenheit der „orthodoxen Zionswächter" sich freuen. Wir fürchten ihren Sieg nicht, aber wir beklagen die Mißleiteten und Verirrten. Unser Volk sollte in dieser Beziehung nicht so sehr sein „wie die Schafe, die keinen Hirten haben."

Es fehlt an Hirten, die aus diesen Wüsten das Volk klare und sichere Wege führen zu frischem Wasser. Es fehlt an fleißiger Verständigung der Gebildeten in der Gemeinde aus den Schätzen apologetischer Wissenschaft. Hier ist die Stelle für so manche Kraft, die sich im Zanke gegen die Union, oder für und

gegen variata und invariata, daß wir's offen sagen, unnütz verpufft, hier wo der Kampf brennt und es sich fragt, ob Christ oder Gegenchrist?

Wir wollen schließen mit zwei Fragen. Erstens einer an die Studierenden der Theologie. Ist bei der Mehrzahl derselben heutzutage der Ernst und die Gründlichkeit allgemein-philosophischer und exegetisch-kritischer Ausbildung, welche geschickt macht, der hernach überall, auch dem Pastor in seiner Praxis, entgegentretenden ungläubigen Zeitrichtung, die mit feinen und scharfen Waffen zu versehen Viele geschäftig sind, als gerüsteter Kämpfer gegenüberzutreten? Wir verschweigen das Urtheil, das vielleicht einseitige, das wir uns, soweit unsere persönliche Kunde reicht, hierüber gebildet haben; nicht ganz verhehlen aber können wir unsere schweren Bedenken gegen diejenigen, welche meinen, der Kirche Christi heutzutage als Theologen, sei es auch als praktische, mit einiger praktischen Erbaulichkeit ohne wissenschaftlich-solide Grundlage dienen zu können. Im Handwerkerstande sitzt der theoretische Unglaube jetzt schon; die Bauern werden auch an die Reihe kommen.

Dann die andere Frage an die zum Urtheil Berufenen und Befähigten überhaupt. Werden wir mit dem alten unpsychologischen Inspirationsbegriff, der in der Schrift keine Differenzen und Unrichtigkeiten in äußeren Dingen zugeben will und alle darin mitgetheilten Erkenntnisse, nicht blos die ewigen, sondern auch die rein historischen und geographischen und dergl. als Ausflüsse des h. Geistes Gottes ansieht, den Gebildeten gegenüber bestehen können, während die Schrift von der anderen Seite alles göttlichen Inhaltes beraubt wird? Es ist hier nicht die Rede von Concessionen an den Unglauben, sondern es fragt sich, ob wir nicht Hindernisse wegzuräumen haben, welche nicht ganz mit Unrecht Vielen das Schriftverständniß und den Schriftglauben erschweren und unmöglich machen. Es bleibt das Wort wahr, daß unsere Vernunft nach

dem Maaße der göttlichen Offenbarung wachsen, nicht die göttliche Offenbarung nach dem Maaße unserer Vernunft verkleinert werden müsse. Aber mit dem Gefangennehmen der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens ist doch ganz etwas Anderes gesagt, als daß der Glaube, das Evangelium widervernünftig sei. Sondern es ist ein beträchtlicher Unterschied zwischen unvernünftig und übervernünftig, unnatürlich und übernatürlich. Hieraus lassen sich auch Gesichtspunkte für gläubige Schriftkritik ableiten, läßt sich auch erweisen, daß mit der bloßen Forderung der Gefangennehmuug der Vernunft unsere obige Frage nicht beseitigt ist, — das nicht zu vergessen, daß ein Gefangennehmen der Vernunft noch lange kein Todtschlagen der Vernunft durch die Verneinung ihrer berechtigten Ansprüche ist. Wir erinnern an Luthers Schriftglauben und Schriftkritik aus dem Mittelpunkte der Schrift heraus. Sie war principiell berechtigt, selbst beim Fehlgreifen in der Anwendung. Wenn nicht unreformatorisch, so doch unlutherisch ist eine Schriftbehandlung, welche — um ein tiefverwandtes Verhältniß heranzuziehen — die rein göttliche statt der gottmenschlichen Natur der Schrift behauptet; welche ein Mosaikbild aus ihr macht, statt eines Organismus, dem der Unterschied von Innen und Außen, von Centrum und Peripherie nothwendig anhaftet; welche die altkirchliche und altreformatorische Unterscheidung der proto- und deuterokanonischen Bücher nicht erträgt; welcher consequenterweise das Buch Esther so viel gelten muß als das Evangelium Johannis. Das ist auch die englisch-schottische, in Deutschland hoffentlich keine Zukunft habende Anschauung, welche die Apokryphen nicht duldet, damit Gotteswort und Menschenwort wie Oel und Wasser geschieden sei. Eine Haupterrungenschaft der neueren Theologie und der Theologie der Zukunft wird doch die alte Unterscheidung von Schrift und Wort Gottes im Sinne Nitzschs bleiben und die Hauptaufgabe der Theologie der nächsten Zeit, wie Neander immer gesagt hat, die gläubige

Neugestaltung des Inspirationsbegriffs — und zwar, das halten wir uns aus, als eine Erwerbung nicht blos für die Theologen, sondern für das Bewußtsein der Gemeinde."

* * *

Die Schlußbetrachtung dieses kleinen Aufsatzes praktisch auszuführen und namentlich am Alten Testament die Idee der h. Schrift als eines Organismus nachzuweisen, war ein Lieblingsgedanke, von dem er mir öfters sagte und der in „Briefen an einen Studierenden über das Alte Testament" ausgeführt werden sollte. Wie wünschenswerth und verdienstlich eine solche Arbeit gewesen wäre, die einem weiteren Kreise das Alte Testament, das noch immer entweder als abstract göttliches oder als rein menschliches Product mißhandelt wird, in seinem gottmenschlichen Ursprung und Inhalt verständlich gemacht hätte, bedarf keiner Bemerkung. Aber es ist von dieser Idee nichts zu Papier gekommen; nur über eine mit ihr zusammenhangende Nebenfrage, die Frage über Beibehaltung der Apokryphen in der Bibel, veranlaßte das damalige erhitzte Vorgehen niederrheinisch-reformirter Bibelgesellschaften eine kleine Aufzeichnung, welche auch für die Bonner Monatsschrift bestimmt war, indeß unabgeschickt im Pulte liegen geblieben zu sein scheint. Ich theile sie als einen kleinen Beitrag zu Franzens theologischer Denkweise hier auch noch mit.

Ein Votum zur Apokryphenfrage.

Gleich als ob wir noch nicht Streit genug hätten und als ob die Neigung der Deutschen, sich, während die größten Dinge auf dem Spiele stehen, mit untergeordneten auf's ernstlichste zu beschäftigen, sich noch nicht oft genug bewährt hätte, ist in unsere zerrissene kirchliche Welt auch noch die Apokryphenfrage hineingeworfen worden. Wir wollen nicht Holz zum Feuer tragen, aber unsere

Stellung zur Sache, die der Strömung entgegen ist, zunächst aus Anlaß eines im Juliheft der Monatsschrift erschienenen Aufsatzes durch Betonung einiger unseres Bedünkens verkannten Gesichtspunkte wahren.

Daß die Apokryphen Irrthümer in Beziehung auf Geschichte und Lehre enthalten, ist keine Frage. Ihr geschichtlicher Bestand ist mehr oder weniger legendenartig gefärbt. Wir wollen hier nur die Frage stellen, ob der Inhalt des Buches Esther nicht einen ähnlichen Eindruck macht? Der geschichtliche Inhalt dieses Buches, in welchem bekanntlich niemals der Name Gottes, in welchem auch keines von den oft erhabenen Gebeten, keine der gesalbten Betrachtungen vorkommt, deren z. B. das Buch Judith mehrere bietet, unterliegt starken Bedenken. Dazu ist es sehr fraglich, ob die Stimmung gegen die Heiden, welche sich in dem Buche ausspricht (s. besonders Cap. 9), dem Geiste Gottes gemäß sei. Und doch ist dieses Buch kanonisch. Ist freilich die h. Schrift ein geschichtlicher Organismus, vom Geiste Gottes in der Menschenwelt geschichtlich gepflanzt und entwickelt, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn an den äußersten Spitzen und Enden dieses Organismus sich Stellen finden, wo das Menschliche vorwiegt über das Göttliche, wenn es einen Uebergang giebt zum Apokryphischen, nicht eine jähe Kluft zwischen kanonisch und apokryphisch.

Es sei hier, in Rücksicht auf manche wunderliche Geschichte in den Apokryphen, eine Hinweisung auf 2. Kön. 13, 20—21 erlaubt. Wir sind zwar weit entfernt, den geschichtlichen Werth der Bücher der Könige im Ganzen irgend bemäkeln oder dieselben mit den Apokryphen auf eine Stufe stellen zu wollen, aber wir bekennen, daß uns die angeführte Geschichte, so oft wir sie lesen, starke Bedenken verursacht. Wir wissen nicht wie wir sie beurtheilen sollen; mögen Einsichtigere sie zu unserer Belehrung mit der Glaubwürdigkeit der kanonischen Schriften in allen ihren Einzelnheiten

in Einklang bringen und uns sagen, welche Waffen diese Geschichte uns gegenüber den katholischen Legenden von Heilungen, welche durch Gebeine der Heiligen u. dgl. geschehen sein sollen, übrig läßt?

Die Lehre betreffend, so soll nach dem erwähnten Aufsatze die That der Judith den Meuchelmord empfehlen. Die That des Ehud und der Jael im Buch der Richter soll ganz anderer Art sein. Dies fragt sich sehr. Es dürfte das auf die letzteren bezogene Wort „die Sitten und Weisen der rohen Zeiten standen unter göttlicher Geduld" der Judith wohl auch zu Gute kommen. Waren die Richterzeiten wilde Kriegszeiten und die Kriegslist nicht unerlaubt, so gilt dies für Judith gleichfalls. Ja, ein göttlicher Auftrag kann aus Jud. 8, 25 (vgl. mit 16, 17) mit ebenso großer Bestimmtheit wie aus Richt. 3, 20 gefolgert werden, und bei Jael, bei der noch die Lüge (4, 18) und der Mißbrauch der Gastfreundschaft (v. 17) in's Gewicht fällt, fehlt die Andeutung eines göttlichen Auftrages gänzlich. Summa: die h. Schrift offenbart nicht blos die Tiefen der göttlichen Gnade und Wahrheit, sondern auch die Tiefen der sündlichen Verirrung des Menschen, ja es gehört wesentlich mit zur rechten Erkenntniß der Sünde, daß wir dieselbe auch an hervorragenden Gottesmännern, Abraham, Lot, Jacob, David u. s. w. wahrnehmen. Dies ist die Bedeutung von Erzählungen, welche an sich sehr unerbauliche Sündengräuel berichten, und ebenso wie die Erzählungen von solchen Thatsachen sind auch Aeußerungen wie der Schlußvers des köstlichen Ps. 137 zu beurtheilen, dessen grausamer Wunsch kaum zu etwas Anderem dienen kann, als uns zur Warnung die sündliche Nachtseite auch einer sehr innigen Frömmigkeit aufzudecken. Aber ebendarum, weil dergleichen auch in den kanonischen Büchern vorkommt, läßt sich mit der bloßen Anführung verwerflicher Aeußerungen oder Thatsachen nicht gegen die Apokryphen argumentiren.

Noch eine Bemerkung gelte der Stelle 2. Macc. 12, 44 bis

46, auf welche die römische Kirche die Fürbitte und das Meßopfer für die Todten gründet. Normative Bedeutung haben ja die Apokryphen nie in der evangelischen Kirche gehabt, können sie also auch in diesem Punkte für uns nicht haben. Indessen verschweigen wir nicht, daß die Stellen Pred. 9, 10; 11, 3; Jes. 55, 6; Matth. 25, 10—13; Hebr. 3, 13; 4, 1; 9, 27—28 mit ihren Mahnungen, hienieden seine Seligkeit zu schaffen mit Furcht und Zittern, durchaus nichts gegen die Fürbitte für Todte im Allgemeinen beweisen. Sie beweisen nur, daß für diejenigen, welchen die Gnade Gottes in diesem Leben ernstlich angeboten worden, die Entscheidung für die Ewigkeit in diesem Leben liegt. Da aber, in vielen Fällen wenigstens, das innere Leben sich so sehr unserer Beurtheilung entzieht, daß wir oft nicht wissen können, ob Jemand im Anfang des wahren Glaubens gestanden oder nicht, ja da Viele sterben, von denen wir nicht wissen, ob ihnen je das Evangelium ernstlich angeboten worden sei, so hat das christliche Herz das berechtigte Bedürfniß für solche zu bitten, daß Gott sie noch zur Gnade gelangen oder darin wachsen lassen wolle. Oder bitten wir nicht um die Seligkeit unserer Geliebten, wann wir um ein Bette knieen, da eine theure Leiche liegt? Und wenigstens unsere Agende hat an solcher Fürbitte keinen Anstoß genommen, wie das zweite Sterbegebet (Th. II. S. 18) beweist. Man beachte nur, daß wenn unsere reformatorischen Bekenntnisse die Fürbitte für die Todten verwerfen, sie den Begriff derselben im Sinne haben, welchen die römische Kirche mit dem Worte verband; daß sie — und dies mit vollem Recht — allein verwerfen die mittlerische versöhnende Stellung, welche die Kirche mit ihrem Gebet für die Todten in Anspruch nimmt, und dann das (Meß-) Opfer für die Todten, das wie die ganze Messe keinen Schriftgrund hat.

Und nun gestehen wir gern zu: die kanonischen Schriften bieten, wo wir an irgend einer Stelle zweifelhaft werden, ob der

betreffende Vorgang oder Ausspruch zu dem Gebiet des aus dem Geiste Gottes Hervorgegangenen, oder zu dem der — im Lichte des Geistes Gottes mitgezeichneten — menschlichen Verkehrtheit gehöre, die hinreichendsten Lichter und Corrective; die Schrift kann vollständig durch die Schrift, ex analogia fidei erklärt werden; die Apokryphen, mit ihrer pharisäischen Grundanschauung, mit ihrem legendenartigen Geschichtsbestande, mit ihren abergläubischen Spuren, ihren Aeußerungen, die mit der gesunden Lehre nicht stimmen, haben ein solches Correctiv in sich selber nicht. Aber wir fragen, haben sie es denn nicht an den kanonischen Schriften? Wer diese liest, wird das Verkehrte an den Apokryphen ausscheiden, an dem Gesunden sich erbauen. Und wir behaupten, auch in den Apokryphen kann man sich an Vielem erbauen. Wir möchten hier auf die trefflichen Bemerkungen hinweisen, welche der Maler Schnorr in seiner „Bibel in Bildern" zur Rechtfertigung der beiden Bilder aus dem Tobias gemacht hat. Wer mit den kanonischen Schriften bekannt ist, wird auch davor bewahrt bleiben, zuviel in den apokryphischen zu lesen. Die Bücher Mosis, Samuelis und der Könige werden ihn mehr anziehen als das Buch Judith, Tobias und die Maccabäer, die Sprüche Salomons mehr als Jesus Sirach, die Propheten mehr als das Buch der Weisheit. Auf den Einwand, daß die apokryphischen Bücher von Vielen thatsächlich mehr gelesen würden, antworten wir, das ist die Schuld des Rationalismus, der allerdings diese Bücher aus einer gewissen Geistesverwandtschaft über Gebühr geliebt hat; vertreibt den Rationalismus, und ihr werdet die ungebührliche Schätzung der Apokryphen von selbst mitvertreiben, aber durch die Verbannung der Apokryphen werdet ihr wahrlich den Rationalismus nicht verbannen! Unseres Wissens kennt man aus den guten Zeiten, wo die h. Schrift noch die tägliche Speise in den Familien war, keinen schädlichen Einfluß des Gebrauchs der Apokryphen — oder sollte es unserer Zeit,

welche an wunderlichen Constructionen der Geschichte nicht arm ist, aufbehalten sein, daß etwa Jemand aus dem Verbleiben der Apokryphen in der Bibel das Aufkommen des Rationalismus herleitete? Und warum soll denn nun auf einmal die Gefahr so brennend sein, warum sollen jetzt nicht mehr wie sonst die kanonischen Bücher heilen können was die apokryphischen etwa schaden? Wir glauben, daß durchschnittlich unserem evangelischen Volke, soweit es ein bibellesendes ist, der Unterschied zwischen kanonischen und apokryphischen Büchern scharf genug eingeprägt ist, um die Befürchtung unbegründet erscheinen zu lassen, es möge eine Stelle der Apokryphen ohne Weiteres für Schriftlehre genommen und zum seelenverderblichen Irrthum werden. Setze man das „Ende der Bücher des A. Testamentes“ etwa mit dem Zusatz „der kanonischen Bücher“, an das Ende des Maleachi, drucke man die Apokryphen mit kleinerer Schrift; aber man bringe unser Volk nicht um eine Fülle köstlicher Geschichten und Legenden, welche so lange ihm eine fruchtbare und nicht ungesunde Nahrung geboten haben, nicht um eine Fülle werthvoller Spruchweisheit, wie Sirach sie an vielen Stellen bietet, bringe unser Volk nicht darum, manches Sprichwort, das in Fleisch und Blut unseres Volkslebens übergegangen ist, in seiner Bibel wiederzufinden; man scheide nicht als verwerfliches Menschenwort z. B. eine Stelle aus, wie Sirach 50, 24—26, welche den Stoff zu einem unserer köstlichsten Kirchenlieder („Nun danket alle Gott“) gegeben hat. Will man es verschmähen, die Strahlen des Gottesgeistes auch da wiederzufinden, wo sie freilich nur ein gebrochenes Licht geben, ein den kanonischen Schriften entliehenes, das in der Dunkelheit des irrenden Menschengeistes nur eine Dämmerhelle hervorbringt, glaubt man „Gotteswort und Menschenwort wie Oel und Wasser scheiden“ zu können, so sei man doch consequent und thue die Ueberschriften der Psalmen hinweg, die doch schwerlich den Verfassern

angehören, sondern den Sammlern, auch die Ueberschriften der Capitel, ja am Ende auch Capitel= und Vereinstheilung, denn die sind auch „menschlich". Weil aber die Inspiration eine dynamische Vermählung, nicht eine mechanische Verbindung zwischen Gottesgeist und Menschengeist ist, deßhalb ist das Princip einer mechanischen Sonderung von Gotteswort und Menschenwort selbst in den kanonischen Schriften nicht durchführbar, wofür wir uns auf alle Stellen berufen können, wo etwas Ungöttliches in der h. Schrift gesagt oder gethan, und oft von hervorleuchtenden Gottesmännern gesagt oder gethan wird. Hier muß die Schrift beurtheilt, erklärt, verstanden werden aus dem Mittelpunkte der Schrift heraus; dieser Probierstein kommt dann aber auch den Apokryphen zu Gute.

Daß die Continuität der Geschichte des Reiches Gottes durch Weglassung der Apokryphen unterbrochen werde, diese wesentliche Instanz für ihr Verbleiben wird nicht durch die Bemerkung entkräftet, daß von den 400 Jahren von Maleachi bis Christus nur das erste Buch der Maccabäer dreißig Jahre beschreibe. Die Continuität der Geschichte ist nicht nur, noch nicht einmal vornehmlich, etwas blos Chronologisches. Die Apokryphen bezeichnen die Reflexionsperiode in der religiösen Geistesentwickelung des hebräischen Volkes, wo dasselbe nach dem Verstummen des Prophetenthums dem selbstgegrabenen Brunnen einer pharisäischen Selbstbefriedigung sich zuwendet oder sich mit Elementen alexandrinisch=heidnischer Weisheit befreundet (Buch der Weisheit), während doch immer noch Strahlen des aus der Offenbarung empfangenen Lichtes durchleuchten. Aus ihnen wird der geistige und geistliche Zustand des Volkes in historischer Entwickelung klar, welcher uns im N. T. entgegentritt, und so hat die ihrer geistigen Physiognomie nach in den Apokryphen vorliegende Geschichtsperiode, schon als Gegensatz und Folie zu der prophetischen Entwickelung des Gesetzes, aus welcher lebensvolle Keime sich dem Evangelium entgegenstrecken, für alle biblisch=theologische Betrachtung, und darum wenigstens

einigermaßen doch wohl auch für den sinnigen und sinnenden Laien allerdings eine wesentliche Bedeutung. Aus der Betrachtung der geistigen Physiognomie eben dieser Periode wird es auch vollkommen klar, daß es Träume sind, wenn man Christum und den neutestamentlichen Jüngerkreis mit seiner Gedanken- und Lebensfülle für ein natürliches Product der geschichtlichen Entwickelung aus dem jüdischen Volk heraus erklären will, eine Darstellung, welche nicht mit Venturini und Dr. Paulus gestorben ist, sondern gerade in unseren Tagen unserem Volke schlau und fleißig aufgeredet wird.

Ein weit verdienstlicherer Beitrag zur Scheidung von Gottes- und Menschenwort würde statt der unfruchtbaren Apokryphenbekämpfung eine gründliche und dabei keusche und mäßige Verbesserung der lutherischen Uebersetzung sein, in allen den vielen Stellen wenigstens, wo die Fehler der bisherigen recepta auf der Hand liegen. Durch solche dem protestantischen Princip pflichtmäßig zustehende Reinigung von Fehlern, Unverständlichkeiten und Archaismen würde namentlich das A. T. dem Volke auch wieder weit zugänglicher und lieber werden. Möchte sich die britische Bibelgesellschaft, welche die Mittel hat, einer solchen verbesserten Bibelausgabe Verbreitung zu verschaffen, für diesen Gedanken begeistern, durch dessen Ausführung englische Thatkraft und deutsche Gelehrsamkeit mit einander im Bunde der evangelischen Kirche einen unermeßlich werthvollen Dienst leisten könnten." —

* * *

Eine letzte größere Arbeit, die ihn im Winter 1854—55 angestrengt beschäftigte, war nicht theologischer, sondern praktischer Natur und erst in zweiter Linie zur Veröffentlichung durch den Druck bestimmt: es waren Vorträge über innere Mission, die er von Freunden aufgefordert und noch mehr vom eigenen Herzen getrieben, vor einem Kreise gebildeter evangelischer Mitbürger un-

ternahm. Es war ihm längst Gewissenssache gewesen, in Neuwied wo möglich eine tiefere Anregung zu geben für jene größte kirchliche Aufgabe unserer Zeit, für welche sein Herz seit Jahren so warm schlug, und er hatte ein Recht, öffentlich für dieselbe zu zeugen. Nicht nur hatte er unausgesetzt mit der einschlägigen Literatur sich beschäftigt und seit Jahren jede Gelegenheit benutzt, sich mit der Einrichtung der verschiedensten christlichen Anstalten bekannt zu machen, sondern es gab auch kaum einen Zweig der inneren Mission, über den er nicht, so jung er war, aus eigner Anschauung zu reden vermochte. In Berlin hatte er dem theologischen Krankenverein vorgestanden, in Coblenz dem Waisenhaus, dem Hospital, dem Jünglingsverein, der kirchlichen Armenpflege gedient; vor Allem hatte er in einer fast dreijährigen Wirksamkeit unter Sträflingen über die sittlichen Schäden unseres Volkes, über die Verwahrlosung der Jugend, über das Bedürfniß weiblicher Asyle vielfältige Beobachtungen gesammelt. Und so wurden denn diese Vorträge in der That das Vermächtniß eines reichen Schatzes von Erfahrungen und Hoffnungen jener dienenden Liebe, zu der er eine besondere umsichtige und thatkräftige Gnadengabe empfangen hatte, und ich wüßte keine Darstellung, die in gleich bündiger und lebendiger Weise, zugleich mit soviel Höhe der Gesichtspunkte und soviel Nähe des praktischen Rathgebens, in das Ganze und Einzelne der inneren Mission einführen könnte.

Ich versuche eine kurze allgemeine Inhaltsangabe und die Mittheilung einzelner charakteristischer Stellen zusammenzuflechten.

Die erste Vorlesung entwickelte Aufgabe und Charakter der inneren Mission im Allgemeinen. Sie ging dabei von dem herkömmlichen Begriff der Mission aus und wies nach, wie es ein Heidenthum auch innerhalb der Christenheit geben könne, nämlich da überall, wo Richtungen, Anschauungen und Lebensweisen, welche wesentlich ungöttlicher Art sind, herrschend und allge=

mein geworden. Das war in der ersten Christenheit nicht der Fall, aber seit den Tagen Constantins und noch mehr seit den Zeiten der Völkerwanderung hat die oberflächliche Massenbekehrung auch massenhafte Weltlichkeit in die Kirche eingeführt. Hiegegen hat die Reformation und noch einmal die Spenersche Nachreformation zwar kräftig reagirt, aber doch nichts weniger als durchgegriffen, und das Zeitalter der Aufklärung und Revolution hat das Uebel nur zu steigern vermocht. „Die sogenannte Philanthropie oder Menschenliebe, von der damals viel Redens war, hat in ihren Früchten bewiesen, daß sie nur ein Bettlergewand ist, mit dem der verarmte Geist des evangelisch=christlichen Volkes sich bekleidete, als er das königliche Gewand der Gerechtigkeit Jesu Christi verschleudert hatte. Alle bösen Säfte der Menschenvergötterung oder Menschenverthierung (was auf dasselbe hinauskommt), welche schon das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch den Leib der europäischen Menschheit durchzogen und längst in der Liederlichkeit und dem Atheismus Frankreichs ihren Sammelpunkt hatten, all' dieser theoretisch=praktische Abfall von Gott zog sich in der französischen Revolution wie in Einer Eiterbeule zusammen. Es ist bekannt genug, was, als diese Eiterbeule aufbrach, auch auf Deutschland übergeflossen ist, nicht blos an äußeren Leiden, sondern auch an sittlichem Verderben. Diese Epoche, in deren Nachwirkungen wir noch stehen, bezeichnet einen Wendepunkt in dem materiellen und sittlichen Leben auch des deutschen Volkes; vielen alten Einrichtungen, Sitten, Anschauungen hat sie die Todeswunde beigebracht. Und ist in Deutschland unter der Bluttaufe der Freiheitskriege ein neues christliches Leben erwacht, so hat doch gerade seitdem auch der alte Sauerteig einer ungläubigen, gottesleugnerischen Philosophie und einer ausschließlich auf's Irdische ausgehenden Richtung, eines Materialismus, der den Himmel zu einer Lüge machen und dafür die Erde zum Himmel lügen will, neue Gestalt und Kraft gewonnen. Das Jahr 1848 hat uns sattsam gezeigt, wie

tief diese Richtung, deren Wesen Abfall von dem lebendigen Gott, also Heidenthum ist, in alle Klassen der Gesellschaft eingedrungen ist: es ist leider nur allzubald und allzugerne von Vielen wieder vergessen worden."

Aus dieser geschichtlichen Betrachtung ergab sich dann, daß in unseren Zeiten und Zuständen nicht nur ein gepflanztes Christenthum durch die regelmäßigen Thätigkeiten der Kirche zu pflegen, sondern ein inmitten der Christenheit entwickeltes Heidenthum durch außerordentliche Mittel zu überwinden sei; — also innere Mission als die Aufgabe und Arbeit „unser gesammtes am Abfall von Gott krankendes Volksleben zu einem neuen, auf das lebendige und lebendig machende Wort Gottes gegründeten Leben in Familie, Gemeinde, Volksthum, Staat und Kirche zu bringen." Es versteht sich von selbst, daß diese Aufgabe und Arbeit nur von lebendigen Christen vermittelst des lebendigen Christenthums getrieben werden kann; aber keineswegs soll sie allein von den Geistlichen getrieben werden. Ein solches Verlangen wäre einmal unpraktisch, denn die Kräfte der Geistlichen reichen nicht von ferne aus, und weiter auch unevangelisch, denn das Evangelium weiß von einem allgemeinen Priesterthum, von einer allgemeinen Gliedschaft am Leibe des Herrn, die jeden Christen zur Mitwirkung für das Ganze der Kirche befähigt und verpflichtet. So ist denn die i. M. ein Werk aller lebendigen Christen, vornehmlich auch der Frauen; aber schon darum, weil dies Werk aus Wort und Sacrament immer wieder seine Stärkung empfangen und seine Pfleglinge zu Wort und Sacrament hinleiten wird, kann es sich nur anschließen an die organisirte Kirche und in den Geistlichen wo irgend möglich seine natürlichen Leiter erkennen, „denn der Vorwurf des Hierarchismus wäre doch da am ungereimtesten, wo gerade die Geistlichen es sind, welche die Laienthätigkeit als eine neue Macht neben sich in's Feuer rufen." — Endlich aber folgt aus dem christlichen und kirchlichen Charakter der inneren

Mission auch der confessionelle; so wohlgemeint der Gedanke einer mit den Katholiken gemeinsamen Liebesthätigkeit ist, so unpraktisch ist er; beide Theile müssen, wenn sie christlich wirken wollen, immer wieder ausgehn von dem eignen Bekenntniß und auf die Kirche dieses Bekenntnisses zurückgehn.

Die zweite Vorlesung unternahm es, die gegenwärtigen Zustände zu zeichnen. Nachdem hervorgehoben worden, wie im Volksleben Alles ineinandergreife und sich wechselseitig bedinge, geht die Schilderung von den materiellen Verhältnissen, „gleichsam vom Leibe des Volkslebens" aus. Reichthum und Armuth vertheilen sich immer ungleicher, denn die moderne Zeit mit ihren Fortschritten bedingt Entwerthung der Handarbeit, Absterben alter Erwerbszweige, Aufhäufung und Uebermacht des Capitals, Vernichtung vieler kleinen selbständigen Existenzen. Auch die Gewerbefreiheit, die den unsittlichen Grundsatz „einer wider alle" an die Stelle des sittlichen „alle für einen" gesetzt hat, und die unbedingte Theilbarkeit des Grundbesitzes, die an die Stelle des altdeutschen und altisraelitischen Grundsatzes der Erstgeburt getreten ist, haben das Ihrige zur Verarmung geleistet. Diese Zustände kann die innere Mission freilich nicht unmittelbar ändern, aber sie kann den Reichen die Liebe predigen, die auch das Leben, geschweige denn einen Theil des irdischen Gutes für die Brüder lassen kann; und „diese Gesinnung wird sich freilich der Mehrzahl derselben bemächtigen müssen, oder wir gehen mit Sicherheit neuen furchtbaren Erschütterungen entgegen." Aber es giebt auch andere Ursachen der Verarmung, die eine unmittelbare Einwirkung zulassen: die Genußsucht, das Höherhinaufwollen, den Mangel an Standesgefühl, vor Allem den Verfall des Familienlebens; „bodenlose Noth ruht erfahrungsmäßig immer auf Sünde und Schuld."

Was nun die geistige und sittliche Seite unserer Zustände angeht, so ist es ein großer Irrthum zu meinen, das Christenthum sei,

weil es sich wieder einigen Respect verschafft hat, die unser Volksleben beherrschende Macht. Man sehe nur unsre Literatur an; ihre Heroen haben das Evangelium verachtet und verkannt; aber welcher Art ist erst die gesuchteste Leihbibliothekenlectüre, die Geistesnahrung von Hunderttausenden bis herab zu den Knechten und Mägden! Oder man sehe in jenen Spiegel sittlicher Bildung, den das Theater uns vorhält; „zwar so weit sind wir noch nicht wie die Franzosen, bei denen wörtlich der gebräuchlichste Hebel in den Verwickelungen eines Stückes der Ehebruch ist, aber sittliche Erbärmlichkeit genug wird auch bei uns gesehen und beklatscht. Literatur und Theater tragen aber abwechselnd dazu bei, jene unselige Halbbildung zu erzeugen, die ein fluchvolles Erbtheil ganzer Stände geworden ist, z. B. mit selbstverständlichen ehrenvollen Ausnahmen, der Handlungsdiener und jungen Offiziere; jene Halbbildung, die aus bloßer Politur des Verstandes und der äußeren Manieren besteht, bei einer herzlosen Entfremdung von Allem, was irgend Begeisterung und Pietät verlangt. Dem gegenüber war es ein großer Gedanke der Tractatgesellschaften, das entchristlichte Volk durch eine christliche Volksliteratur zu erneuern, ein Gedanke, der bei allen Fehlgriffen der Ausführung nichts weniger verdient, als die Verachtung, die gegen ihn noch immer Mode ist.“ — Die Schilderung schreitet fort zum geselligen Leben, dessen Hauptthülfsmittel noch immer in allen Ständen der Tanz ist, „bei welchem der Leib die Hauptrolle und der Geist die Nebenrolle spielt,“ und daneben das Kartenspiel, „das die Franzosen für einen blödsinnig gewordenen König erfanden.“ Statt daß im geselligen Verkehr neben dem vom Evangelium keineswegs verpönten, aber sittlich zu adelnden Spiel und Scherz auch die tiefsten und ernstesten Lebensfragen ihr Recht erhielten, ist es an Wirthstischen, auf Eisenbahnen und sonstwo in sogenannter guter Gesellschaft noch sehr oft möglich, daß die unanständigsten Zoten belacht werden. Die Unsitte des Wirthshaus- und Casinolebens leitet auf den Verfall der Häus-

lichkeit über: das Familienleben ist nicht nur entgeistet und entgeistlicht und ganze Theile des Hauses, z. B. die Familienangehörigkeit der Dienstboten und Handwerksgehülfen, aus dem morschen Fundament gewichen, sondern es hat auch der Wurm einer mehr als heidnischen Unsittlichkeit die eheliche Treue zerfressen. — Weiterhin wird die Entheiligung des Sonntags, die Abnahme der Zuverlässigkeit in Handel und Wandel, die Ueberfüllung der Gefängnisse hervorgehoben und um das nächtige Bild nur einigermaßen zu vervollständigen, in dem folgenden Vortrag nachträglich noch auf Spielbanken und Lotto, auf die Entwerthung des Eides, auf das Helotenthum ganzer vom Gottesdienst berufsmäßig ausgeschlossenen Stände, auf die Verderbnisse der großen Städte und ihre Rückwirkung auf's Landvolk hingewiesen.

So ergiebt auch der überwältigende Eindruck der Erfahrung, was die christliche Betrachtung im voraus sich gesagt hat, daß nur das Evangelium helfen und retten könne durch die aus ihm entspringende innere Umwandlung und vermittelst der von ihm entzündeten weltüberwindenden Liebe. Und hat das Jahr 1848 alle jene Schäden erst recht erschreckend an den Tag treten lassen, so ist dasselbe zugleich auch das Geburtsjahr der inneren Mission als eines nationalen, den ganzen Umfang des Bedürfnisses umfassenden Werkes geworden. „Während an vielen Orten vom Volke und von der Liebe zum Volke viel leere Worte verloren wurden, während das arme mißleitete Volk eben in Frankfurt wieder auf die Barrikaden gehetzt ward, sein Blut zu opfern für eine Freiheit, die es weder zu verstehen noch zu ertragen vermochte, traten trauernd und betend, aber mit dem unverwüstlichen Muthe, den die Gewißheit auf dem festen Grund Gottes zu stehen verleiht, in Wittenberg über dem Grabe Luthers die besten Männer zusammen und gaben sich die Hände zu dem Werk, von dem wir reden. Sie traten die Erbschaft jener Versicherungen der Liebe und Theilnahme an, welche dem Volke so reichlich gemacht worden waren; sie und die sich ihnen anschlossen, haben

allein, während die Volksmänner nach allen Winden flogen, bewiesen, daß sie ein Herz haben für des Volkes Noth, nämlich die Liebe, die nicht in Worten steht, sondern in der Kraft und im Opfer.“ —

Die Betrachtung wendet sich nunmehr zu den einzelnen Gebieten der Noth und Anfängen der Hülfe, — zunächst zur Armenpflege, mit der sich die drei nächsten Vorträge beschäftigen. Die Armuth ist nach Gottes Ordnung eine Mitgift aller Zeiten als Folge der Sünde und als Anlaß der Liebe; „Arme habt ihr allezeit,“ spricht der Heiland. Sie kann verschuldet und kann unverschuldet sein; in beiden Fällen ist sie Gegenstand christlicher Liebe, aber einer verschiedenen Behandlung seitens derselben: „es ist eben so verkehrt sich den Armen verschließen zu wollen, weil sie schlecht seien, als sie unterstützen zu wollen ohne Rücksicht auf ihren verschiedenen sittlichen Zustand und ohne Einwirkung auf denselben, wenn in ihm eine Ursache der Noth liegt.“ Im diametralen Gegensatz zur christlichen Bekämpfung der Armuth steht die Theorie des Communismus, der die Armuth abschaffen will durch Aufhebung des Eigenthums, der aber nur die christliche Liebe abschaffen würde, der Armuth aber nicht helfen könnte, weil er an die Stelle der wirklichen Impulse zur Arbeit nur eingebildete setzt. Diesem unchristlichen Phantom gegenüber tritt nun die reiche Geschichte der Barmherzigkeit um Gotteswillen, wie sie schon das mosaische Gesetz einschärft, das Neue Testament in idealer Verwirklichung zeigt, und die alten und mittleren Zeiten der Kirche sie in erhabener Nacheiferung üben. Freilich that auch auf diesem Gebiete die Reformation noth; sie hat die todtgewordenen guten Werke nicht nur begraben, sondern auch wieder lebendig gemacht, und zwar nicht nur auf evangelischem, sondern zum Theil auch auf katholischem Gebiet, wo sie einen edlen Wetteifer wahrhaftiger Barmherzigkeit entzündet hat. Dann aber ist in den Zeiten des Verfalles der Kirche und der aufkommenden Staatsallmacht eine verhängnißvolle Wendung eingetreten, die Verwandlung der kirch-

lichen Armenpflege in jene bürgerliche, die bis heute in ziemlich allgemeiner Geltung steht.

Diese bürgerliche Armenpflege ist „falsch im Princip, unzureichend und erfolglos in materieller, — und verderblich in sittlicher Hinsicht.“ Sie beruht nämlich auf dem communistischen Grundsatz eines Rechtes der Armen an die Gesammtheit. Vielen kommt ein solches Recht ungemein schön und erhaben vor. Das ist allerdings etwas Schönes und Erhabenes, daß kein Armer ohne Hülfe bleibe; daß er aber deren theilhaftig werde, dazu muß ihm nicht sein Recht, sondern die Pflicht der christlichen Liebe helfen, die an ihm geübt wird. Uebrigens braucht man mit diesem Standpunkt nicht einmal theoretisch zu rechten, denn es hat sich bereits erfahrungsmäßig bewiesen, daß bei ihm nur ein trostloses Wachsen sowohl der Noth, die haben will, als der Last des Gebens herauskommt. Fast überall steigen die Armenbudgets von Jahr zu Jahr, wie erschreckende Zahlen beweisen. „Und wenn nun Fähigkeit und Willigkeit zu geben auf's äußerste erschöpft sein wird und die Noth wie bisher immer nur gewachsen — was dann? Wahrlich eine Frage, die der ernstesten Beachtung werth ist, die eine Beantwortung brennend fordert, die noch Niemand zufriedenstellend beantwortet hat. Werden wir sagen: après nous le déluge, lasset uns essen und trinken, so lange es geht, — die Auskunft der frivol gewordenen Verzweiflung? Dann, wenn nicht ein Rettungsweg gefunden ist, — das können wir mit Bestimmtheit sagen, — werden jene unheimlichen Gestalten, jene gährenden Massen wieder hervortreten, welche uns Gott zur Warnung 1848 gezeigt hat, und der hungernde Arme wird sich erinnern, daß er ja ein Recht habe an die Andern, und daß er dieses Recht selbst geltend machen müsse, wenn's ihm sonst Niemand verschaffen könne, und er wird den einfachen Schluß machen, daß er ein Recht habe auf mehr als Kartoffelsuppe und Schwarzbrod, daß Pasteten und feine Weine auch für ihn auf der Welt seien; und was

wird er dann thun? Werden wir dann zufrieden sein ihm Steine statt Brod zu geben, ihn mit Pulver und Blei zu speisen, mit Kanonen niederzudonnern? Traurige Auskunft, die sich vielleicht, ja wahrscheinlich erweisen würde als ein Stab, der durch die Hand geht." — Und nun die sittlichen Wirkungen jenes Armenrechts! Die Arbeitsscheu, die sittliche Trägheit, der Trotz und Undank sind erfahrungsmäßig seine Früchte. Ist Müßiggang aller Laster Anfang, wie können wir eine Art der Armenunterstützung verantworten, die anstatt die eigene sittliche Anstrengung zu wecken, den Trieb derselben vielmehr ertödtet? — Soll nun aber alle bürgerliche Armenpflege aufhören? Nein, denn es giebt außerkirchliche Parteien, es giebt confessionelle Minoritäten, welche der kirchlichen Armenpflege der herrschenden Confession nicht überlassen werden können, es giebt auch Fälle, welche die Kirche und innere Mission um der Störrigkeit der Nothleidenden willen dem Staat überlassen muß. Der Staat trete zur Kirche vielmehr in ein ergänzendes Verhältniß, er führe vor Allem statt des Armenrechtes Armenzucht ein, baue Arbeitshäuser für die Müßiggänger und liederlichen Dirnen und überlasse dagegen die ehrsamen und lenksamen Armen der kirchlichen und freiwilligen Pflege.

Also kirchliche Armenpflege! Aber dieselbe ist leichter verlangt als geübt. Sollte die Kirche jetzt auf einmal nach Aufgebung des Armenrechts und der Armensteuer die Armenpflege übernehmen, wie rathlos stünde sie da! Allerdings ist Gottespfennig und Diaconie so alt wie die Kirche, aber wie viel entwickelter müßte doch die gebende und austheilende Liebe sein, um der Noth der Zeit zu genügen. Manche Gemeinden haben reiche Armenstiftungen: das ist ein Unglück für die Armen; den im Grabe modernden Stiftern dankt Niemand mehr; die Armen betrachten die Stiftungen als ein ihnen gehöriges Vermögen und so sind wir wieder mitten im Armenrecht mit seinen entsittlichenden Wirkungen. Für alles Andere sollte man in der Gemeinde Stiftungen machen, aber nicht für die Armen; diese

müssen von den laufenden Gaben der Gemeinde unterhalten werden, damit sie wissen, daß sie die Gabe der Barmherzigkeit der Brüder verdanken. — Auch was die austheilenden Hände angeht, so kommt die amtlich-kirchliche Armenpflege nur zu leicht wieder auf die bürgerliche hinaus; die kirchlichen Armenpfleger, nach ganz anderen Gesichtspunkten gewählt, haben oft nicht mehr Zeit und Geschick als die bürgerlichen auf die Armuth einzugehn, wie es noth thut. So bedarf die kirchliche Armenpflege durchaus der Ergänzung durch jene Armenpflege der freien christlichen Vereinsthätigkeit, wie sie Chalmers in Glasgow vorbildlich geschaffen hat und wie sie bereits in einem reichen Kranze von Unternehmungen und Vereinen auch unser Vaterland umzieht. (Bonner Verein für i. M., Armen- und Krankenverein der Amalie Sieveking in Hamburg u. s. w.)

Das Ziel dieser christlichen Armenpflege ist das einzig würdige aller Armenhülfe, das Entbehrlichwerden der Unterstützung. Dies Ziel weiß sie unerreichbar ohne sittliche Erneuerung der Armen. Das Erste aber, was hierzu erfordert wird, ist eine genaue Kenntniß der Verhältnisse der Armen, ein persönliches Hineintreten in ihre Hütten. W i r müssen die Armen aufsuchen, nicht die Armen uns. „Gerade darin, daß diese freiwilligen Armenpfleger von Niemandem gesandt, beauftragt, bevollmächtigt sind, darin besteht ihre Macht, die Macht der freien Liebe. Ich will nicht reden von dem Segen, den dies Sichherabhalten zu den Niedrigen für uns selbst hat, von der Erweckung edler Gefühle, der Kenntniß des menschlichen Herzens, der Wonne des Gebens und dem reichlichen Heimzahlen des Dankes; sondern nur den Segen hervorheben, der auf den Armen ausgeübt wird. Der Arme hat ein feines Gefühl wie für das kalte Loswerdenwollen der Gabe, für die pharisäische Herablassung einer Liebe, die sich nicht wirklich gleichstellt, sondern ihre Herablassung fühlen lassen will, so auch für die wahrhafte, warme Liebe und Barmherzigkeit, die alle seine Noth, und all' sein Heil bedenkt, weil

sie in ihm den Bruder des Heilandes sieht." Wer diese Liebe hat, der hat auch Macht über das Gemüth des Armen; dem gehorcht er oft mehr als dem Beamten und Vorgesetzten. Und wiederum ist's diese Liebe, die auch in die Verhältnisse eindringt, die uns scharfsichtig macht für die eigentlichen Gründe der Noth.

Vor Allem schließt diese Art von Armenpflege den Bettel aus. „Abgesehen von einzelnen Fällen, wo wir uns nach stets anzustellender sorgfältiger Prüfung von der Dürftigkeit und Bescheidenheit eines Fremden oder Durchwandernden überzeugt zu haben glauben, sollten wir an den Thüren nichts geben. Dabei weisen wir freilich entschieden ab den Beifall der Geizigen, welche aus unseren Worten eine Berechtigung überhaupt nichts zu geben entlehnen möchten, jener Leute, die wenn ihnen das Geld in der Tasche und am Herzen festklebt, sich noch unterstehen, eine sittliche Entrüstung zu affectiren und bei denen das Wort „arbeite, statt zu betteln" nur ein Deckmantel ihrer filzigen Gesinnung ist." Aber Bettelei macht schamlos und arbeitsscheu und ist eine sichere Vorschule des Verbrechens. Darum suche man den einheimischen Bettler lieber selbst auf, leite ihn zur Arbeit, und wenn er sich zu der nicht weisen lassen will, so überlasse man ihn der Zucht des Hungers. Auch den Bettler vom Lande unterstütze man nicht ohne ihm irgend eine kleine Gegenleistung abzuverlangen, damit er verdientes Brod esse. Man beschränke sich in jedem Haus auf Wenigere, und kümmere sich um dieselben desto genauer. Hat man den Armen aufgesucht, so sei man nicht gleich mit Geldgeben bei der Hand. Man suche vielmehr die Angehörigen zur Hülfe zu bewegen; man verschaffe ihm Arbeit und hebe dadurch sein niedergedrücktes Selbstgefühl; man gebe wenn's sein muß lieber Materialien als Geld und lehre auch damit haushalten. Ordnung, Reinlichkeit, Sparsamkeit sind aber nicht Künste, sondern Tugenden; sie entspringen in gesunder Weise allein aus der demüthigen Selbstachtung, der

herzhaften Selbstbeherrschung, die das Evangelium verleiht, und schon darum ist unter Alledem und über das Alles auf die innere Erneuerung der Armen durch die Kraft des Evangeliums hinzuwirken. „Es ist nicht möglich, daß dem Armen ein Sinn und Interesse für geordnetes Hauswesen, für den Glanz der Anmuth, welchen Ordnung und Reinlichkeit auch über die ärmste Hütte verbreitet, eingeflößt werde, wenn Sie ihm nicht beibringen einen Sinn für Selbstachtung, eine Freude am Leben, eine Gemüthlichkeit, welche am Kleinen sich freuen lernt und wo der Reiche durch seine Orangerie wandelt, ebenso glücklich ist im Wohlgeruch des Rosenstöckleins, das im Frühling die enge Bank des einzigen Fensters schmückt. Wie aber wollen Sie ihm anders eine Selbstachtung beibringen, die nicht Dünkel, eine Freude am Leben, die nicht Genußsucht wird, als indem Sie ihn hinweisen auf den Erlöser, welcher ob er wohl reich ist, doch arm ward um unsertwillen, als indem Sie ihm mit der Erinnerung an den unendlichen Werth seiner unsterblichen Seele und auch dieses irdischen Daseins einerseits die Demuth und Heiligung einflößen, welche der Christ stets im Herzen tragen muß, und zugleich sein in den Staub gebeugtes Gemüth mit dem Hochgefühl erfüllen, daß von der göttlichen Vaterliebe für ihn nicht weniger vorhanden sei, als für den bevorzugtesten Erdensohn?"

Noch wurde beim Capitel der Armenpflege nächst allerlei Einrichtungen, wie Armenschulen, Sparvereinen u. s. w. das verwandte Thema der Enthaltsamkeitssache kurz besprochen und den erschütternden Angaben über die physischen und moralischen Verheerungen des Branntweins der Bericht von den entschiedenen Erfolgen der Mäßigkeitsvereine gegenübergestellt. „Ueberlassen wir's den Branntweinbrennern," heißt es hier am Schlusse, „sich über diese Vereine lustig zu machen, die schon Tausende leiblich und sittlich gerettet haben, und beugen wir uns respectvoll davor, wenn deren

Mitglieder selbst Punsch und Rumtorten vermeiden, um ein gutes Beispiel zu geben.“ —

Der folgende, sechste Vortrag faßte „Krankenpflege und Kinderpflege“ zusammen. Die Krankenpflege schließt sich an die Armenpflege an, geht aber schon theilweise über den Boden der Familie hinaus, auf dem sich diese bewegt. Der Staat hat für Krankenpflege viel gethan, dennoch fürchten sich die Leute meistens vor seinen Spitälern; schon die rechten Kranken p f l e g e r müßte die innere Mission ihm geben, aber auch die Kranken selbst kann sie nicht lassen. „Der Kranke ist allewege ein bedauernswerthes Geschöpf; das leibliche Leiden, die leibliche Hülflosigkeit bringt bei ihm oft eine Verstimmung, einen Gemüthsdruck hervor, dem richtig zu begegnen sehr schwer ist. Auch sind die meisten Leiden für den Pflegenden mit einer Reihe mühseliger, schwieriger, oft widerwärtiger Verrichtungen verbunden, denen man sich bei nahestehenden Freunden oder Verwandten leicht unterzieht, die aber um so schwerer werden, je fremder uns der Leidende ist. Es ist klar, daß Krankenpfleger, welche blos mit den Eigenschaften gesunder Lungen, kräftiger Arme, einer allgemeinen Anstelligkeit und vielleicht allgemeinen Gutmüthigkeit versehen sind, schwer dem Schicksal entgehen werden, durch die Macht der Gewohnheit in eine ziemlich mechanische, kalte, trockene Behandlungsweise zu verfallen; daß sie jedenfalls durchschnittlich nicht im Stande sein werden, ihre Dienstleistungen mit der Freundlichkeit, Zartheit, Unermüdlichkeit und wohlthuenden Ruhe zu versüßen, welche die Liebe hundertfältig an den Tag zu legen weiß und für welche die Wahrnehmung des Kranken in der Regel doppelt empfänglich und empfindlich ist.“ — Dann ist die Krankheit göttliche Heimsuchung, ein Anklopfen Gottes zur Bereitschaft des Todes, eine Zeit für Viele, da der Herr sie hinaus in die Wüste führt um in allem seinem Ernste freundlich mit ihnen zu reden; „wie Vielen ist sie schon eine Gnadenzeit der Rettung geworden! Die meisten Gemüther sind dann

empfänglicher als sonst wohl: das alltägliche Leben tritt ferne in der Stille des Krankenzimmers, auf rastloses Schaffen und Jagen folgt stilles Besinnen, das Gedächtniß beginnt seine wunderlichen Gänge, Tage der Jugend tauchen herauf, Tage der Heimath für den Fremdling; alte Eindrücke, alte Sprüche, eine vergessene Confirmation, ein vergessener Abschied von Vater und Mutter, vergessene Sünde. So wird die Unthätigkeit des Krankenbettes heilsam nicht blos dem Leibe, sondern auch der Seele: da, und wie oft erst da ist es Zeit, einem weit und wild Verirrten, nachdem Gott ihn stille und matt gelegt, mit einem Balsamworte nahe zu treten, ein stumpfgewordenes verdüstertes Gemüth auf die Führungen des Höchsten und auf den Werth und den Zustand der unsterblichen Seele achtsam zu machen." — Nun werden dieser Aufgabe gegenüber die Anstalten und Werke der barmherzigen Liebe beschrieben, zuerst die Krankenvereine, in denen — wie in dem großen Berliner Männerkrankenverein — das altdeutsche und hochwichtige Princip der Gegenseitigkeit wieder erscheint, dann aber jene evangelischen Orden der Diaconen und Diaconissen, in welchen, vor Allem durch das Verdienst Fliedners in Kaiserswerth, ein höchst fruchtbarer segensreicher Gedanke des christlichen Mittelalters auf den Boden unserer Kirche übergepflanzt worden ist. „Wir müssen diesem Gedanken gegenüber durchaus das Vorurtheil bei Seite lassen, Bruderschaften, Schwesterschaften klinge katholisch und folglich sei es verwerflich. Die katholische Kirche könnte keinen Tag bestehen, wenn in ihr Alles Irrthum wäre; protestantischer Fehler aber ist es insgemein, das Katholische da zu fliehen, wo es ganz ungefährlich, ja löblich und nachahmenswerth ist, hingegen da gleichgültig zu sein gegen die Unterschiede, wo Gefahr droht und es nöthig wäre, die Unterschiede recht scharf festzuhalten." —

Eine besondere Kinderpflege hat das tiefwurzelnde frühe Sündenverderben und die entscheidende Bedeutung des kommenden Geschlechts der inneren Mission zur Pflicht gemacht. Auch hier hat

die bürgerliche Gesellschaft bereits die Aufgabe angefaßt, aber übel gelöst. Eine unbeholfene Staatsbarmherzigkeit hat die Findelhäuser hervorgebracht, „welche ein Verbrechen nur zu verhüten scheinen um ein anderes zu befördern." Nicht viel besser ist die neuere französische Erfindung der s. g. Krippen, jener Wiegenanstalten, welche den Müttern es ermöglichen nach Broderwerb auszugehn, anstatt sich ihren Säuglingen zu widmen. „Fürwahr, ein trauriger Zustand der Gesellschaft, wenn der Broderwerb es einer Mutter unmöglich machen soll, ihre ersten natürlichsten Pflichten zu erfüllen. Hier fragt man sich wieder: darf die Hand geboten werden, um solche Zustände bleibend zu machen? Wir antworten entschieden, Nein. Es ist die freilich unendlich schwerere Aufgabe der inneren Mission, die Häuslichkeit mütterlicher Pflege möglich zu machen." — Eben deßwegen sind auch die Kleinkinderbewahranstalten, auf welche nun übergegangen wird, nicht ohne Bedenken. Man soll wenigstens allzu kleine Kinder nicht aufnehmen. „Welcher Verlust für Mutter und Kind, wenn die tiefen, unersetzlichen Eindrücke innigen Umganges in den ersten Lebensjahren des letzteren ersetzt werden sollen durch den kahlen, kühlen Mechanismus einer Schulanstalt; welcher Verderb der edelsten sittlichen Antriebe, die für die Mutter in der Pflicht der persönlichen Pflege des Kindes, für das Kind in dem Recht von der Mutter persönlich gewartet und angeleitet zu werden enthalten sind." Es folgen die Waisen= und Rettungshäuser. Auch jene sind nur darum nothwendig, weil in der Christenheit die gehörige Barmherzigkeit gegen die Verwaisten nicht im entsprechenden Umfang vorhanden ist, denn sonst würden die Waisen viel besser in Familien untergebracht, wie die Waisenvereine es auch versuchen. Die Rettungshäuser freilich sind für eine gewisse in unserer Zeit leider furchtbar große Klasse von Kindern unentbehrlich; für sie ist nach den Anfängen in Weimar, Erfurt, Düsselthal und im Wür=

tembergischen vor Allem das Rauhe Haus vorbildlich geworden. — Der Vortrag schließt damit, den Zuhörern das Wort des Herrn an's Herz zu legen: „Wer solch' ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf."

Der siebente Vortrag behandelt „Jünglingsvereine und Handwerkerleben", wirft aber einleitend einen Blick auf die Uebergangszustände zwischen Confirmation und Mündigkeit überhaupt und auf die sittlichen Gefahren, die unbefriedigten geistlichen Bedürfnisse derselben. „Sind doch gerade diese Uebergangsjahre für die geistige Entwickelung am fruchtbarsten; mit der Ausbildung des Körpers sollte da wenigstens in seinen Anlagen und Anfängen auch der Charakter reifen und sich ausprägen. Aber was für Männer und was für Frauen und Mütter kann das geben, bei denen die geistige Entwickelung so früh in den Hintergrund geschoben wird?" — Nach einigen Andeutungen über das, was Besserndes geschehen könnte, wird auf die alleinstehenden erwachsenen jungen Leute übergegangen und auf die besonderen Gefahren, welche dieselben umgeben. Insonderheit wird die Wichtigkeit und entscheidende Bedeutung des Handwerkerstandes als des eigentlichen Mittelstandes der bürgerlichen Gesellschaft hervorgehoben. „Mir war dieser Stand sehr ehrwürdig von jeher; ich bin viel mit ihm umgegangen, ich habe wohl auch in seine Geschichte geblickt, ich glaube ihn einigermaßen zu kennen. Es hat Zeiten gegeben, wo es besser mit ihm stand, ich meine nicht sowohl in äußerer als in sittlicher Beziehung. Welche Blüthe der Zünfte im 15ten und 16ten Jahrhundert, welche überstrotzende Kraft! Die Macht der Städte bestand in den Zünften; die einzelnen Genossenschaften waren zusammengehalten von ehrwürdigen Sitten und Ordnungen; Gottesfurcht und Ehrbarkeit waren die Bedingungen der Zugehörigkeit; im Gefühle der Kraft und des Behagens war es dem damaligen Handwerker fremd, sich seines Standes zu schämen; im

Gegentheil, zu stolz und zu eingelebt in die eigenthümliche Art und Tüchtigkeit ihres Standes wären die meisten Meisterstöchter gewesen, einen anderen als einen Handwerker zum Manne zu nehmen. Ein Armbrustschießen auf der Stadtwiese am Sonntag Nachmittag, ein Dichterkampf der Meistersänger im Rathhaussaale, das waren die edlen ritterlichen und geistigen Standes-Vergnügungen. Im Hause ein patriarchalisches Verhältniß: Meister und Meisterin waren die Eltern und Herren, die Gesellen und Lehrlinge aber des Hauses Genossen in Freud' und Leid und sittlicher Zucht; es ward väterliche Gewalt über sie geübt von Rechtswegen. Ganz gewiß, in diesem Stande, in welchem offenbar die sittliche Kraft der Nation saß, war damals nicht wie heute im Schwange das tägliche Krugleben und die unaufhörlichen Mägdeliebschaften und Liederlichkeiten, in jener Zeit, aus der in so manchem Wanderliede, das dem Lieb daheim einen Gruß bringt, oder in dem der Bursch nach Jahren wieder an die Thür klopft und hat Treue gehalten, die reinsten und zartesten Klänge des deutschen Gemüthes uns noch heute erfreuen. O daß der deutsche Handwerkerstand etwas wüßte von seiner Geschichte, daß er sich wieder besänne auf jene Zeiten, da der Tuchmachermeister auf dem Markte zu Magdeburg mit dem Liede „Komm heiliger Geist" der Bürgerschaft das Signal zur Einführung der Reformation gab." Diesem lieblichen Geschichtsbilde wird nun das dunkle Bild der Gegenwart gegenübergestellt, der äußere Verfall des Handwerks durch die Fabriken, aber noch mehr das sittliche Heruntergekommensein, die Aushäusigkeit der Gesellen, der Mangel väterlicher Gesinnung gegen die Gehülfen der Arbeit, das über alle Beschreibung entartete Wirthshaus- und Herbergsleben u. s. w. Die von Wichern mitgetheilte Geschichte jener Handwerksgesellen, die in der Osternacht das Abendmahl mit Branntwein parodiren, vollendet die Charakteristik. Das Gegenmittel der inneren Mission wider diese Krebsschäden sind vor Allem die Jünglings-

vereine. Dieselben dürfen keine bloßen Erbauungsvereine sein, denn solche ziehen die, welche zu retten sind, nicht unmittelbar an, befriedigen auch nicht das wohlberechtigte Bedürfniß der Erholung und namentlich der Fortbildung, wogegen die religionslosen Fortbildungsanstalten nur Schulen der Demokratie und Revolution geworden sind. Vom Christenthum aus ist das ganze Standesleben in seiner Eigenthümlichkeit und nach allen seinen Bedürfnissen zu umfassen. Die Schilderung des rheinisch-westphälischen Jünglingsbundes und der Bonner christlichen Herberge und ihnen gegenüber der Anstalten der schweizerischen atheistischen Propaganda unter den Handwerksburschen beschließt den Vortrag.

Der folgende brachte zunächst noch einen andeutenden frommen Wunsch nach für einen Stand, für den der Redner „ein specielles persönliches Interesse bewahre", für den Kaufmannsstand. „Es ist kaum zu sagen, wie nichtig und hohl das Privatleben der meisten Lehrlinge, Commis, Reisenden dieses Standes ist, wie beschränkt zumeist der geistige Horizont, wie sehr alle Interessen auf den Gelderwerb concentrirt, wie gering das Bedürfniß, das Privatleben durch irgend ein höheres Interesse zu beleben und zu veredeln. Erfahrung ist es: auch hier ist ein fruchtbarer Boden für die in der Regel verbundenen Richtungen niedriger Genußsucht und frechen Unglaubens. Dieser Stand amalgamirt sich nicht mit dem Handwerkerstand; es müßten für ihn eigene Veranstaltungen getroffen werden, aber ganz ähnlich den Gesellenvereinen. Gesellige Vereinigungspunkte müßten geschaffen werden, in denen in höherem Grade als ein Lesezimmer oder ein Gesangverein zum Amüsement das wirken kann, der Sinn für höheres geistiges Leben geweckt würde. Gute Lectüre, gute Vorträge müßten das leisten." Es wird angedeutet, wie die Geschichte des Handels und der Colonien im Zusammenhang mit der Culturgeschichte überhaupt, mit Missions- und Kirchengeschichte lehren müßte einmal den speciellen Beruf noch

aus einem anderen Gesichtspunkt als dem des Gelderwerbs zu betrachten, dann aber überleiten könnte zu dem, was jedem Stand und Beruf erst seine Weihe, seinen sittlichen Halt giebt.

Im Uebrigen ist dieser achte Vortrag den Gefängnissen und Sträflingen gewidmet, einem Gebiete, an dessen scheuer Vermeidung sich die Unzulänglichkeit des natürlichen Mitleids besonders deutlich erweist. In anschaulichster Schilderung wird das Leben der Gefangenen beschrieben von den schweren Riegeln und der feuchten Luft an, von denen es äußerlich umfangen wird, bis in das innerste und geheimste Treiben dieser stummen und traurigen Gesellschaft; ihr Arbeiten, Wohnen, Essen, ihre geheimen Verbindungen, Correspondenzen, Rachethaten; es wird der Beweis geführt, wie trotz der großen gegen früher eingetretenen Verbesserungen die Gefängnisse noch immer Hochschulen des Lasters sind. „Ich kann nur so viel sagen: Manches von dem, was mir in meiner zwei- bis dreijährigen Gefängnißpraxis gebeichtet wurde, was ich als Geistlicher zu untersuchen und zu ermitteln hatte, müßte ich Bedenken tragen, selbst vor männlichen Ohren wiederzuerzählen. Und mancher Gefangene, der nicht zu den schlechtesten gehörte, hat mir im Tone trostloser Bitterkeit gesagt: hier kann man nur schlecht werden; was man hier Alles zu hören bekommt, woran man niemals gedacht hat! „Ich bitte Gott," sagte mir ein unglückliches Mädchen, „daß er mich wieder vergessen lasse, was ich von schandbaren Worten hier täglich hören muß."

Nun werden eine Reihe von erschütternden Lebensbildern aus dem Gefängniß kurz vorgeführt, dann aber die Zuhörer gebeten, sich dem so naheliegenden Gefühle nicht hinzugeben „ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie dieser und jener." Die von der Obrigkeit bestraften Sünden sind in der Regel nicht die schlimmsten, welche die Gefangenen vor Gott zu bekennen haben, und alle jene Sünden, vor denen wir bei Gefangenen erschrecken, kommen — einige außerordentliche Fälle ausgenommen — fast in jeder christ-

lichen Gemeinde vor, oft ohne daß wir um ihretwillen Jemanden weniger respectabel finden. „Hier ist ein Mensch, der sein Wanderbuch gefälscht, der einen falschen Wechsel gemacht hat; aber ist nicht alle die reichliche Lüge und Verleumdung, die das gesellige Leben durchzieht, eine Fälschung, nicht minder häßlich, weil sie etwa nicht fremdes Geld, sondern fremde Ehre betrifft? Da ist ein Gefangener, der gestohlen hat: aber ich frage, wenn wir alle die Täuscherei und Schwindelei in Handel und Wandel ansehen, die in unserer Zeit für ein gerechtfertigtes Mittel gilt, das Geld aus fremden Taschen in die eigene zu bringen, wird Gott das anders ansehn als solch' einen Diebstahl, weil's feiner zusammengewoben ist, weil's ganz anders in's Große geht? Sie fahren da vor einem Manne zurück, weil man Ihnen zuflüstert, das sei ein Mörder; aber sagen Sie mir, ist der ungehorsame und mißrathene Sohn, der langsam die Nägel zu der Eltern Sarg bereitet, ist der boshafte Mensch, der einem Anderen durch fortgesetzte bittere Kränkung langsam das Leben verkürzt, nicht vielleicht schlimmer als der, welcher in der Leidenschaft des Augenblicks zur Axt oder zum Messer griff? Und nun nehmen Sie dazu das große Gebiet der Fleischessünden, welche alle einen schlimmeren Mord als den leiblichen, einen Seelenmord an der eigenen und an der fremden Seele einschließen und welche von Vielen gar nicht mehr für Sünde geachtet werden, sondern für Scherz, — was behält da die übrige Gesellschaft vor den Gefangenen voraus? Ich sage das nicht, um die Sünde zu entschuldigen oder gar zu rechtfertigen, sondern um die Ueberzeugung auszusprechen und festzustellen, daß wir nicht Ursache haben, auf die Gefangenen von oben herab zu sehen als auf einen nicht zu berührenden Auswurf, daß vielmehr alle Schuld im letzten Grund eine gemeinsame Schuld ist, für die es darum auch gemeinsamer Buße und gemeinsamer Abhülfe bedarf."

Zu dieser Abhülfe drängt einmal der furchtbare Verderbensstrom,

der sich auch nach weltlichen Zeugnissen (z. B. dem eines belgischen Justizministers) aus den Gefängnissen, so wie sie sind, in die bürgerliche Gesellschaft massenweise zurück ergießt, — drängt noch vielmehr das merkwürdige, diese Verfallszustände der Christenheit prophetisch berücksichtigende Wort der ewigen Liebe: „ich bin gefangen gewesen und ihr seid zu mir gekommen.“ Dasselbe hat erst in neuester Zeit einen Anfang von Beherzigung gefunden, vor Allem durch Elisabeth Fry, „die größte Quäkerin, die Königin im Reiche der Barmherzigkeit;“ neben der dann das erhabene Beispiel der Sarah Martin, der armen Schneiderin, steht, um uns jede Ausrede von Unausführbarkeit dessen, was noth thut, zu nehmen. Allerdings müssen viele Verbesserungen von den Regierungen ausgehn, die Möglichkeit wenigstens zur Isolirung, dann die Trennung nach Graden des Verbrechens, nach Altersklassen und nach der Confession, endlich die Anstellung christlich vorgebildeter Aufseher und eigener Gefängnißgeistlichen. Aber damit ist die Arbeit der inneren Mission an den Gefangenen nicht vorweggenommen. Dieselbe gilt ihnen einmal während ihrer Haft, dann nach ihrer Entlassung. Während der Haft kann ihnen erstlich das gethan werden, daß man sie besucht, freilich ohne Sentimentalität und nicht ohne einige Orientirung. „Stellen Sie sich vor, welch' einen Eindruck es auf die oft von ihrer eigenen Familie verstoßenen Gefangenen machen müßte, wenn an einem Sonntag-Nachmittag ein Mann aus der Gemeinde, eine christliche Frau aus eigenem Antrieb zu ihnen käme, mit ihnen die Bibel läse, tröstend zu ihnen spräche, mit ihnen betete. Der hat sich nie auch nur hineingedacht in die Lage der Gefangenen, der nicht weiß, daß hier schon ein Wort der Liebe heilender Balsam sein kann.“ Oder auch man kann dem Gefangenen wohlthun und nahe kommen, indem man sich seiner verlassenen Familie annimmt, durch die vielleicht zu seinem Herzen der einzige Weg geht. Eine neue Liebesaufgabe aber beginnt mit

der Entlassung des Sträflings. „Der Gefangene kommt — in vielen Fällen wenigstens — mit guten Vorsätzen aus dem Gefängniß; er will wieder zu Ehren kommen. Nun kennen Sie das Wort „er hat gesessen.“ Er klopft an eine bekannte Thür; sie öffnet sich nur, um sich wieder zu schließen. Er sucht Arbeit, aber einem Spitzbuben vertraut Niemand welche an. Er bietet sich zum Dienst an, aber einen Sträfling will Niemand nehmen. Nicht jedes Haus eignet sich freilich dazu, aber meistens ist's das, daß die Möglichkeit, einen silbernen Löffel gestohlen zu bekommen, viel schwerer in's Gewicht fällt, als die Möglichkeit, einer Seele vom Tode zu helfen. Was bleibt dem wie pestkrank Gemiedenen übrig? Eine That der Verzweiflung, oder ein neues Verbrechen, damit er wieder Brot habe im Gefängniß. Werden diejenigen, die sich Solcher nicht angenommen haben, die Mitschuld an ihren neuen Verbrechen abweisen können?“ Allerdings hat man den Entlassenen durch Vereine zur Unterbringung und Beaufsichtigung, durch Asyle, in denen sie einen rückkehrenden Uebergang zur Ehre und Arbeit machen können, hin und wieder zu helfen begonnen, aber es ist da erst von schwachen Anfängen zu berichten; Gunst und Eifer will sich gerade diesem Gebiete der inneren Mission noch wenig zuwenden. „Würdigen Sie den sittlichen Schmerz, ja die sittliche Entrüstung derer, welche diese Wunden mitfühlen und welche sehen, daß für jeden Ball und jedes Concert Theilnahme und Geld genug da ist, während Tausende verkommen, für die man nichts übrig hat, an die man nicht denkt. Der Herr aber spricht zu denen zu seiner Linken: ich bin gefangen gewesen und ihr seid nicht zu mir gekommen!“ —

In ein noch dunkleres Gebiet führt die neunte und letzte Vorlesung, zu den Gefallenen und ihren Asylen, „zu den furchtbaren sittlichen Folgen, welche die Unzuchtssünde in unserem Volk angerichtet und zu den Lichtern, welche die innere Mission in dieser Finsterniß angezündet hat, die an die Finsterniß der Hölle nicht

nur gemahnt, sondern auch mit ihr in einem deutlichen Zusammenhange steht." Mit heiligem Ernst wird zunächst die Stellung derer gegeißelt, die da meinen, es solle hierüber lieber nicht geredet, mit geschlossenen Augen an so Peinlichem vorübergegangen werden. Nein, es muß auch davon geredet werden und zwar mit der ehrlichen und geraden Sprache der h. Schrift, die nur ein zwiefaches Verhältniß der Geschlechter kennt, ein geheiligtes und ein gebrandmarktes, „und die auch darin so heilig und keusch ist, daß sie, wo sie die Sünde der Unzucht zeichnet, ihr keinen Mantel umhängt und schon in der Darstellung ihrer nackten Häßlichkeit über sie das Gericht ergehen läßt, das sie über diese Sünde mit größerer Schärfe als über jede andere ausspricht." Seit eine Zimperlichkeit, die die Sünde nicht beim Namen nennen will und die Bibel in diesem Punkte zu meistern sich herausnimmt, in der Erziehung aufgekommen ist, ist es mit der Keuschheit nicht besser, sondern merklich schlechter geworden. „Wer sich fest weiß auf dem Fels des Evangeliums, darf und soll sogar auch in diese trüben Strudel hineinschauen; denn wenn irgendwo, so ist es gerade hier die Hülfe der christlichen Frauen, welche in Anspruch genommen werden muß."

Andeutend wird nun der Umfang gezeichnet, in welchem die Unzuchtssünde vielenorts den größeren Theil unseres Volkes gröber oder feiner beherrsche: jenes unter der Schuljugend grassirende Verderben, auf welches Kapff in seinem trefflichen Buche „Warnung vor dem gefährlichsten Jugendfeind" Eltern und Erzieher aufmerksam macht; die bis in's kommende Geschlecht reichende leibliche Verwüstung, die seit Jahrhunderten in Folge der Ausschweifung einhergeht; das jammervolle Ende, welches die meisten weiblichen Opfer der Lust in Gefängnissen und Spitälern erreicht. „Das ist der Zustand, in dem wir Geistlichen solche Geschöpfe zu sehen bekommen und uns zuweilen ein Blick sich öffnet in ein

Leben voll Scheußlichkeiten, in das rettungslose Elend einer geschändeten Seele. Hierher sollte man ausschweifende junge Leute führen, damit ihnen das Blut erstarrte ob des Sündenelends, daran sie sich mitschuldig gemacht, ob der Opfer, die sie dem abscheulichsten Götzen geschlachtet." Und doch ist die sittliche Verwüstung, die diese Sünde anrichtet, noch größer als die leibliche. „Es steht durch viele Bekenntnisse einer oft zu späten Reue fest, daß keine Sünde so wie diese die Flucht vor Gott, ja den Widerwillen, den Haß gegen ihn in's Herz prägt und eine satanische Zerrüttung des Gemüthes erzeugt; daß sehr häufig der dünkelhaft einher tretende Unglaube auf dieser Zerfallenheit des Gemüthes mit Gott beruht; daß das Wort von der Knechtschaft der Sünde, die ihre Diener mit oft unzerreißbaren Ketten bindet, nirgends eine buchstäblichere Wahrheit hat als hier." Noch bestehen allüberall, zur Schande der christlichen Obrigkeit, die concessionirten „Mördergruben". In unseren großen Städten und selbst hin und wieder auf dem Lande erreicht, ja übersteigt zum Theil die Zahl der unehelichen Kinder die der ehelichen. Die alte Strenge, mit der die Kirche für öffentliche Sünden auch öffentliche Zucht hatte, ist in Verfall gekommen; die neuere Zeit ist sehr zartfühlend geworden gegen solche öffentliche Beschimpfungen, bei denen sogleich auch der Hierarchismus herhalten muß. „Nun, daß Friedrich d. Gr. befahl, daß „alle außer der Ehe Mutter werdende Personen, worunter auch von ihren Männern getrennt lebende Ehefrauen zu verstehen, zu keiner Strafe ferner zugezogen, auch ihnen nicht die geringsten Vorwürfe, noch einige Schande gemacht werden solle," daß diese Verordnung zum Hohn an den vier Bußtagen und am Pfingstfest vor dem Segen von den Kanzeln abgelesen werden mußte, — und daß die Geistlichen diesen Befehl auszuführen sich hergaben, das hat seine Früchte getragen." Einige furchtbare Zahlen und einige aus eigener im Gefängniß ge-

machter Erfahrung gezeichnete Gestalten vollenden das nächtige Gemälde.

Dem gegenüber stützt sich die christliche Liebe in ihrer Rettungspflicht und -hoffnung auf Den, welcher Luc. 7 auch die große Sünderin zu Gnaden angenommen hat. Die katholische Kirche ist hier mit gutem Beispiel vorangegangen, in den von Vincenz v. Paula ausgegangenen Anstalten und Orden. In der evangelischen Kirche ist dieser Zweig der inneren Mission noch der allerjüngste und schwächste: mustergültig für ihn aber die holländische Anstalt zu Steenbeck, geleitet von Pfarrer Heldring, im Verein mit einer Anzahl gebildeter christlicher Frauen. Die Schilderung dieser trefflichen Anstalt, der einfach-mächtigen Methode ihres Vorstehers und der Wirksamkeit der verbundenen Vereine beschließt diesen Gegenstand, und mit der Bitte, die gegebenen Grundanschauungen im Herzen zu bewegen und zur Stunde einer von irgendwoher kommenden Aufforderung Hand anzulegen nach der von Gott verliehenen Gabe, wird von den Zuhörern Abschied genommen. —

Diese zwischen Neujahr und Ostern allwöchentlich in einem Schulsaale gehaltenen Vorträge wurden viel und treu besucht. Dank dafür, sagte Franz schließlich, wolle sich bei einer solchen Sache nicht geziemen, aber gefreut habe er sich. Zwar auch von Spott, den Draußenstehende auf das ganze Unternehmen gerichtet, spricht das Schlußwort; ein Zeugniß mehr, daß die Sache nicht von der Welt war. Auch unter den Zuhörern fehlte es natürlich nicht an solchen, welche dem christlichen Liebesgrunde sowohl der inneren Mission selber als dieser ihrer Darstellung zu ferne standen, um sich von der ernsten Stimmung, die sie mitnahmen, nicht mit der Ausflucht wieder loszumachen, diese dunklen Schilderungen und hohen Ansprüche seien etwas krankhaft Gefärbtes, entsprungen aus der trüben und reizbaren Gemüthsver-

fassung eines körperlich Leidenden; der verständnißinnige Hörer dagegen empfing einen ganz anderen Eindruck, den Eindruck nicht nur einer jedes Wort durchdringenden heiligen Liebesglut, sondern auch einer hohen Besonnenheit und Mäßigung, einer durchweg milden und verständigen Art und Weise, die alle Uebertreibung und Exaltation ferne hielt, überall die zartesten Fäden des sittlichen Lebens in Anschlag brachte und statt aller gewaltsamen Hülfsmittel vielmehr die christliche Herstellung der natürlichen Ordnungen und Wege Gottes empfahl. Aber das war allerdings richtig, daß auch diese Arbeit, selbst in ihrer unmittelbaren Entstehung und Mittheilung, eine Perle war, die aus kranker Muschel hervorwuchs. Gerade jene ersten Monate des Jahres 1855 waren durch ein besonders heftiges und hartnäckiges Auftreten jenes gewohnten Leidens heimgesucht; unter diesen Umständen fiel ihm schon das Ausarbeiten jener Vorträge zuweilen recht schwer, das um des knappen Maaßes willen, in welches die Fülle des Inhalts zusammengedrängt werden mußte, doch unumgänglich war; noch mehr griff ihn das öffentliche Reden an, das ihn überhaupt nach dem Maaße seiner inneren gemüthlichen Betheiligung längst mehr erschütterte, als gut war. Und so schloß er manchen dieser nach arbeitsvollen Tagen am Abend gehaltenen Vorträge in tiefer Erschöpfung; aber während des Vortrags gewahrten auch seine Nächststehenden nichts von Ermüdung, sondern fühlten sich eigenthümlich ergriffen von einem tiefsinnenden Ausdruck, von einem unvergeßlichen heiligen Ernste, den sie in solcher Weise noch nie auf seinem Angesichte gelesen.

Achtes Capitel.

Als Franz jene Vorlesungen über innere Mission kurz vor Ostern 1855 beschloß, stand ein bedeutsamer Wendepunkt seines Lebens, der Hochzeitstag, bereits vor der Thür und er blickte auf eine fast schon zweijährige Wirksamkeit in seiner Gemeinde zurück.

Eine auf Neuwied gesetzte Hoffnung war leider nicht in Erfüllung gegangen, die seiner körperlichen Genesung. Im Gegentheil, das quälende Leiden, das über ihn verhängt war, hatte an Macht zugenommen und die leibliche Widerstandskraft gegen dasselbe sich fühlbar verringert. Fast nie konnte er auf die sorgliche Frage seiner Braut „wie geht es dir?" ein fröhliches „gut!" zur Antwort geben; höchstens ein „leidlich"; nicht selten aber hieß es auch: „ach, gar nicht gut; ich habe vor Schmerzen die ganze Nacht nicht geschlafen." So anhaltend und heftig wie vom Januar bis März 1855 war aber die Plage noch nie aufgetreten; alle Mittel fruchteten nichts gegen das räthselhafte Leiden, bis dann wieder, wie gewöhnlich, von selber eine Ruhepause eintrat. „Wenn dies Leiden," schrieb er mir damals, „in derselben Weise noch ebenso lange fortdauert, als ich es schon trage, so werde ich am Rande meiner körperlichen Kraft sein."

Allerdings übte dies immerfort mehr als Plage denn als Gefahr betrachtete Leiden auf sein ganzes Wesen einen starken Einfluß, nur ward derselbe von Fernerstehenden nicht immer auf der rechten Seite gesucht. Man glaubte ihn vorzugsweise in einer gewissen Schärfe seines Auftretens, in einer augenblicklichen Heftigkeit zu erkennen. Beides, Schärfe und Heftigkeit, lag in Franzens Natur, als die Kehrseite seiner ungemeinen und immer mehr sich verklärenden sittlichen Energie; sie konnten, wiewohl längst erkannt und ernstlich bekämpft, in Zuständen körperlicher und psychischer Gereiztheit mitunter stärker hervortreten und er selbst hielt sich in dieser Hinsicht für nichts weniger als untadlig. „Ich muß den lieben Gott recht sehr bitten," klagt er wohl, „mich nicht hypochondrisch werden zu lassen und die Menschen müssen Geduld mit mir haben." Aber in den mehreren Fällen wurde doch, wie er auch klagt, auf Rechnung seiner Kränklichkeit gesetzt, was vielmehr in einem sittlichen Schmerz seinen Grund hatte, in einem Ernstnehmen sittlicher Dinge, die der Andere leicht nahm. Es war ein Leidtragen über die seinem geschärften Blick so vielfältig auffallende unerkannte Sünde, was an seiner Schärfe und Heftigkeit wenigstens den überwiegenden Theil hatte, etwas von Gottes heiligem Zorneseifer, freilich im irdenen Gefäße, dessen Unvollkommenheit und Gebrechlichkeit er selbst am wenigsten verkannte. Daß aber sein Blick ein so scharfer und unbestechlicher war, daß ihm alles Andere so unwesentlich vorkam gegenüber dem einen Gegensatz des göttlichen und ungöttlichen Wesens, daß ihm, wie er einmal in einem Gedichte sagt, das Angesicht der Welt, der der Erleuchter fehlt, immer hohler und bleicher erschien, das war ja freilich eine Frucht jener Leidenszucht Gottes, die, indem sie den äußeren Menschen je mehr und mehr verzehrte, den inwendigen von Tag zu Tage erneuerte.

Es war in jenen beiden Neuwieder Jahren in seinem Wesen

ein immer stärkerer Zug heiliger Ungeduld hervorgetreten, dessen Zusammenhang mit jener göttlichen Zucht er selbst empfand. Als ihm der Vater einst die viel größere Gemüthsruhe vorhielt, mit der ich mich im gleichen Berufe bewegte, antwortete er: „ja, er ist wohl und gesund; ich aber weiß nicht, wie lange mir zu wirken vergönnt sein wird; ich muß wirken, so lange es Tag ist.“ Es war etwas Aufreibendes, Selbstverzehrendes in dem Ernst und der verhohlenen Glut, mit der er alle Dinge angriff und betrieb; „er war ein brennend und scheinend Licht,“ sagt die mehrfach angeführte Gedächtnißpredigt treffend —, „und recht wie ein brennend Licht, das sich selbst verzehrt, indem es Anderen scheint und leuchtet, hat er im Dienste seines Gottes und seines Nächsten sich selbst verzehrt.“ Nicht als hätte eine äußere Vielgeschäftigkeit ihn erfüllt; eine solche war ihm fremd, und wo sie ihm aufgedrängt ward, verwirrend. In einer Zeit, die ihn mit äußerlichen Gemeindeangelegenheiten besonders überhäufte, schreibt er mir: „ich muß täglich einmal den lieben Gott sehr ernstlich bitten, mich stille zu machen und zu erhalten, weil ich fühle, daß es gar nicht geht, sobald ich innerlich in Hast und Unruhe komme.“ Auch bedurfte es äußerlicher Vielgeschäftigkeit nicht; die äußeren Erfolge, die er in noch nicht vollen zwei Jahren erreicht hatte, waren augenfällig und ungemein. Eine seit einem Jahrzehnt fast ganz zerstreute Gemeinde hatte sich wieder gesammelt und ein neues Gefühl der Gemeinschaft gewonnen. Die früher verlassenen Gottesdienste, dazu die neu eingeführten, waren — wenn auch mancher neugierige Anfangsgast die Predigten zu lang gefunden hatte und wieder weggeblieben war, reichlich und gleichmäßig besucht. Ein neuer Muth war über Presbyterium und Gemeindevertretung gekommen: man wagte eben damals das alte Pfarr- und Schulhaus zu veräußern und neue, geräumigere und der Kirche näher gelegene Gebäude zu erwerben und mit beträchtigem

Aufwand herzurichten. Die neue Schule wuchs und gedieh, Blätter für äußere und innere Mission gingen vom Pfarrhause aus in einen für das Reich Gottes erwärmten Leserkreis, die Liebe und Verehrung der Besten in der Gemeinde, die Achtung Aller war festbegründet. Aber das war es eben, daß diese äußeren Erfolge in den Augen des treuen Hirten sehr wenig wogen, daß er gedrungen war immerfort den höchsten Maaßstab anzulegen und in jedem Augenblick das an jedem Gemeindeglied zu erreichende höchste Ziel im Auge zu behalten. „Seh' ich die Gemeinde an," schrieb er mir einmal, — „was kann ich dafür, daß mein Auge auf so viel heillose Unsitte, so viel jämmerliche Ehen, so viel sittliche Verkommenheit bei der Jugend fällt? Ich habe nun einmal das Unglück, daß ich das Alles sehe und daß ich's zusammenschaue in einem Gesammtbilde und daß mir's am Herzen frißt. Und doch ist diese Gemeinde nicht schlimmer als andere. Aber „viele sind berufen, wenige sind auserwählt." Es ist nur eine sehr schwere Kunst, sich in dies Wort ganz zu ergeben und dabei um nichts lässiger zu werden in der suchenden Liebe."

Aus diesem Gefühl, aus jenem schwermüthigen Eifer, der da seufzt „ein Feuer bin ich gekommen anzuzünden auf Erden; wie wollte ich, es brennete schon" (Lucas 12, 49) ging Alles, was er in der Gemeinde redete und that, ging vor Allem jede Predigt hervor. „Ich kann sagen, daß ich mit jeder ein Stück meines Lebens hingebe, leiblich und geistlich," äußerte er einmal gegen mich. Ungern nimmt er eine Festpredigt in Köln an; „ich scheue die Erregung," schreibt er, „die mit solch' einer außerordentlichen Predigt verbunden ist; die gewöhnlichen kosten mich schon genug." „Heute Abend, liebe Lina," sagt ein Briefchen vom Samstag vor Pfingsten, „werde ich nicht zu dir kommen; ich habe noch mancherlei zu thun. Einmal ist meine Predigtvorbereitung bis

jetzt erst ein Bitten gewesen um rechte Verkündigung des heiligen Geistes, von dem ich mit tiefer Demüthigung fühle, daß man ihn recht haben muß, um recht von ihm predigen zu können. Dann muß ich wohl auch heute Abend ganz stille bleiben; mein Herz ist zu voll und bewegt, um viel reden zu können. Ich will das heilige Mahl wie stets bisher mit meinen Confirmanden feiern und erlebe allen Schmerz und alle Freude, die sie mir gemacht haben, in diesen Stunden noch einmal; ich muß viel, viel an sie denken und für sie beten und fühle, daß sie von viel besserem und stärkerem Gebet sollten getragen werden als von meinem. Der Herr helfe uns mit einander; bete auch du für mich und laß die Erneuerung meines Bundes mit dem Herrn auch ein Neuwerden unseres Bundes vor dem Herrn sein. Die ganze Gemeinde mit ihren vielen geistlichen Bedürfnissen, denen ich so gern an diesem Feste kräftiger entgegenkommen möchte, liegt mir auf der Seele und in demselben Maaß meine Schwachheit, nicht blos die leibliche, die doch eigentlich Nebensache ist. Ach wie viel Treue in dem Amte, das die Versöhnung predigt, gehört dazu, um den Segen, den großen köstlichen Segen dieses Amtes auch recht zu erfahren." — Kam nun eine solche Festzeit, die ihn in der Folge weniger Tage mitunter sechs- bis achtmal auf die Kanzel führte, so hob ihn wohl die innere Erregung und Erhebung, die er aus Amt und Fest schöpfte, für den Augenblick wunderbar über alle körperliche Schwachheit hinweg, so daß die, welche ihn noch Tags zuvor schwer geplagt und leidend gefunden hatten, im Gottesdienst über die Festigkeit und Fülle seiner Stimme, über die Frische und Kraft seiner Rede erstaunten. Aber der Rückschlag einer solchen übernatürlichen Anspannung Leibes und der Seele blieb selten aus, und ich bin gewiß, daß er jede solche Feier mit einer neuen Erschütterung seiner Gesundheit, einer stärkeren Aufregung der an den Grundvesten seines Lebens wühlenden Zerstörungskräfte erkauft hat. „Ich

sage nicht, ich bedaure, daß das Fest vorüber ist," schrieb er uns nach Weihnachten 1854, „denn es hat einen so seligen Glanz in meinem Herzen zurückgelassen, daß es mir unverschwunden bleibt, und ich meine, es wäre mir bis jetzt jedes Jahr nur köstlicher gewesen. Ich denke da an den Kern des Festes, an den eigentlichen Christsegen; der steht doch vor Allem und in seinem Lichte wird uns erst alles Andere licht. Ich habe meine Festarbeit ganz allein gethan, aber es war mir jede Predigt eine mir von Herzen gehende und darum auch wieder das eigene Herz erquickende Ergießung, so daß ich sagen muß, alle diese Gottesdienste waren selige Feierstunden, ein Nehmen von Gnade um Gnade aus Seiner Fülle." Aber freilich, diesen Feiertagen der Seele waren jene schweren Leidenswochen des Leibes auf dem Fuße gefolgt.

Es war eine eigenthümliche Gemüthsverfassung, in der er unter solchen Umständen den Frühling kommen sah, der ihm die lang ersehnte und verzögerte irdische Lebenserfüllung bringen sollte. „Allerdings, lieber Willibald," schrieb er mir damals, „rückt der Hochzeitstag mit schnellen Schritten heran, und wäre nicht Ostern und die Confirmation vorher und außerdem alle Tage genug zu thun, so träte mir's schon viel näher. Sonderbar, da es so nahe ist, meine ich, ich solle nie in den Ehestand hineinkommen; ich kann mich gar nicht als verheirathet denken, zuweilen mich in die Vorstellung gar nicht finden. Mit wunderlichen Stimmungen hab' ich zwar immer zu thun, doch glaube ich, daß so etwas ein jeglicher fühlt. Schwerer drückt mein Herz mein Unwohlsein, das mich noch mit alter Kraft quält. Meine Leiden sind Blähungen wie es scheint, oft so qualvoll, daß ich kaum das Stöhnen verbergen kann und daß Herzklopfen und starke Hitze im Kopf eintritt. Den Grund kann ich mir nicht erklären; ich kann's weder Erkältungen noch Speisen zuschreiben; es kommt oft, wenn beides gar nicht schuld sein kann. In Coblenz vor zwei Wintern hatte

ich's das erste Mal, jetzt hab ich's ein volles Jahr. In diesem Jahre ist keine Woche und in vielen Wochen ist kein Tag, wo ich nicht von diesem Leiden gequält gewesen wäre. Alle Mittel, die mein Coblenzer und mein hiesiger Arzt mir angaben und die ich sonst anwendete, haben mir nichts geholfen; ich bin gefaßt darauf, daß ich's tragen muß, aber mein Gemüth leidet schwer unter diesem Druck und bisweilen ist mir's, als würde die Spannkraft des Geistes bald nachlassen, mit der ich die Schmerzen äußerlich überwinde. Gedanken, ob dies Leiden vielleicht die Ankündigung größerer sei, ja ob ich nicht ein früheres Ende haben solle, drängen sich mir auf. Es ist kein Unglück, sondern ein Glück, fleißig an seinen Tod zu denken; aber jetzt, vor der Hochzeit, belastet mich natürlich der Gedanke doppelt, meine Braut könnte zur Wittwe nicht weit haben. Es liegen gerade in diesem Magenleiden die Neigungen zu den schwärzesten Gedanken und ich habe einen Hang zum Trübsehen; wundert euch daher nicht und erschreckt noch weniger, wenn ich euch diese Gedanken ausspreche. Ich muß es einmal thun; vielleicht wird mir besser darauf. Vergebt mir, wenn ich euch damit betrübe. Indessen meine ich, es könne bei Christen nichts schaden so was zu sagen. Wir wissen, daß wir in des Herrn Hand stehen und Er weiß schon, ob meine Gedanken und trüben Gefühle bloße Einbildungen sein sollen oder nicht." —

Damals in einer schlaflosen Schmerzensnacht entstand auch der Gedanke jenes letzten in den „Haideröschen" mitgetheilten Gedichtes über Jesajah 21, 11—12,*) das wir erst später zu

*) „Dies ist die Last über Duma. Man ruft zu mir aus Seir: „Hüter, ist die Nacht schier hin? Hüter, ist die Nacht schier hin?" Der Hüter aber sprach: Wenn der Morgen schon kommt, so wird es doch Nacht sein. Wenn ihr schon fraget, so werdet ihr doch wieder kommen und wieder fragen."

Gesicht bekamen. Die immer wieder geknickte Frühlings- und Lebenshoffnung des Dichters, die sich mühsam aus Leidensbanden aufrichtete und doch hoch aufrichtete, weil sie's dem Herrn anheimgab, ob sie hier oder ob sie dort nicht zu Schanden werden solle, hätte schöner nicht ausgesprochen werden können als in diesem Leidens- und Siegesgesang.

Hüter, ist die Nacht schier hin?
Diese lange Nacht der Leiden?
Immer trüber wird der Sinn,
Und im Dunkeln schwer wird's streiten!

Immer noch den nächt'gen Thau
Fühl' ich Wang' und Wimper feuchten!
Immer noch vergebens schau'
Ich mich um nach Frührothleuchten!

„Kommt ihr gleich und fragt" — dies Wort
Hör' ich meinen Hüter sagen —
„Werdet ihr doch fort und fort
Wiederkommen, wiederfragen." —

Nacht, o Nacht, wie bist du schwer,
Morgen, ach, wie bist du ferne;
Ach, wie sehnt mein Herz sich sehr
Nur nach einem Morgensterne!

Aber, heißt es, wenn's auch tagt,
Ueber dir wird's dennoch dunkeln,
Von den Schatten überragt
Wirst du stehn im Lichtesfunkeln.

Und es kam ein neuer Tag
In dem Lenz und meinem Herzen,
Aber schwer gefesselt lag
Ich in Dunkelheit der Schmerzen.

Wieder steigt das Jahr, und frisch
Will's auch in der Seele tagen,
Aber, Hoffnung, schweig, erlisch;
Heißt's nicht, wieder, wieder fragen?

Ach, wer weiß, wie lange noch
Ich dich fragen werd' vergebens,
Aber danken will ich doch,
Daß ich's darf, Herr meines Lebens.

Daß ich fragend kommen darf
Immer vor dein Angesichte,
Dafür dank' ich, ist auch scharf,
Herr, mir deines Wort's Gerichte.

Einmal wird die Pforte sich
Oeffnen doch dem steten Klopfen,
In die Wunde mildiglich
Der Erhörung Balsam tropfen.

Einmal wird das Licht sich klar
Dir auch zeigen, o du Armer,
Denn nicht zürnen immerdar
Will ja Israels Erbarmer.

Einmal auf dein dürres Land
Wird der Thau der Gnade regnen,
Einmal Seine milde Hand
Sich dir aufthun und dich segnen! —

* * *

Wir hofften viel von der Ruhe einer schönen Häuslichkeit, von der sorgfältigen Ordnung und Pflege, die der Leib, — und von dem stillen Behagen, das auch die Seele dann finden werde, und so that die treue Braut auch; sie vertraute, Gott werde den Segen der Genesung auf ihre pflegenden Hände legen. Dazu war der Bräutigam selbst zu jugendfrischen Herzens, um nicht

an jedem besseren Tag wieder voll Zuversicht an einen endlichen Sieg seiner Lebenskraft über das aus allzufrühen Erschütterungen entsprungene Leiden zu glauben. Die Hochzeit war auf Donnerstag nach Ostern, den 12. April, festgesetzt, wo nach Ueberwindung der schwersten Arbeitslast sich am ehesten zwei Reisewochen erlangen ließen. „Ich freue mich der kommenden Tage," schrieb er am Feste seiner Braut, „aber ich freue mich mit Zittern. Meist ist meine Seele versenkt in Gott und sehr glückselig, so daß ich eigentlich den Schwarm der Verwandten scheue, die diese Stimmung nicht theilen. In der Stille — und darum zittre ich — bedenke ich das Bild der Ehe, das Paulus aufstellt, wenn er sagt, Mann und Weib sollen sein wie Christus und die Gemeinde. Wieviel geduldige und aufopfernde, wieviel demüthige und gehorsame Liebe fordert das! Und da denke ich meiner Schwachheit an Leib und Seele, meiner Ungeduld und meines Mangels an der rechten Liebe. Und doch bin ich so getrost geworden am Fest, im Sacrament des Herrn; die Gewißheit, daß Er mich stärken werde, geht mir aus dem letzten Abendmahl im Herzen auf, wie eine Knospe im Frühling. Der Herr sei auch in dir mächtig und stelle dich mit mir auf die Höhe des Lebens in Seiner Gnade. Amen, meine Liebe, Amen."

Es war ein rauher, von Schnee und Unwetter vielgestörter Frühling; in Sturm und Regen langten wir von Trier am Osterdienstag an; am selben Tage trafen auch die Eltern ein. Zur Trauung war sozusagen die ganze Gemeinde versammelt; ich hielt aus vollem Herzen dem lieben Paar die Traurede und legte ihm die Hände auf; bleich kniete der Bräutigam an der Seite der blühenden Braut, doch war er unverändert frisch in all' seinem Wesen, der Glücklichste im großen fröhlichen Freundes- und Familienkreis. Ueber'm Hochzeitsfest hatten sich die Schnee- und Regenwolken getheilt, der blaue Himmel sah hervor und eine milde

Sonnenwärme strömte herab; so in schönem Frühlingswetter fuhren die Beiden gegen Abend in die stille Welt hinaus. Die Reise ging rheinaufwärts; in Frankfurt sprachen sie bei den inzwischen heimgekehrten Eltern ein; von Mannheim aus, wo Lina liebe Verwandte hatte, wurde im vollen Frühlingsglanz der äußeren und der inneren Welt das Heidelberger Schloß besucht; dann ging's durch die Pfalz zu uns nach Trier. Unser lieber Franz war auf der Reise neu aufgelebt; alle Schmerzen waren von ihm genommen, er hatte wieder einmal nach langer, langer Zeit das volle Gefühl der Gesundheit. Wie glücklich und dankbar Beide waren, läßt sich nicht sagen; „ich fühle doch, daß noch Lebenskraft in mir ist," sagte Franz; „ich habe wieder neuen Muth und neue Hoffnung; es wird ja mit Gottes Hülfe wieder besser werden." Auch wir wurden beruhigt, als unser erfahrener Arzt, den er auf unser Andringen zu Rathe zog, sein Leiden für eine Erschlaffung des Dickdarmes erklärte, zu deren Hebung er hauptsächlich einfache diätetische Mittel empfahl.

Eine neue hohe Lust war die Rückkehr in das inzwischen wohleingerichtete und festlich geschmückte Haus. Die Briefe der nächsten Zeit werden nicht müde, die größte zarteste Freude an der lange ersehnten, endlich gefundenen Häuslichkeit auszusprechen. Er beschrieb uns seine ganze Einrichtung, die Vertheilung und Ausstattung der einzelnen Räume, bis zu den kleinen Engelchen von Gyps, die er, „wie Thürwächter" über die Thüren postirt hatte, gleichsam den Eingang und Ausgang zu segnen. Vielerlei Nützliches und Schmückendes war von allen Seiten her zur Hochzeit geschenkt worden und er konnte mit einem wahrhaft kindlichen Sinne am Kleinsten wie am Größten sich freuen. Das Kleinod des Hauses war und blieb freilich die Hausfrau: „und nun," schrieb er, „ist es die eigentliche Würze des neuen häuslichen Behagens, Lina mit ihrem stillblühenden, sinnigen, herzlichen Wesen, das sich in seiner Feinheit und Tiefe langsam und nur Wenigen

aufschließt, walten und wirthschaften zu sehen; wie sie mit strahlenden Augen sich zu Tisch setzt, wenn das Essen wieder einmal (wie bis jetzt freilich jedesmal) geglückt ist, oder wenn sie im kleinen Stübchen auf meine Bitte das Klavier aufschlägt oder ich auf ihre Bitte ein Buch zum Vorlesen nehme. Wir möchten ganz gerne noch viel mehr allein sein, als wir es sind; dann erst vernimmt sich die ganze Seele in der rückhaltlos freundlichen Stimme, wann kein anderes Gesetz als das inwendige Gesetz des Herzens und keine andere Rücksicht, als die, welche sittlicher Adel gebietet, den harmlosen Verkehr, das unbefangene Auftreten bestimmt. Wie köstlich ist es, wenn die Aufregungen und Sorgen des Berufes immer diesen mildernden, versöhnenden Hintergrund des häuslichen Lebens haben." — Und in einem Briefe an die Eltern heißt es: „ich hätte nie gedacht, daß man an solch' einer häuslichen Wirthschaft bis in's Kleine hinein so seine Freude haben könne, nicht blos die Frau, sondern auch der Mann. Freilich es muß dann auch ein wohlthuender Sinn der Ordnung und Nettigkeit in allen Dingen walten, und herzliche Liebe muß sowohl über Kleinigkeiten wegsehen, als über Kleinigkeiten sich freuen können. Glücklicherweise, dem Herrn sei's gedankt, ist das bei uns der Fall, und ich bin gewiß, daß nunmehr unser inneres Leben ein gemeinsames wird und wir in Allem uns in einander finden lernen, desto mehr wird diese Liebe und ihr Glück noch wachsen. Möge der Herr die hypochondrische Stimmung, zu der ich etwas neige, von mir ferne halten und mich immer mehr erkennen lassen, wie Großes, deß ich fröhlich sein soll, Er an mir gethan hat."

Die erste Sorge des neuen Hausvaters war nun auch, Gott die Ehre zu geben und mit seinem Hause dem Herrn gemeinsam zu dienen. Eine einfache Morgen- und Abendandacht, zu der natürlich die Magd hinzugenommen ward, begann und schloß das Tagewerk; am Abend hielt er ein freies Gebet, in welchem er alle

Lieben und Angehörigen, besonders aber die Gemeinde, Groß und Klein, fürbittend dem Herrn empfahl. Das machte dann auch immer wieder fröhlich, eines des Anderen Last zu tragen und also das Gesetz Jesu Christi zu erfüllen. Wenn auch noch so einig in großen Dingen, haben junge Eheleute in tausend kleinen sich erst ineinander zu finden und zu schicken; diese Erfahrung machten die Beiden natürlich auch. „Bis zwei Steine in einander passen," sagte Franz tröstend zu seiner jungen Frau, „müssen sie sich aneinander reiben, das geht nicht anders." Aber daß jede solche kleine Reibung in der That zu einer innigeren Zusammenfügung der Herzen gedieh, das war der — nicht in jeder Ehe vorhandene — Segen ihrer gemeinsamen Liebe zum Herrn.

Die Nähe seiner lieben Frau hatte für ihn etwas ungemein Wohlthuendes, etwas Beschwichtigendes, auch wenn er, vertieft in Arbeit, nicht mit ihr reden konnte. Ging sie aus, so hieß es: „du kommst doch bald wieder?"; kam sie, so war die Freude neu. Und doch war der Umgang der Beiden ohne alle Tändelei und falsche Ueberschwänglichkeit, vielmehr schlicht und herzlich, in Allem darauf gerichtet, einander wohlzuthun und zu fördern. Eine große Erquickung war es ihm, nun wieder Musik als täglich Brod haben zu können; die dadurch ihm bereitete Freude vergalt er seinerseits durch frohes Aufthun und Mittheilen der reichen Schätze seiner vielseitigen und harmonischen Bildung. Dabei war es keinen Augenblick seine Meinung, dies tiefbefriedigende häusliche Glück für sich allein behalten und genießen zu wollen. „Nächst dem Glück der häuslichen Stille," schrieb er an uns, „ist die Gastfreundschaft das Schönste am eigenen Hausstand; die Freude, im eigenen Hause, am eigenen Tische es Anderen heimisch machen zu können. Wie freue ich mich darauf und sehne mich danach, euch, ihr Lieben, die heimischen, heimathlichen Tage, die ich unter eurem Dache zugebracht habe, durch einen recht behaglichen Aufenthalt unter

dem unsern einigermaßen vergelten zu können.“ Mit uns waren die Eltern auf den Herbst im Voraus eingeladen, damit er einmal Alle bei sich habe. Der Tag, an dem er seine Neuwieder Angehörigen zum ersten Mal bei sich bewirthen konnte, war ihm ein Festtag. Aber sein Haus, so einfach es in ihm hergehen mußte, sollte als Pfarrhaus auch in weiterem Umfang ein gastfreies sein. Der erste Collectant, der wieder in die Gemeinde kam, wurde für die Zeit seines Aufenthaltes zu Tische geladen. Einen jungen Freund, der von Franzens Predigten ergriffen eine Gymnasiallehrerstelle ebendamals mit dem Studium der Theologie vertauschte, zog er nun näher heran und mancher frohe Abend wurde mit diesem Hausfreunde getheilt.

Leider war, die paar glücklichen Tage der Hochzeitstage abgerechnet, in seinem Befinden wohl eine Aenderung, aber keine wirkliche Besserung eingetreten. Das in ihm versteckte Uebel fing an, sich wieder nach Brust und Hals zurückzuwenden, von wo es sich einst während des letzten Coblenzer Jahres in den Unterleib gezogen hatte; ein leiser, trockener Husten, aus dem rauhen Frühling stammend und von Franz für nervös gehalten, wollte auch im Sommer nicht weichen; dazu waren die Magenschmerzen zwar seltener und gelinder, aber doch keineswegs verschwunden. Bei der merklich geringer gewordenen Widerstandsfähigkeit des Organismus ermüdete jener an sich unbedeutende Husten die Brust so sehr, daß dem Leidenden nun das Predigen sonderlich schwer ward. Er war eben damals an die Auslegung der zehn Gebote gegangen, Predigten voll Geist und Kraft, welche der Gedächtnißredner später mit besonderem Danke hervorhob. Kein Abnehmen, vielmehr nur ein Zunehmen des durch alle seine Predigten hindurchgehenden heiligen Ernstes und Feuers war an ihnen zu spüren, wohl aber ein Abnehmen der leiblichen Kraft; er mußte leiser, schonender reden und die Zuhörer sich näher herbeimachen, um zu verstehen; dann fühlte er sich nach einer jeden erschöpfter. Auch strengte ihn eine gleichzeitige häusliche Arbeit wohl übermäßig an.

Wir Beiden hatten seiner Zeit miteinander übernommen, Neanders Vorlesung über die Corintherbriefe aus nachgeschriebenen Heften druckfähig auszuarbeiten; ich hatte meinen Antheil vor längerer Zeit geliefert, Franz aber war an den seinen vor anderer Arbeit wenig gekommen. Da überraschte uns im Frühling 1855 ein Circular, daß bis jetzt keine einzige von Neanders Vorlesungen vollständig eingeliefert sei und daß, wenn bis zu einem kurz anberaumten Termin nicht mindestens eine fertig vorliege, das ganze Unternehmen aufgegeben werden müsse. Wir waren einig, daß die Herausgabe des Neanderschen Nachlasses nicht an uns scheitern solle; ich bot Franz an, in den uns übrig bleibenden sechs Wochen seinen Antheil für ihn auszuführen, allein er konnte sich nicht entschließen, „die Erfüllung dieser altgewordenen Pietätspflicht dem Bruder auf den Hals zu schieben." Mit altgewohnter Energie gab er sich an die Arbeit, schloß keinen Tag ohne ein bestimmtes Maaß fertig gebracht zu haben und zwang, ohne irgend eine Amtspflicht zu versäumen, aber „mit Viertelstunden geizend", die für solche Frist allzugroße Aufgabe mit eisernem Fleiß. Am bestimmten Tag war die Arbeit vollendet; freilich hatten diese sechs Wochen dem schwachen Leib nicht eben gut gethan.

Um seinen Husten loszuwerden, war er inzwischen für die freien Tage zweier Wochen auf's Land gezogen. Eine einsame Mühle, lieben Verwandten gehörend und in einem stillen Waldthal prächtig gelegen, nahm ihn und Lina auf, und hier ward die Neandersche Arbeit zu Ende gebracht. Theils diese Arbeit, noch mehr das anhaltend regnerische Wetter ließ es indeß zu keiner Erholung kommen; der Husten war nach Ablauf jener vierzehn Tage eher schlimmer als besser, dazu die allgemeine Abspannung so groß, daß er den Arzt rufen ließ, um mit ihm über seinen Zustand ernstlich zu Rathe zu gehen. Dieser schlug ihm eine Badecur in Weilbach vor, und so schwer ihm auch das Geldopfer

und noch mehr das Verlassen der Gemeinde ward, er konnte nicht mehr abweisen, worauf wir längst gedrungen, daß etwas Gründliches für seine Gesundheit geschehen müsse. Er befragte auch seinen Coblenzer Arzt, der ihm jenen Badeort widerrieth und dafür Soden empfahl; doch leuchtete ihm, was er von Weilbach hörte, hinreichend ein, um einen in Wiesbaden wohnenden namhaften Arzt, der Weilbacher Badearzt gewesen, entscheiden zu lassen. Am 5. August predigte er zum letzten Mal; es trieb ihn, die Reihe der Gebote zu unterbrechen und vom Gesetz in's volle Evangelium zurückzukehren, sein Text war Matth. 11, 28—30: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid.“ Nachdem er noch das Abendmahl gespendet, Missionsstunde gehalten, seine Kranken besucht und am 6. August in wehmüthiger Stille seinen Geburtstag gefeiert hatte, reiste er ab.

Der in Wiesbaden befragte Arzt schickte ihn getrost nach Weilbach. Hier erwartete ihn der Vater, der von dem nahen Frankfurt herübergekommen war, um ihm die nöthigen Besorgungen abzunehmen. Franz war sehr erschöpft, als er ankam; er fühlte, daß er unmöglich hätte im Amte länger fortfahren können. Der Husten zwar war unbedeutend, aber die Brust müde und beengt, dazu ermattete ihn fortwährender Durchfall, zu dem überhaupt seit dem Eintritt jener Eingeweideschmerzen seine Natur neigte; sein Aussehen erregte Besorgniß. „Ich rechne,“ schrieb er, „mehr als auf Arzt und Bad, auf die Fürbitte meiner Lieben. Ich selbst gewinne selten Freudigkeit wegen leiblicher Dinge zu bitten, ich bitte immer nach dem Spruch „und ob auch unser äußerlicher Mensch verweset, so wird doch der inwendige von Tag zu Tag erneuert.“ Uebernehmt ihr es, für meinen Leib zu bitten. Ich hoffe viel auf die Hülfe des Herrn kraft dieser bevorstehenden Erholungswochen. Ich möchte doch sehr gerne mich einmal wieder recht gesund fühlen.“

Die Cur ließ sich gut an. Alles, hatte der Arzt gesagt, komme auf die Hebung des Darmleidens an, das auf die Länge zerstörend werden könne; er solle trinken, baden, viel spazieren gehen, sich der möglichsten Ruhe des Gemüthes ergeben. Schon die Freiheit von aller Arbeit und Aufregung und die Bewegung in gesunder Luft und freier Natur hob sein Befinden; er fühlte sich wohler, sein Aussehen wurde frischer, die Krankheitserscheinungen minderten sich. „Mein Stübchen," beschrieb er uns, „liegt nach der weiten Mainebene, nach Flörsheim und Rüsselsheim hinaus, da rauschen die Bahnzüge mit ihrer weißen Wolkenschlange; in der Ferne, zur Heimath lockend, glänzen die Berge des Rheingaus. Ich bin recht einsam, gehe meist schweigend zwischen den wenigen Curgästen umher, doch innerlich bin ich nicht einsam, freue mich sogar dieser Abgeschiedenheit." Ein tiefer Frieden war über ihn gekommen, begleitete ihn auf seinen schweigsamen Gängen und spiegelt sich lieblich in den Briefen, in denen er seiner fernen lieben Frau sein Stillleben beschreibt. „Der gestrige Tag war doch gar schön," erzählt er da, „und zwar gerade soweit ich allein war. Ich schrieb am Vormittag nach Trier, den Nachmittag hatte ich mir vorgenommen nach Rüsselsheim zu gehen. Das ist ein stattlich Dorf jenseit des Mains unterhalb Flörsheim. Man geht von hier in einer kleinen halben Stunde nach Flörsheim, fährt da über und hat dann noch eine Viertelstunde. Ich hätte gewiß so gute Gesellschaft nicht gehabt, wenn ich Begleiter von hier gehabt hätte. Ach mein Lieb', man ist nicht allein, wenn man einen Heiland hat und wenn Er uns gar noch einen Abglanz seiner Himmelsliebe gegeben hat in der Liebe treuer Herzen. Du warst stets in meinen Gedanken; wie lieb ich dich habe, — ich hab's auch wieder jetzt erst recht gemerkt, — und ist die Erneuerung solcher Erfahrung nicht allein schon eine kurze Trennung werth? Ich schlenderte so für mich hin; ein blondes

Mädchen von etwa acht Jahren stand vor Flörsheim an der Straße und gaffte mich neugierig an; ich besann mich, daß ich zu den für Bauern wunderlichen Leuten gehöre, die spazieren gehen, weil sie krank sind. Ueber den Main führt eine fliegende Brücke, von ein paar Buben regiert; ich setzte mich und ließ die Buben machen, die noch allerlei zu verrichten und zu verhandeln hatten, ehe sie abfuhren. Die flachen grünen Ufer, meist mit Weiden besetzt, das stille spiegelglatte Wasser, das Plätschern an den wenigen Kähnen, die am Ufer lagen, das Alles weckte Bilder der Kindheit in mir auf, mahnte an die Zeit, da ich zwischen solchen Weiden mit der Angel saß oder in dem flachen glatten Wasser badend herumplätscherte. Zauber der fremd gewordenen Heimath! Und doch, Wehmuth, Sehnsucht hatte ich nicht. Wie war ich doch reich und reicher geworden mit dem zunehmenden Alter, wie hatte Alles, Leid und Freude, durch Gottes Gnade mir zum Gewinn gedient! — Am Mainufer her, über grüne Wiesen, auf denen Pferde und Rinder grasten, kam ich nach Rüsselsheim. Am Ufer steht unter anderen Häusern ein Wirthshaus, und am Ufer wollte ich sein. Die Leute stellten mir freundlich einen Stuhl unter ein Akazienbäumchen vor'm Hause; da saß ich, vor mir den Fluß, auf dem ein Dämpfer vorüberrauschte, links in der Ferne die Stadt Mainz und die lichtblauen Rheingauberge vor mir. Dahin waren auch, bis ein tropfender Sommerregen mich vertrieb, Blick und Seele meistens gerichtet; du weißt wohl warum."

Auch abgesehen von der pflichtmäßigen Schonung im Reden that ihm eine solche Einsamkeit viel wohler als die Gesellschaft, die er hätte haben können; ein paar traurige Blicke in den christlichen Durchschnittsstand unserer sogenannten Gebildeten schreckten ihn ab. „Gestern nach Tische," schreibt er einmal, „zog mich ein Gast, ein Mann aus höheren Beamtenkreisen, in ein Gespräch über Christenthum, Katholicismus, Mission hinein, bekannte seiner=

seits ein Christenthum, in welchem Christus keine Stelle fand, und behauptete unter fast allgemeinem Beifall, das Mittel, die Menschen zu bessern, sei nicht, was wir Theologen trieben, sondern daß man ihren Wohlstand hebe, den Ackerbau fördere u. s. w. Ich vertheidigte die Sache meines Heilandes und ich hoffe den Herren manche Nuß gegeben zu haben, die sie nicht knacken konnten; aber innerlich ward ich sehr betrübt, indem ich dachte, wie wenige Jünger der Herr doch hat und wie Viele an ihm vorbeigehen und sprechen: „wir sind satt und bedürfen deiner nicht.“ Einen anderen nach beiden Seiten hin charakteristischen Auftritt erzählte mir der Vater, der, so oft er konnte, zum Besuche herüberkam. Der Vorsteher einer Erziehungsanstalt, ein Mann bei Jahren, gab bei der Abendtafel im Curhaus einer aufmerksamen Gesellschaft Zoten zum Besten. Franz, der auch bei Tische saß, benutzte eine Pause, um sich an den Erzähler mit den Worten zu wenden: „wenn ich Kinder hätte, mein Herr, in Ihre Anstalt schickte ich sie nicht.“ „Und warum nicht,“ fragte der Pädagoge betroffen. „Weil ich den für einen schlechten Erzieher der Jugend halte,“ antwortete Franz, „der Vergnügen an solchen Geschichten haben kann.“ „Ah,“ rief ein Zuhörer aus, „solche Geschichten passen an einen Curort, wo man beisammen ist, um sich zu erheitern.“ „Ich bin der Meinung,“ erwiderte Franz und stand auf, — „daß solche Geschichten nirgends hin gehören, am wenigsten in eine gebildete Gesellschaft und in den Mund eines Mannes mit grauen Haaren.“

Leider hielt die anfängliche Besserung seines Befindens nicht lange an. Ein unerwarteter Zwischenfall, eine Geschwürbildung, durch welche die Natur sich selbst helfen zu wollen schien, versetzte ihn in einen fieberhaften Zustand, steigerte die Krankheitserscheinungen von Neuem und verursachte ihm unsägliche Schmerzen. Zuletzt, da der Badearzt ihm die Sache zu leicht zu nehmen schien, flüchtete er nach Frankfurt, noch gerade zur rechten Zeit, denn der

vom Vater herbeigerufene ausgezeichnete Arzt, der sogleich durch eine Operation half, erklärte, daß eine weitere Zögerung höchst gefährlich gewesen sein würde. Die Mutter war nicht daheim, sie befand sich bei uns in Trier, um ein neu angekommenes Kindchen zu pflegen, dessen Taufe wir vergebens hofften von Franz nach vollbrachter Curzeit verrichtet zu sehen; der Vater pflegte den Kranken indeß mit solcher Sorgfalt, wie auch die Mutter es nicht besser vermocht haben würde. Es war eine freundliche Fügung Gottes, Vater und Sohn noch einmal ganz allein zusammenzuführen zu einem vollen Erweisen und Empfangen aller möglichen Liebe, und Franz konnte in seinen Briefen dieser Krankheitstage nur mit inniger Rührung gedenken. Auf die Operation hin wurde sein Befinden bald wieder besser, und er nahm die Abwendung so großer Gefahr um so dankbarer aus Gottes Hand hin, als der Frankfurter Arzt diesen Zwischenfall für wichtig und möglicherweise heilsam für seinen gesammten Zustand erklärte. Freilich, als er nun nach diesem Krankenlager im Elternhause nach Weilbach zurückkehrte, befand er sich nach halbverflossener Curzeit wieder auf dem alten Fleck, und es wollte das zweitemal nicht wieder so merklich wie das erstemal vorangehen. So ging es denn auch mit seiner Stimmung auf und ab. „Mehrentheils, wiewohl durchaus nicht immer,“ schrieb er mir damals, „lebe ich der Zuversicht, daß der Herr es noch nicht wolle mit mir „gar aus sein lassen“, sondern sein Wort an mir bewähren „die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft.“ Im anderen Falle ist das Geringste, an das ich denke, für mich schon ein halbes Sterben, nämlich — Niederlegung des Amtes.“ Tröstender und getroster lauten die Briefe an Lina. „Heute habe ich meine volle Cur wieder begonnen; ich war so glücklich, wieder spazieren gehen zu können. Der Himmel war wolkenlos klar, das Gefilde in blauen Morgenduft gekleidet, die Luft eitel Balsam. Meine meisten Gedanken, während ich ging,

waren Gebet, Dank und Bitte, und Fürbitte für viele Lieben, zunächst natürlich für dich, meine Liebste; ja mein im Herrn geliebtes Weib, ich habe dich wahrlich sehr lieb; ich sage dir's einfach, ohne alle Uebertreibung, wie ich's im Herzen habe. Gestern Nachmittag um 5 Uhr machte ich einen Spaziergang nach Marxheim, eine gute Stunde von hier. Besonders der Heimweg war köstlich; die Luft ganz lau, wiewohl die Sonne schon unter war, und ich so allein und Alles so friedlich, und wie die Welt ringsum ein Ausdruck der Güte Gottes erschien, so ward auch ich fröhlicher und getroster, als ich am Morgen gewesen und fühlte, daß diese Güte auch mich umfange und legte mich in diese Vatergüte Gottes in meinem Gebet recht hinein. Die Leute kamen aus dem Felde nach Hause; ein kleiner Bub keuchte ganz arbeitsstolz unter einem Kleebündel, das ihm die Kappe ganz verschoben hatte; auf einem mit schönem frischem Klee beladenen Wagen, den glatte braune Kühe zogen, lag ein kleines hübsches Mädchen tief in die grüne Fülle vergraben, der Vater ging bei den Thieren und trug ein anderes Kind auf dem Rücken. Und ich freute mich an Allem" . . .

Inmitten dieses abgeschiedenen Erholungslebens lassen ihn die Sorgen für seine Gemeinde nicht los. Die Predigten zwar hatte Freund Bührung alle übernommen, sie waren in guten Händen. Aber die Armen, die Kranken, die Schule, alle die Verhältnisse, deren Fäden er allein in der Hand hielt! Jeder Brief an Lina enthält eine ganze Reihe von Aufträgen, was hier zu thun, was dort nicht zu versäumen. Er erfährt den Tod eines angesehenen und begabten Mannes in der Gemeinde, der am Trunk zu Grunde gegangen war. „Wiewohl ich ihn schwerlich bekehrt hätte," schreibt er tiefbewegt, „so mache ich mir doch einen Vorwurf, für den ich Gott schon viel um Vergebung gebeten habe, daß ich nie über sein Laster mit ihm gesprochen. Ich habe da etwas versäumt in meinem Hirtenamt, und das thut mir allemal brennend weh. Nicht aus Nach-

lässigkeit, er ist oft der Gegenstand meiner Gebete gewesen, sondern aus einer Scheu, wegen meiner Jugend und meiner Neuheit in Neuwied doch nichts auszurichten, vielleicht schnöde abgewiesen zu werden. Das war sehr unrecht; was hatt' ich danach zu fragen?"

Es war die Abrede gewesen, daß Lina die letzten vierzehn Tage der Curzeit in der Nähe von Weilbach, wo Verwandte ein Landgut besaßen, zubringen sollte. Um die volle schonende Einsamkeit der unterbrochenen Cur noch zu verlängern, wurde dieser Besuch, so schwer es Beiden ankam in so prüfungsvollen Tagen getrennt zu sein, noch weitere acht Tage hinausgeschoben. Als Lina endlich nach der dritten Woche kam, war es Franz immer deutlicher geworden, daß Weilbach ihm nicht nur in der Hauptsache nicht helfe, sondern ihn immer mehr ermatte und namentlich durch das warme Baden von Kräften bringe. Als daher der Frankfurter Arzt den Wunsch äußerte, ihn nochmals zu untersuchen, verließ er den Curort und siedelte mit Lina nach Frankfurt in das Elternhaus über. Der Arzt durchforschte nochmals seinen ganzen Zustand, fand die Lunge in Ordnung, wiewohl auf der linken Seite nicht so ganz wie auf der rechten, fragte den Vater, ob je in der Familie Auszehrungsfälle vorgekommen, was verneint werden konnte, und schritt dann kräftig mit Arznei und Diät gegen das Darmleiden ein, so daß in wenig Tagen die Verdauung im normalen Stande war. Franz fuhr mit seinen Spaziergängen fort, fühlte sich von Tag zu Tage wohler und kräftiger, und wir Alle glaubten mit ihm, daß nun endlich der Grund einer entschiedenen Genesung gelegt sei. Beruhigt reiste der Vater nach Trier zur Taufe, zu der uns Franz einen herzlichen frommen Gruß herüberschickte; bald darauf erklärte der Arzt die Heimreise nach Neuwied, wohin der Kranke hauptsächlich um der Gemeinde willen sich sehnte, für unbedenklich; fortgesetzte Diät und Schonung werde die allerdings äußerst schwachen Verdauungswerkzeuge allmählich

erkräftigen. Wir drangen in Franz, noch einige Wochen in Frankfurt unter der Pflege dieses Arztes zu bleiben; er glaubte aber nach Ablauf seines Urlaubs von seiner Gemeinde nicht länger fortbleiben zu dürfen und mindestens, ehe er sich eine Nachcur erlaube, deren Unentbehrlichkeit er freilich empfand, die dringendsten Geschäfte erledigen zu müssen. „Ich kann es,“ antwortete er mir in der beiderseits erregten Verhandlung, „nur dem Umstande zuschreiben, lieber Willibald, daß dir noch nie eine Gemeinde völlig allein anvertraut war, wenn du die Pflichten und Nothwendigkeiten, welche daraus entspringen, auf eine so unbegreifliche Weise übersiehst. Ich bin für die Gemeinde verantwortlich, ich lebe von ihrem Gelde, und es wird von mir begehrt, daß ich nicht nach ihr fragen, daß ich Alles, was auf meinen Schultern liegt, unbesorgt soll laufen lassen, wie es will.“

So kehrte er denn in der ersten Hälfte des September nach Neuwied zurück, ordnete — wie er selbst gestand „nicht zum Vortheil seiner Gesundheit“ — die nöthigsten Amtsgeschäfte und suchte — denn er fühlte wohl, daß er noch nicht wieder predigen könne, persönlich weitere Vertretung. Dann zog er, nachdem die Eltern auf ihrer Heimreise von Trier ihn noch eben besucht, auf den Rath des Arztes, der ihn zuerst an die See hatte schicken wollen, nach Wollendorf hinaus, einem $^3/_4$ Stunden unterhalb Neuwied hoch und schön gelegenen Dorfe. Ich lud ihn ein, zu uns zu kommen, theils weil ich unserem Arzt ein besonderes Vertrauen schenkte, theils um ihn der Nähe der Gemeinde und den von dort kommenden Versuchungen zu vorzeitiger Thätigkeit zu entführen; ich bot ihm auch meine Hülfe an, um noch an die See gehen zu können. Er lehnte Beides ab; seiner Gemeinde könne er sich ohne dringendere Noth nicht ganz entziehen und was über seine Mittel gehe, das betrachte er, so lange es ihm nicht als die einzig mögliche Rettung gezeigt werde, für verwehrt. „Gott erhalte dich

kräftig und gesund, lieber Bruder," schloß er nicht ohne Wehmuth, „und gebe dir viel Freude in Haus und Amt, an Weib und Kind und Gemeinde. Gedenket unserer in unseren Prüfungen. Der Herr sei mit uns Allen. Seine Wege sind wunderbar; es sind nicht unsere Wege." — „Nicht wahr, es klagt Ein Müder dem Andern," schrieb er gleichzeitig an einen lieben auch leidenden Freund; „ich glaube, du hast mehr gelitten als ich. Aber woher kommt es doch, daß wir jüngeren Geistlichen so schnell matt werden? denn es sind viele Kranke unter uns und Etliche sind entschlafen. Wir tragen die Schuld einer vorangegangenen allzusorglosen Zeit, in der das Pfarramt das bequemste Amt hieß; das weiß ich. Aber, unser Zürnen, Sorgen und Mühen hat doch wohl auch viel fleischliche Ungeduld an sich, die sich billig straft an unserem Fleische. Der Herr wolle es bessern."

In Wollendorf ging's mit seinem Befinden auf und ab. Das Unterleibsleiden hatte sich schon auf der Heimreise von Frankfurt wieder angekündigt, und das starke Mittel, dem es für den Augenblick gewichen war, wollte nicht wieder helfen; ja es wurde bei näherer Erkundigung wahrscheinlich, daß die geschwächte Natur dasselbe auf die Dauer nicht ertrage, sondern von ihm überreizt werde. Ohne alle Medicin, bei strenger Diät und fleißiger Bewegung in frischer Luft ging's leidlich, aber weder der Husten noch die Enge der Brust wich völlig, hin und wieder kehrten auch die Schmerzen zurück. Die Eltern waren unermüdlich, alles Dienliche zu schicken; Franz gab fleißig Bericht, nach Kräften tröstlich, immer ergeben und voll Hoffnung auf Gottes Hülfe. Nachdem es eine Zeitlang wiewohl langsam und wechselnd doch immer mehr vorwärts zu gehen geschienen, stellten sich plötzlich die alten Schmerzen mit voller Kraft wieder ein. Franz war tief gebeugt; er wurde zweifelhaft, ob er nicht doch in bester Meinung Unrecht gethan wider unseren Rath von Frankfurt wegzugehen. Tags darauf

mußte Lina nach der Stadt; als sie am Abend schweren Herzens zurückkam, begrüßte Franz sie ganz heiter und vergnügt. „Es geht mir weit besser," antwortete er auf ihre Frage, „und vor Allem bin ich wieder getrost geworden; ich habe in Melanchthons Leben gelesen, — wie viel mehr hat der gelitten als ich und hat doch fortgearbeitet. Aber der hatte auch einen anderen Glauben. Ich bin überzeugt, wenn ich den Glauben hätte, könnte ich auch predigen; im Glauben kann man Alles wagen."

Da ihm sein Neuwieder Arzt einem so eigenthümlichen Leiden gegenüber ungewiß und rathlos schien, so wandte er sich schriftlich und auf zurückkommende Antwort persönlich an seinen alten Rathgeber in Coblenz. Derselbe setzte ihm auseinander, warum Weilbach ihm habe schaden müssen; es habe ihn geschwächt und seine Constitution vertrage keine Schwächung; doch freue er sich ihn viel wohler zu finden als er befürchtet. Seine Brust, wiederholte er, sei gesund, der Husten rühre von jener längst erwähnten kleinen Herzerweiterung her und werde schwinden mit der Herstellung der Verdauung, für die er ihm ein neues Mittel gab. Predigen solle er noch nicht, aber auch nicht ganz unthätig sein; eine Unterrichtsstunde, eine Amtshandlung dürfe er schon versuchen. Franz kam sehr ermuthigt von dieser Berathung zurück. Da inzwischen die rauhe Witterung eingetreten war, zog er nach viertehalbwöchentlichem Aufenthalt auf dem Lande wieder in die Stadt. Man wunderte sich seines guten Aussehens und es ging ihm den October durch recht leidlich. Er fand einen Candidaten, der während der sechs Wochen, die er nach dem Gesetze das Neuwieder Schullehrerseminar zu besuchen hatte, gegen freie Station die Predigten und Confirmandenstunden übernahm. Letztere sprach Franz vorher mit ihm durch, wohnte ihnen auch selbst bei, besuchte die Kirche und freute sich, ohne Ermüdung der Brust wieder mitsingen zu können; zwei Haustaufen, die er hielt, gelangen ihm ohne alle

Erschöpfung. Und so lauteten denn seine Briefe im October zuversichtlicher und beruhigender als lange. Er war mit seinem Vicar zufrieden, erfreute sich an wissenschaftlichen Gesprächen mit ihm und hoffte von Advent an sein Amt mit Vorsicht und Mäßigung und mit Bührings Hülfe wieder selbst führen zu können. Das neue Pfarr- und Schulhaus ging der Vollendung entgegen; er nahm an der Einrichtung lebhaft Antheil und schilderte mit Behagen die freundliche Wohnung, die ihm zu Theil werde. Auf allerlei Mittheilungen aus meiner wissenschaftlichen Lectüre ging er mit besonderer Ausführlichkeit ein, verbreitete sich über das Verhältniß der Geologie zur Schöpfungsgeschichte und der Naturwissenschaften zur Theologie überhaupt, ein Thema, über das er mir an Belesenheit weit voraus war, und kam zuletzt mit Lebhaftigkeit auf seine eigenen theologischen Ideen und Entwürfe. „In einer Neugestaltung des Inspirationsbegriffes," schrieb er, „hat die sogenannte neuere gläubige Theologie eine noch kaum angefaßte Aufgabe zu lösen. Ein Inspirationsbegriff muß Platz greifen in Wissenschaft und Kirche, in welchem die freie, auf dem unumstößlichen Grundkanon Luthers „was Christum treibt, das ist Gottes Wort" ruhende Kritik sich mit einer viel intensiveren, persönlicheren Fassung der Theopneustie und des prophetischen Charakters des ganzen alten Testamentes verbindet, als die viel zu mantische und mechanische Hengstenbergische, — und die viel zu unfromme rationalistische Ansicht es zulassen; ein Inspirationsbegriff, in welchem die historische Betrachtung sich mit den Ahnungen der biblischen Theosophen vereinigt zu Einer Intuition, von deren Höhe aus die mühseligen Fragen über Authentie und Integrität und Abfassungszeit in ihren wahren Werth zurücktreten und der lebendigen Erfassung des unmittelbaren Gotteshauches Raum geben, dessen Säuseln und Sausen über unserem harten Nagen an der Schaale der Sache jetzt oft nicht gehört wird. Das ist's, wonach

ich fortwährend ringe, und als eine erste Stufe dazu gedenke ich schon seit Jahren, wenn Gott Leben und Kraft schenkt, eine populäre Apologetik der Bibel zu schreiben, in welcher der Schöpfungs- und der Wunderbegriff, die Idee der göttlichen Reichsleitung, die typische Bedeutung der Geschichte Israels, der Begriff der Prophetie den gewöhnlichen Bedenken und Einwürfen gegenüber gerechtfertigt werden sollen. Das beschäftigt mich schon seit ein paar Jahren; manchmal wollte ich beginnen und meinte dann immer wieder, es müsse das Ding sich noch länger gährend in der Seele bewegen und ich müsse noch mehr in der Bibel lesen.“ Solch' ein sechsseitiger Brief war vollends geeignet, uns, die wir von der unmittelbaren Gefährlichkeit jenes Leidens ohnedies keine Ahnung hatten, in Betreff des geliebten Bruders wieder in volle fröhliche Sicherheit zu versetzen.

Die Uebergabe des neuen Pfarrhauses und die Einweihung des neuen Schulgebäudes war auf den 11. November, Luthers Tauftag, festgesetzt und die letztere sollte auch in der Kirche gefeiert werden. Franz wollte sich's nicht versagen, bei dieser festlichen Gelegenheit endlich einmal wieder ein Wort an die Gemeinde zu richten; er freute sich unendlich darauf. Als die altbekannte Gestalt wieder auf der Kanzel erschien, die wohlvertraute Stimme wieder ertönte, bei deren Klang sich so oft, wie hernach die Gedächtnißpredigt sagen durfte, das Wort erfüllt hatte: „Brannte nicht unser Herz in uns, da er mit uns redete und uns die Schrift öffnete,“ — da füllte sich in der dichtgeschaarten Gemeinde manches Auge mit Thränen. Er hatte zum Text die Worte, die auch nach seinem Rath über dem Eingang des Schulhauses in Goldschrift prangen: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes.“ „Gott zum Gruß, liebe Gemeinde,“ hebt der kurze schriftliche Entwurf dieser Ansprache an, „nach langer Zeit des Schweigens; Preis und Dank

dem Herrn, der es mir vergönnt, heute wieder einmal an heiliger Stätte das Wort zu nehmen; Preis und Dank, daß er es mir gerade heut verstattet, an einem so frohen Fest, an dem es doppelt hart wäre, schweigen zu müssen.“ Dann erklärt er die Bedeutung des Tages, des Tauftags Martin Luthers, der nicht nur die evangelische Kirche, sondern auch die evangelische Schule gestiftet, indem er dem Volke wieder das Evangelium gepredigt und es herangezogen zu den Büchern und Sprachen, damit es das Buch der Bücher lesen könnte und kundig würde der Sprache des heiligen Geistes. Und nun wendet er einmal das „Lasset die Kindlein zu mir kommen,“ dann das „Wehret ihnen nicht“ in seiner einfachen, eindringenden Weise auf die Schule an. Die Schule soll nicht blos Lesen, Schreiben, Rechnen lehren, sondern das Herz erfüllen mit edlen Zielen und heiligen Gedanken, denen sich alle Kenntnisse dienend unterordnen, sie soll hinführen zu Ihm. Freilich soll das nicht die Schule allein, sondern Schule und Haus, aber wie oft hindert leider das Haus die heilige Aufgabe der Schule, statt ihr beizustehen und das Werk zu fördern — darum „wehret ihnen nicht.“ „Mit dem neuen Haus erneue auch darin sich die Gemeinde und begleite mit ihren Herzen den Gang der Kinder zum Heilande, damit Kleinen und Großen das Wort gelte „denn Solcher ist das Reich Gottes.“ So sprach er „mit gewohnter Frische und ohne sonderliche Anstrengung,“ wie er den Eltern schrieb, ja mit alter Kraft, wie mir Zuhörer später bezeugten, wohl eine halbe Stunde lang. Die Meisten freuten sich ihres genesenen Pastors; Einigen ahnte, daß es sein letztes Wort an die Gemeinde sei. In feierlichem Zuge, wie man gekommen, ging's aus der Kirche zuerst dem Pfarrhause zu; im Namen der Gemeinde übergab Director Bühring den Schlüssel mit einer herzlichen Ansprache dem Pfarrer, damit dieser die Thüre mit Segensworten eröffne. „So klein ist kein Häuslein, es hat sein Kreuz-

lein," sprach der treue Freund, nicht ahnend, wie prophetisch er rede; — „aber fürchten Sie sich darum nicht hineinzugehen; der allmächtige Kreuzträger, und Heiland Jesus Christus geht mit hinein und hilft Ihnen das Kreuz tragen und hält selber seine treue Schulter am schwersten Ende unter." Vom Pfarrhaus ging der Zug endlich zur Schule, um auch dort Einweihung zu halten. Warm aus der Kirche gekommen, dann auf der Freitreppe des Pfarrhauses wohl fünf Minuten lang der kalten Zugluft ausgesetzt, kam Franz hier abermals in überfüllte, heiße Räume, aus denen die Rückkehr in die Novemberluft kaum ohne schwere Erkältung abgehen konnte.

Zwar zunächst schien Alles ohne Schaden zu verlaufen. Er kam am Abend sogar noch frisch und heiter zu dem Festmahl, das den schönen Tag beschloß, zwar nicht um mitzuessen, aber doch um einen Trinkspruch auszubringen, und dies neue Zeichen seiner anscheinenden Genesung ward im Jubel begrüßt. Aber am folgenden Tage schon begann, wie er mir am 22. schrieb, „eine elende Woche; Appetitlosigkeit, Durchfall, Müdigkeit, unnatürlicher Durst traten ein und nahmen von Tag zu Tage mehr überhand." Während der Tage des Umzugs in's neue Haus hielt er sich noch aufrecht, dann brachte er zwei Tage im Bette zu, und als er am dritten wieder aufgestanden war, überfiel ihn ein solcher Fieberfrost, daß er ein heftiges gastrisches Fieber zu bekommen meinte. „Was ist zu thun?" setzte er dem Krankheitsberichte schmerzlich hinzu, „„meine Seele wartet auf den Herrn von einer Morgenwache bis zur andern,"" — wenn auch zuweilen mit schwer zu sagender Wehmuth. Geduldiger bin ich zwar geworden in der letzteren Zeit. Bedenke ich freilich, daß vor meiner ganzen Cur meine Verdauung kräftiger war als jetzt, daß ich nach so viel Opfern an Zeit und Geld nur geschwächter dastehe, besonders durch die unglückseligen Schwefelbäder, daß ich jetzt wahrscheinlich mindestens diesen ganzen Winter hindurch ein empfindlicher, schwächlicher, kränklicher Mensch

bleiben werde, kommt die ungeheure Melancholie, welche die Beigabe dieser Unterleibsleiden ist, über mich, so will ich manchmal zürnen, daß mich verständige einsichtige Menschen, die's besser hätten wissen sollen, so zugerichtet haben. Und doch haben sie nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt; Gott hat mich beugen, zerbrechen wollen, hoffentlich dazu allein, daß ich ein fügsames Werkzeug in seiner Hand werde. Aber möchten euch, ihr Lieben, so schwere Wege doch für immer erspart sein."

Als er so schrieb, meinte er das Schwerste bereits überwunden zu haben und sich wieder besser zu fühlen; und doch hatte der folgende Bericht, vom 4. December, noch Schwereres nachzutragen. Nach einer sanftmüthigen Beschwerde über meinen allzustrengen Tadel seiner Unvorsichtigkeit und Ungeduld fährt er fort: „Es ist wahr, ich bin recht krank gewesen, habe mich sterbenselend gefühlt. Dieser letzte Rückfall war schlimmer als alle früheren, und noch sind seine Folgen nicht beseitigt. Außer den anderen Symptomen zeigte ein acht Tage lang blutgemischter Stuhlgang und zuletzt das wie es scheint aus bloßer Entkräftung eingetretene Schwellen der Füße den Ernst der Sache. Beides ist ziemlich vorüber; letztere Erscheinung hat freilich tiefe Spuren in meinem Gemüth zurückgelassen, weil ich sie so ansah, daß ich glaubte, mich auf ein rasches schlimmes Ende meiner Leiden gefaßt machen zu müssen. Ich bin zur äußersten Vorsicht gemahnt; für Wochen, vielleicht für Monate ist vom Verlassen des geheizten Zimmers nicht die Rede, da die böse Jahreszeit eingetreten ist, in der alle Krankheiten so schwer bessern, und die Aerzte haben mir alle Amtsthätigkeit bis in den künftigen Sommer außer Aussicht gestellt. Ihr seht, der Wildfang ist gezähmt genug; er ist's auch innerlich. Ich habe etwas gelernt in den letzten Wochen, habe gelernt, mich kindlicher, freudiger in die Führung des Herrn zu geben als bisher. Der Herr halte mich nur in Seiner Gnade, — „mach's wunderlich, nur seliglich;" ich bin getrost zu Ihm."

Daß auch seine irdische Lebenshoffnung wieder erstarkt war, daran hatte einen wesentlichen Antheil das feste, klare und umsichtige Urtheilen und Vorgehen eines zweiten Neuwieder Arztes, den man nach einem vergeblichen Versuch, den alten Coblenzer Berather herüber zu rufen, zu Hülfe genommen hatte. Für sich freilich gaben die Aerzte dem Leidenden schon jetzt wenig Hoffnung mehr; das Uebel war alt und hatte seinen Hauptsitz in den Eingeweiden genommen, die mit Geschwüren bedeckt sein mußten; der letzte Rückfall hatte dasselbe in einer Weise entwickelt und gesteigert, daß die von dem geschwächten Organismus zu vertragenden Mittel dagegen nicht aufzukommen vermochten, und der damit zusammenhangende andauernde Durchfall brachte den Kranken immer weiter herunter. Den Angehörigen, so besorgt sie waren, blieb indeß dieser Stand der Sache, wie es zu geschehen pflegt, noch verborgen und Franz selbst meinte sich vorerst in langsamer Genesung zu fühlen; „mein Appetit," schrieb er am 4. December, „hat sich inzwischen wieder ziemlich eingestellt; auch bin ich so abgespannt nicht mehr, lese und schreibe wieder ein wenig, wiewohl sehr mit Unterbrechung und nichts Anstrengendes." Briefe von zwei bis drei Seiten wie dieser und ein am 7. December an die Eltern geschriebener, täuschten uns durch die unveränderte Art der Züge, des Umfangs und des Tons; wir wußten nicht, daß schon der Kraftaufwand eines ganzen Tages dazu gehörte, einen solchen Brief zu Stande zu bringen.

Eine unvollendete Arbeit, die ich nachher in seiner Schreibmappe fand, verdankt vielleicht erst diesen letzten Wochen, jedenfalls seinen letzten Lebens- und Leidenszeiten ihre Entstehung: „Krankenleid und Krankentrost, in vier Betrachtungen über Matth. 9, 1—8." Ein kleiner Entwurf skizzirt den ganzen beabsichtigten Tractat „1) wie es mit dem Gichtbrüchigen aussah, 2) wie er zu Jesu kommt, 3) was er von Jesu empfängt, 4) welche Zu=

gabe ihm der Herr hinzuschenkt;" zur Ausführung gekommen ist nur die erste Betrachtung. Aecht seelsorgerisch gedenkt der Kranke in seinen Leiden aller ähnlich Darniederliegenden und will sie Antheil nehmen lassen an dem Segen seiner eigenen Trübsal. „Du liegst und hast Schmerzen," beginnt die erste Betrachtung, „man sieht dir's an. Und was es auch für Schmerzen sein mögen, du bist dem Gichtbrüchigen ähnlich, du bist krank. Kranksein ist hart. O glaub' mir, ich will's mit dir fühlen, ich will nicht so trocken über dein Bette hinsprechen, „man muß Geduld haben;" ich will nicht mit dir rechten über deine Ungeduld. Es weiß der Gesunde kaum, wie viel er von dem Kranken verlangt, wenn er ihm so Geduld gebietet und Ergebung. Er denkt sich's kaum und kann sich's kaum denken, wie das thut, wenn das Gefühl des Schmerzes und der Schwäche wie ein Messer durch den Leib geht und wie ein bleiernes Gewicht auf einem lastet. Dazu die Beängstigungen auf der Brust, dazu die Abspannung des Geistes, dazu die langen einsamen Stunden, da die Gedanken in die Ferne gehen und oft mit Sorgen beladen wieder heimkehren; besonders die schlaflosen Nachtstunden, da man Viertelstunde um Viertelstunde zählt und meint es wolle nie enden." Man fühlt es diesen Worten an, wie sie aus eigener frischer Erfahrung gesagt sind, aber so war auch die weitere, unaufgeschriebene Betrachtung gewiß der Ausdruck dessen, was seine Seele im Leiden suchte und fand, des Trostes im Herrn, bei welchem das „Stehe auf und wandle" nur eine Zugabe sein sollte zu dem viel wichtigeren „Dir sind Deine Sünden vergeben."

Sein Vicar hatte ihm zugesagt bis Ostern zu bleiben und den Confirmandenunterricht zu vollenden. Was des Pfarrers persönliche Entscheidung und Unterschrift bedurfte, brachte Freund Bühring und besprach es mit ihm. Die meiste Zeit verbrachte er in einem bequemen Sessel, den die Schwiegermutter geschickt; aus diesem aufstehen

und ein wenig im Zimmer auf und ab gehen, war ihm schon eine Anstrengung. „Morgens," schrieb er mir am 4. December, „bin ich selten vor zehn Uhr fertig; denn ein paar Stunden der Nacht liege ich in der Regel wach, stehe spät auf und habe dann mit Einreiben des Leibes u. dgl. gar umständlich zu thun. Besuche, selbst freundschaftliche, lehne ich mehrentheils ab, weil sie mich ermüden. Schon bin ich sehr an dies klösterliche Leben gewöhnt. Lina pflegt mich mit unermüdlicher Treue." Gern wär' er ganz liegen geblieben, aber die Aerzte wollten, daß er sich aufrecht halte. „Wenn die Schwäche nicht wäre," sagte er einmal, „so fehlte mir gar nichts; aber oft ist mir's, als könnte ich vor Schwäche so hinsterben." Selten kam eine ruhige erquickende Nacht: „nun lieber Gott, Schlaf, Schlaf, sonst halt' ich's nicht aus," seufzte er wohl einmal, da er zu Bette ging; aber in der Regel weckten ihn um drei Uhr Morgens die Schmerzen. Mit unendlicher dankbarer Liebe hing seine Seele an seiner treuen Pflegerin: „ich möchte jedesmal weinen, wenn ich dich wecken muß," sagte er in einer Nacht, und als sie eines Abends um ihrer Arbeit willen sich vom Bette weggesetzt, bat er: „ach setze dich doch so, daß ich dich sehen kann; ich meine sonst, du seiest nicht da."

Um die Mitte des Monats übte ein neuversuchtes Mittel noch einmal eine gute Wirkung: der Durchfall, der ihn so sehr schwächte, nahm ab und es trat einmal eine vollkommen gute Nacht ein. Die Aerzte verstärkten das Mittel ein- und zweimal; es war wohl ihr letzter Rath; da schlug die Wirkung in's Gegentheil um, die Krankheitserscheinungen wurden stärker als zuvor, die Nächte vielgestört und das Aussehen des Kranken veränderte sich in einer Weise, die jede Hoffnung Lügen strafte. Von da an blieb er liegen und die Aerzte beschränkten sich darauf, den glimmenden Lebensfunken mit stärkenden Mitteln hinzuhalten. Unter solchen Umständen kam das Weihnachtsfest heran. „Auf Weihnachten," hatte

er am 4. December geschrieben, „freue ich mich dennoch, vielleicht anders und selbst mehr noch als sonst, recht wie ein krank Kind sich freut; nur daß ich den Gottesdienst entbehren muß.“ Auch jetzt bestimmte er jedem nicht nur ein kleines Geschenk, so gut es die durch sein langes Kranksein erschöpfte Kasse gestattete, sondern er schrieb auch noch den Eltern und uns wie immer seinen Gruß zum Feste. „Herzlichen Weihnachtsgruß, geliebte Eltern,“ lautet der eine —, „im Namen des lieben Jesuskindes, aus dem Bette heraus, in großer Schwachheit wie vor fünfzehn Jahren nach dem Nervenfieber kaum, aber doch in freudigem Aufschauen auf Ihn, den Friedefürsten, den Fürsten des Lebens. In inniger Liebe Euer Franz.“ „Ihr Lieben,“ schrieb er uns am 23. December, „ich schreibe aus dem Bette heraus in sehr großer Schwachheit, wenn auch in meiner besten Zeit, nach dem Frühstück. Der Heiland komme zu euch allen, bleibe bei euch allen; bei Ihm allein ist Hülfe, auch für mein Leiden. Mein Leiden ist schwer; es waren oder sind offenbar Geschwüre in den Eingeweiden, auf deren Heilung Alles ankommt. Die Meinigen können mich durchbeten, ja das macht mich getrost. Ich habe jetzt einen vortrefflichen zweiten Arzt an Dr. Feld. Aber ihr müßt mich Dem abbitten, der da spricht: „Ich bin der Herr dein Arzt.“ — Die selige Weihnachtsfreude, die ihm Jahr um Jahr die Seele höher erfüllt hatte, versagte sich ihm auch jetzt nicht. Er ließ sich das Weihnachtsbäumchen vor seinem Bette putzen und schnitt selbst die Lichtchen zurecht; alle die lieben kleinen Geschenke, die wie sonst aus Nähe und Ferne zusammengekommen waren, mußten ihm auf's Bett gebracht werden und er freute sich kindlich an Allem. Dann wurde ein paar armen Kindern bescheert, deren Schicksal ihm besonders am Herzen lag; auch sie mußten an sein Bette kommen und er redete freundlich mit ihnen vom lieben Jesuskind. Am Festtagsmorgen ließ er sich von seiner lieben Frau

Epistel und Evangelium lesen, dazu aus der „Christenfreude in Lied und Bild“, die ich ihm zu Weihnachten geschickt, das Lied: „Wie soll ich dich empfangen und wie begegn' ich dir?“ Als Freund Bühring kam, ihn zu besuchen, fühlte er sich vor Schwachheit außer Stande, ihn anzunehmen. Doch äußerte er, da er gottlob nicht viel Schmerzen habe, so könnte er sich in aller Schwachheit recht behaglich fühlen, ja recht selig sein; er fühle sich wie ein kleines schwaches Kind, das der Heiland hebe und trage auf seinen Händen.

Als nach den letzten eigenhändigen Berichten des Kranken vom 4. und 7. December, die nach Umständen beruhigend gelautet, die weiteren Nachrichten zuerst zögerten, dann eine ängstigende Unbestimmtheit zeigten, hatte der Vater sich an Freund Terlinden, ich mich an Franzens Schwiegermutter gewendet, und wir hatten Beide den Wunsch geäußert zu kommen und selbst zu sehen. Knapp vor Weihnachten erhielt ich ausführliche Antwort; sie lautete der noch immer aufrichtenden Haltung der Aerzte gemäß, aber doch bedenklich genug, um mich nicht länger in der Ferne zu leiden. Lina und ihre Mutter wünschten mein Kommen und Franz selbst, so bange er in seiner Schwachheit vor aller Aufregung und Inanspruchnahme war, schrieb mir unter jenen Festgruß, den ich am ersten Feiertag erhielt: „es wird mir ein großer Trost sein, dich lieber Willibald zu sehen.“ Ich benachrichtigte den Vater, daß ich reise und bat ihn meine Botschaft abzuwarten; am zweiten Feiertage gleich nach der Predigt brach ich auf, war in der folgenden Frühe an dem mit Eis gehenden Rhein und fuhr mit dem unruhvollsten Herzen hinüber, von wo der wohlbekannte weiße Kirchenthurm mir winkte. Der Kirche gegenüber lag das neue Pfarrhaus, mir noch unbekannt, aber gar zutraulich und behaglich; er hatte es noch selbst in den letzten Tagen, da er sich rühren konnte, nach seiner sinnigen Weise eingerichtet; ach, die kleinen weißen Engel über den Thüren der Wohn- und der Studierstube sollten auf den Eingang und Ausgang des Hausvaters nicht mehr her-

absehen. Von Lina erhielt ich zweifelhaften Bericht, sie hoffte noch und fürchtete doch viel mehr. Ihre Mutter und ihre Schwester Elise waren zur Hülfe ganz in's Pfarrhaus übergezogen und umgaben das Krankenbett mit unermüdlicher Liebe und Treue.

Nachdem ich ihn ruhig hatte frühstücken lassen, ging ich hinüber. Nie werde ich diesen Anblick vergessen, das liebe Angesicht so abgezehrt, daß ich mich kaum in es zu finden wußte, und doch mir so freundlich entgegenlächelnd, daß es auch jetzt der klare Spiegel des treuesten Herzens war. „Du wirst mich sehr verändert finden," sagte er langsam und leise, und gab mir über sein Leben und Befinden Bericht; dann fuhr er, die Hand über die Augen haltend, nachdenklich fort: „ich habe in dieser schweren Züchtigung eine Zusage vom Herrn empfangen, daß diese Krankheit nicht zum Tode sein soll. Aber diese Zuversicht ist mir an zwei Bedingungen geknüpft: einmal, daß mein Leiden eine noch gründlichere und völligere Erneuerung meines ganzen Wesens bewirke, so daß ich auch frei würde von allem Unruhigen und Ungeduldigen, das mir in meiner Wirksamkeit noch angehaftet hat; dann aber, daß viel und recht für mich gebetet würde. Das Letztere nun müßt ihr thun; ihr müßt mich mit euren Gebeten tragen; denn man meint wohl in gesunden Tagen, und ich habe es auch oft gemeint, so ein Kranker könne gewaltig ringen und beten; ach das hört auch auf, die Seele wird auch müde und schwach." — Ueber dem kamen die Aerzte und zeigten sich nach ihrer Weise ganz zufrieden; als ich sie aber beim Weggehen allein nahm, gaben sie mir wenig Trost. Die vorhandenen Geschwüre des Dickdarms, sagten sie, seien nur durch Mittel zu heilen, die der Kranke für jetzt nicht vertrage; ihn zu stärken sei bisher auch nicht gelungen, weil bei der Unthätigkeit der Sauggefäße ihm von seiner Nahrung eigentlich nichts zu gute komme; über alle Hoffnung wollten sie nicht absprechen, aber einen bestimmten Anhalt für eine solche hätten sie nicht. So niederschlagend diese Auskunft lautete, so übte sie doch für den Augen=

blick auf mich nicht ihre volle Wirkung, zum Theil wegen der schonenden Form, in der sie gegeben war, noch mehr um der gläubigen Zuversicht willen, die Franz eben geäußert. Es war mir, als brauchte das ärztliche Urtheil nur eben den Rathschluß Gottes für noch unausgesprochen zu erklären, und wir dürften hoffen, denselben durch unsere Gebete noch zu bestimmen. In dieser Stimmung verkehrte ich den übrigen Tag ruhig und heiter mit dem Kranken, so viel es derselbe vertrug. Wir plauderten mit einander von Weihnachten, von den Unsrigen, von unseren Geschenken; mit großer Freude zeigte er mir eine silberne Cylinderuhr, die ihm Lina zum Ersatz der altfränkischen, mit der er sich seither beholfen, geschenkt hatte. Ich erzählte ihm auch von kirchlichen Neuigkeiten, unter Anderm von den dogmatischen Decreten einer lutherischen Conferenz in Pommern; er sagte: „ach, welch' eine theologische Barbarei wartet unser noch!" Als ich ihm die Grundgedanken einer gegen den naturwissenschaftlichen Materialismus gerichteten Arbeit angab, ein Thema, das ihn auch jetzt noch ganz besonders interessirte, antwortete er: „Ja, die großen Forscher werden im Materialismus nicht untergehen, aber in der Menge greift er furchtbar Platz und darum müssen wir Theologen uns mehr darum kümmern."

Das war noch einmal der traute altgewohnte Verkehr. Aber schon am folgenden Tage drängte sich mir schwer und schwerer der Gedanke auf, ob nicht des Herrn Rath und Wille mit unserem theuren Kranken bereits nur allzu klar und gewiß sei. Es wurde ja viel, viel für ihn gebetet, von uns, die wir ihm am nächsten standen, und gewiß auch von manchem treuen Herzen nah und fern, dazu im öffentlichen Gottesdienst nicht nur der eigenen, sondern — aus freiem Antrieb — auch der reformirten und der Brüdergemeinde; dennoch wollte die Zuversicht, die er selbst in so rührender Weise hegte, in unsere zagenden Herzen nicht kommen. Im Vorzimmer der Krankenstube schütteten wir unter Thränen das Herz gegen einander aus; es ging einem jeden von uns wie dem andern. Die treue

Schwiegermutter schlug vor, noch einen ausgezeichneten Arzt, den Geheimen Rath Wutzer in Bonn, zu Rathe zu ziehen; ich ging zu Dr. Feld, um uns zu diesem Zweck einen ärztlichen Bericht zu erbitten und wurde nun aus den theilnehmenden Worten des Arztes erst recht gewiß, daß mein theurer Bruder ein Aufgegebener sei; ich schickte den Bericht an Dr. Wutzer mit der Bemerkung ab, „daß wenn ihm derselbe eine entschiedene Hoffnungslosigkeit zeige, er sich nicht zu uns bemühen möge." Nun aber fiel mir auch die schwere brüderliche Pflicht auf's Herz, mit Franz von seiner — menschlich gesagt — hoffnungslosen Lage zu reden und ihn zur Prüfung jener von ihm ausgesprochenen Lebenszuversicht aufzufordern, ob er nicht vielleicht in seiner ungemeinen Liebe zu Amt und Gemeinde eine in der That vom Herrn empfangene Freudigkeit sich mißverständlich gedeutet. Als ich mich gegen Abend still an sein Bette setzte, sah er mir selbst die veränderte Stimmung, die verweinten Augen an und half mir reden: ich sprach ihm unter Thränen unsere Befürchtungen aus, hob hervor, wie doch unseres armen Lebens und Wirkens Dauer kaum der Gegenstand einer Glaubenszuversicht sein könne und bat ihn, doch auch einen anderen Ausgang seiner Leiden recht in's Auge zu fassen. Er antwortete mir in ruhigem Ernst: „Glaube nicht, lieber Willibald, daß solche Gedanken mir fremd sind. Es hat euch vielleicht manchmal trübsinnig geschienen, wenn ich euch den Gedanken eines frühen Endes äußerte, aber es ist mir Ernst damit gewesen. Ich kann zwar eine Zuversicht nicht abweisen, die ich glaube vom Herrn empfangen zu haben, weiß auch im Augenblick noch nicht, was es mich kosten würde auf jede irdische Hoffnung zu verzichten; aber wenn ich an so manchem Krankenbette Anderen vorgehalten habe, daß wir allezeit bereit sein müssen, so konnte ich das ja nicht, ohne daß es seine innere Wahrheit hatte auch für mich selbst. Ich weiß, daß ich aus einem Abgrund von Sünde, größer als ich sagen kann, durch meines Herrn Gnade erlöst bin. Ich hoffe auf sein Wort, auf das Wort, in welches

sich mir das Evangelium nach meiner Art es zu verstehen und zu erleben immer am besten zusammengefaßt hat: „wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen." Er hat mich durch dunkele Nächte hindurchgehen lassen; ich habe oft gefragt: „Hüter, ist die Nacht schier hin," aber wenn ich auch wiederkommen und wiederfragen mußte, ich habe doch Antwort von ihm erhalten. Es hat lange in meinem Leben geheißen wie es im Psalm heißt: „meine Seele wartet auf den Herrn von einer Morgenwache bis zur andern," aber auch: „Israel, hoffe auf den Herrn, denn bei dem Herrn ist die Gnade und viel Erlösung bei Ihm und Er wird Israel erlösen aus allen seinen Sünden." An seine Zusage will ich mich halten und davon werd' ich nicht lassen auch im letzten Athemzug: „die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler" — und sollt' es auch höher hinauf sein, als wieder in die irdische Wirksamkeit. Von euch aber, von meiner Umgebung, erwarte ich, daß ihr gleich ferne bleibt von eigensinnigem Hoffen wie von muthlosem Verzagen, daß ihr euch als Christen erhebet über den Gegensatz des irdischen Lebens und Sterbens, der ja für uns zur Nebensache geworden sein muß; daß ihr nicht erschrecket, wenn der Herr kommt, und nicht wie dort die Jünger im Sturme sagt: „es ist ein Gespenst," sondern ihn erkennet, wenn er spricht: „seid getrost, Ich bin's, fürchtet euch nicht."

Nachdem ich ihm unter Thränen versprochen, daß wir danach trachten und darum beten wollten, sah er nach der offenen Thür des Nebenzimmers und fragte, ob Lina dort in der Nähe gewesen. Ich wollte sie rufen, er winkte mir aber und sagte: „ich meine, ob sie gehört hat, was wir mit einander geredet haben; — es ist gut wenn sie's gehört hat." Wir beriethen dann noch das angebotene Kommen des Vaters. Er freute sich auf dasselbe, beklagte aber die Mutter, die dann in ihrer Sorge allein zurückbleiben müsse. Ich frug, ob ich schreiben solle, daß sie mitkomme; „wir wollen nichts übereilen," antwortete er; „meinen die Aerzte;

die Aufregung könne noch etwas verderben, so müssen wir's lassen; handelt es sich aber einfach darum, Abschied zu nehmen, dann ja." Tags darauf, da geschrieben werden mußte, war es ihm recht, daß wir telegraphisch das Mitkommen der Mutter erbaten.

Am Morgen nach jenem Gespräch, — es war am Sonnabend — ließ er mich allein an sein Bette rufen, um für den Fall seines Todes seine äußerlichen Angelegenheiten zu ordnen, für die Bezahlung einiger kleinen Schulden, die er bei seinem schmalen Einkommen noch nicht hatte tilgen können, und für die Wittwenversorgung seiner Frau Auftrag zu geben. Seine Ruhe und Stille war bei Alledem unverändert. Ueberhaupt ging während dieser Tage unseres letzten Zusammenseins kein einzig Wort der Klage oder Ungeduld über seine Lippen; bei unverdunkeltem Vollbesitz aller geistigen und ewigen Güter war sein ganzes Wesen Milde, Geduld, Sanftmuth geworden; — die Blüthen des himmlischen Siegeskranzes, nach denen zu ringen ihm im Leben am schwersten geworden, schmückten des müden, sterbenden Streiters Schläfe schon jetzt. Des Morgens, wenn wir im Nebenzimmer Andacht hielten, mußte die Thüre offen bleiben, damit er in seiner Stille mithören und mitbeten könne; wir beteten dann immer auch ausdrücklich für ihn, daß der Herr an ihm seine Herrlichkeit offenbaren wolle, nach Seinem — nicht nach unserem Willen. Des Abends, wenn ich ihn küßte und ihm die Hand zum Gutenacht gab, sagte ich ihm jedesmal einen Segensspruch, wie: „der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, bewahre dir Herz und Sinne in Christo Jesu," oder: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, Ich habe die Welt überwunden." Dann leuchteten seine Augen und er sagte mit unvergeßlichem Nachdruck: „ich danke dir, lieber Willibald."

Er wünschte das h. Abendmahl, das er am Feste nicht habe feiern können, nun von mir zu empfangen. Wir verabredeten es auf den Sonntag, den letzten des Jahres, denn er feierte gern im Geiste mit der Gemeinde zusammen; auch wagte ich's um seiner

Schwachheit willen nicht, so gern ich die Eltern abgewartet hätte, zu weiterem Aufschub zu rathen. Am Samstag Nachmittag bat er mich, ihm zur Vorbereitung das Lied 348 aus unserem rheinischen Gesangbuch zu lesen: „Mein Heiland nimmt die Sünder an," und dann das achte Capitel des Römerbriefs, dessen erhabener Trost mir nie so überwältigend entgegengetreten war, wie bei diesem Gebrauche. Am Sonntag Morgen las ich in der Hausandacht das hohepriesterliche Gebet; dann munterte er uns auf in die Kirche zu gehen. Es war ein eigenthümlicher Kirchgang: der Anblick des Altars, an den man ihn zu sehen gewohnt war, und der Kanzel, von der wir sonst seine ergreifenden Worte vernommen, der Text der Predigt: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren" und zuletzt das Gemeindegebet für den kranken Hirten — das Alles machte es schwer, die Fassung zu bewahren. Nach Hause gekommen, deckten wir den Abendmahlstisch an seinem Bette; von einem Geschenk alten Rheinweins, den der Vater dem Kranken zu Weihnachten geschickt, füllten wir den Kelch, damit die Liebesgabe wenigstens heut ihre Bestimmung erfülle; Lina, ihre Mutter und ihre Schwester Elise bildeten mit uns Beiden die kleine Gemeinde. Wir richteten unsere Seelen auf an dem Worte: „Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn;" wir erhoben uns durch die Betrachtung desselben über den Gegensatz irdischen Lebens und Sterbens in die Gemeinschaft jener ewigen Liebe, die sich für uns in den Tod gegeben, um ihn für uns zu überwinden, und durch deren Kraft auch unsere an ihr entzündete gegenseitige Liebe den Tod überwinden werde. Zuletzt faßte ich des theuren Bruders Hand und sprach die Worte des Bundesliedes:

Die wir uns allhier beisammenfinden,
Schlagen unsre Hände ein,
Uns auf deine Marter zu verbinden,
Dir auf ewig treu zu sein;

Und zum Zeichen, daß du auf uns hörest,
Deine Huld und Gnade uns gewähreſt,
Sage Amen; und zugleich
Friede, Friede ſei mit euch.

Die Feier ſelbſt hielt ich genau ſo, wie er ſie immer an Krankenbetten gehalten; ich reichte ihm, er reichte mir das Sacrament; mit leiſer, feſter, geweihter Stimme ſprach er, noch einmal ſein Amt verwaltend, die Worte des Herrn. Es war ein Augenblick, den keine Worte beſchreiben, den keine Zeiten verſchlingen. Nach dem Dankgebet: „Lobe den Herrn, meine Seele“ küßten wir einander unter vielen Thränen, überwältigt von der Herrlichkeit des Herrn inmitten des dunkelſten irdiſchen Geſchickes, und wie ich den lieben Kranken an's Herz zog mit den Worten: „ach, wie freundlich iſt doch unſer Gott, daß er uns das noch mit einander erleben läßt,“ antwortete er aus voller Seele: „ja wohl iſt Er freundlich; ach, daß wir Ihn nur allezeit ſo halten könnten, wie Er uns allezeit hält!“ Und nun ging ihm Herz und Mund über von ſolchen Worten, die er, nach kleinen Pauſen der Schwachheit immer wieder anhebend, feierlich ausſprach: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat; der dir alle deine Sünde vergiebt und heilet alle deine Gebrechen; der dein Leben vom Verderben erlöſet, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit;“ — „Herr, wenn ich dich nur habe, ſo frage ich nichts nach Himmel und Erde, und wenn mir gleich Leib und Seele verſchmachtet, ſo biſt du doch, Gott, allezeit meines Herzens Troſt und mein Theil;“ — „das iſt meine Freude, daß ich mich zu Gott halte, und meine Zuverſicht ſetze auf den Herrn Herrn, daß ich — lebend oder ſterbend — verkündige alle dein Thun.“ — Ein Wort, das ſeine treue Schwiegermutter vom Segen der Trübſal ſagte, nahm er auf und antwortete mit erhobener Stimme, wie um den tiefſten Sinn ſeines Lebens in Ein Wort zuſammenzufaſſen: „ja, die Trübſal iſt das größte Geſchenk unſeres Gottes; mehr als irgend eine Freude und Wonne, die Er uns ſchenkt, iſt die Trübſal ein Be-

weis Seiner Liebe.“ „Und nun, ihr Lieben,“ sprach er zuletzt, „nun kann uns der Herr noch sehr lange beisammenlassen oder noch sehr kurz; aber es soll nun unter uns nicht mehr die Rede sein von Beisammenbleiben oder Auseinandermüssen, sondern allein von dem Bleiben in Ihm, denn das ist viel besser.“

Unsere Herzen waren in der That hinausgehoben über Leben und Tod, in das Vorgefühl des ewigen Lebens; da sollte unsere irdische Hoffnung noch einmal aufgeweckt werden. Den Nachmittag kam, nun eigentlich unerwartet, Geh. Rath Wutzer von Bonn; auf die Bitten unseres treuen Freundes Professor Bleek, der ihm meinen Brief überbracht, und weil der Krankheitsbericht ihm die Möglichkeit jeder Hülfe nicht ganz auszuschließen geschienen, hatte der freundliche alte Herr die Reise durch Schnee und Eis nicht gescheut. Die Zartheit, mit welcher er an dem Leidenden eine schmerzhafte Untersuchung vornahm, war eben so bewundernswerth, wie die Seelenstärke, mit der der Kranke in seiner großen Schwachheit dieselbe ertrug. Der vielerfahrene Mann suchte den Ursprung des Uebels in einer localen Störung ausfindig zu machen und theilte den behandelnden Aerzten in einer am Montag Morgen abgehaltenen Conferenz allerlei neue auf seine Ansicht der Krankheit gebaute Rathschläge mit. Unsere neuerregten Hoffnungen wurden freilich wieder sehr darniedergeschlagen, als nach Wutzers Abreise beide Aerzte uns erklärten, sie würden zwar alles Angegebene gewissenhaft ausführen, aber ihre Ansicht der Krankheit, nach der sie die neuen Mittel für vergeblich hielten, sei unerschüttert.

An demselben Montag kamen nach einer beschwerlichen Reise und zweimaligen Ueberfahrt über den mit Eis gehenden Rhein unsere lieben Eltern an. Eine unbeschreibliche Freundlichkeit verklärte bei ihrem Anblick das Angesicht des Leidenden, während der Vater durch den erschreckenden Eindruck dieser auf's Aeußerste abgezehrten Züge so außer Fassung kam, daß ich ihn schnell vom Krankenbett hinwegziehen mußte, um Franz das erschütternde Mit-

gefühl eines solchen Schmerzes zu ersparen. Durch die neuen ärztlichen Versuche, sowie durch den natürlichen Gang seines Leidens war der Kranke abermals merklich schwächer geworden, und schon der Geh. Rath Wutzer hatte von einem noch vorhandenen „Fünkchen von Leben" geredet. Er bedurfte immer größerer und häufigerer Dienstleistungen, in welche ich mich auf seinen Wunsch mit Lina theilen durfte; aber auch in dieser äußersten Erschöpfung des Leibes blieb jeder schöne zarte Zug seines Charakters ihm bis in's Kleinste getreu. Daß seine Aerzte die neu erregte schwache Hoffnung nicht anerkannten, verschwieg ich ihm nicht, damit seine in Gott ergebene Seele durch keinen leisen Hauch verwirrt werden möchte. Als ich am Abend, dem letzten des Jahres, von ihm Abschied nahm mit dem Psalmwort: „der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln . . . . und ob ich gleich wanderte im finsteren Thal, fürchte ich mich doch nicht, denn Du bist bei mir, Dein Stecken und Stab trösten mich," antwortete er dankend: „ja, möge das an mir wahr werden."

Am Neujahrsmorgen kam ich freudiger als seither zu ihm herein; ich hatte mir neue, größere Zuversicht in's Herz gebetet. Auch er war in gehobener Stimmung, aber nicht durch irdisches Hoffen. Er ließ sich einen Spiegel geben und betrachtete sein Angesicht; dann ließ er sich aus dem Bette in seinen Sessel führen und forderte sein Augenglas, um noch einmal das Sonnenlicht deutlich zu schauen. Ich fragte ihn, ob ich zur Kirche gehen solle; „ja gehe ruhig," sagte er, behielt aber meine Hand lange in seiner zurück. Nach der Kirche kam das Presbyterium, wie es sonst wohl an diesem Tage gekommen war, den geliebten Pfarrer zu begrüßen; wir durften die treuen Männer nicht an sein Bette führen; ich empfing sie an seiner Statt und sie weinten mit den Weinenden. Inzwischen saß Lina droben am Bette; die lang zurückgehaltenen Thränen brachen ihr gewaltsam hervor; da winkt Franz sie zu sich, küßt sie noch einmal innig und lange und sagt: „ich

fühle, daß es so kommen wird; der Herr allein weiß, warum Er es thut. Es war Alles so schön; aber Er will es anders und so muß es ja gut sein. Der Herr hat dich frühe in Seine Trübsalsschule genommen; nun gilt's festgewurzelt und tiefgegründet zu sein. Halte fest am Herrn; Er wird deine Stärke sein." Da sie ihm sagte, der Herr ziehe ihn aus Liebe so frühe zu sich, antwortete er: „ach, wenn das wahr wäre," und als sie hinzusetzte, „ach, wenn ich mit dir zum Herrn dürfte," sprach er: „das wäre freilich viel schöner; aber beten werde ich immerdar für dich, wie ich's auch hier gethan habe." Inzwischen hatte mir unsere Mutter von diesem Abschiednehmen gesagt; ich war heraufgekommen und stand von ferne. Er winkte mich herbei und sagte: „Lina und ich wissen, wie wir mit einander stehen;" ich bezeugte ihm meine Freude, daß er sich so ohne Kampf in des Herrn Willen ergeben habe, und nun flossen auch unsere Herzen noch einmal zusammen. Ich dankte ihm für allen Segen, den ich je und je, insonderheit aber in diesen letzten Tagen von ihm empfangen, und gelobte, daß derselbe nimmermehr vergehen solle: er wollte solchen Dank, anstatt ihn anzunehmen, vielmehr von seiner Seite bezahlen. „Dein Leben war ernst," sprach ich zu ihm; „Gott hat dich rasch reifen lassen für seinen himmlischen Garten und sein Wort an dir erfüllt, daß wir durch viel Trübsal müssen in's Reich Gottes eingehen; darum wollen wir nun auch sprechen: „wir rühmen uns auch der Trübsale, dieweil wir wissen, daß Trübsal Geduld bringt, Geduld aber bringt Erfahrung, Erfahrung aber bringt Hoffnung, Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden, denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den heiligen Geist, der uns gegeben ist." „Ja," sagte er, „von Alledem habe ich ein klein wenig erfahren." Und nun versicherten wir einer den andern noch der Unzertrennlichkeit unseres Bundes, indem wir miteinander in dem hohenpriesterlichen Gebetswort: „Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir seien, die Du mir gegeben

haſt" die gewiſſe Bürgſchaft unſeres ſeligen Wiederfindens umfaßten. Hierauf traten Schwiegermutter und Schwägerin an ſein Sterbebette heran; weinend dankten ſie ihm für den reichen Segen, den er in der Gemeinde und auch in ihren Herzen geſtiftet; er aber wies allen Dank von ſich ab auf ſeinen Herrn und Erlöſer. Endlich nahten auch Vater und Mutter ihrem Kinde zum letzten Abſchiednehmen; „ich glaube, die Stunde meiner Ablöſung vom Kriegsdienſt iſt nahe," ſprach er zu ihnen; „ach, liebe Eltern, vergebt mir noch einmal alle Betrübniß, die ich euch in eurem Leben bereitet;" ſie küßten ihn mit vielen Thränen und bezeugten ihm mit innigen Worten, wieviel Freude er ihnen gemacht habe. — „Soll ich dir noch etwas leſen," frug ich ihn, da wir ſo alle ſein Sterbebette feiernd umſtanden. „Ja," ſagte er, „lies mir das Lied: „Jeruſalem, du hochgebaute Stadt," und ſo las ich ihm aus der „Chriſtenfreude" dies wunderbare Lied, das er immer ſo lieb gehabt, nun aber am liebſten:

Jeruſalem, du hochgebaute Stadt,
Wollt' Gott, ich wär' in dir!
Mein ſehnlich Herz ſo groß Verlangen hat
Und iſt nicht mehr bei mir.
Weit über Berg' und Thale,
Weit über blache Feld
Schwingt es ſich über alle
Und eilt aus dieſer Welt.

O ſchöner Tag und noch viel ſchön're Stund',
Wann wirſt du kommen ſchier?
Da ich mit Luſt und freiem Freudenmund
Die Seele geb' von mir
In Gottes treue Hände
Zum auserwählten Pfand,
Daß ſie mit Heil anlände
In jenem Vaterland? u. ſ. w.

Als ich geendigt hatte, ſprach er: „Betet!" So knieten wir an ſeinem Bette nieder, dankend für Alles, was der Herr an ihm gethan, und bittend, daß er bei ihm bleibe bis an das Ende —

„Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meinem Tod,
Und laß mich sehn dein Bilde,
In deiner Kreuzesnoth;
Da will ich nach dir blicken,
Da will ich glaubensvoll
Fest an mein Herz dich drücken;
Wer so stirbt, der stirbt wohl."

Danach sprach ich den Segen über ihn. Er antwortete jedesmal mit einem nachdrucksvollen Amen. „Nun bittet den Herrn," sprach er zuletzt," daß er meine Ablösung bald geschehen lasse."

So war der Tod verschlungen in den Sieg. Still, friedlich, betenden Herzens lag er da. Wir beschwerten ihn nun nicht mehr mit Arzneien, und die Aerzte gaben uns Recht. Am Nachmittag kamen die nächsten Verwandten, um Abschied zu nehmen, zuerst Terlinden und seine Frau. Mit überfließendem Herzen redete dieselbe von seinem geistigen Nahebleiben, von seiner Fürbitte für alle Zurückbleibenden: — „soweit ein Mensch das vermag," antwortete er in evangelischer Demuth; „das Gedächtniß unserer Lieben," fügte er tröstend hinzu, „wird uns unverwehrt sein." Zu einem Jeden, der an sein Bette trat, redete er noch irgend ein vielsagendes Wort getreuer seelsorgerlicher Liebe. Auch der Abwesenden gedachte er mit unaussprechlicher Innigkeit. Da ich ihn für die Meinigen, für Schwester und Schwägerin um die letzten Grüße bat, antwortete er: „O, mehr als Grüße, sage ihnen, wie ich sie fortwährend auf der Seele trage, sie und noch viele Andere, die ich nicht alle nennen kann." Er hatte mein im letzten Sommer geborenes Kindchen nie gesehen; nun rief er Lina und sprach: „sage Willibald auch, wie mir sein Kind am Herzen liegt." Wir redeten auch von den selig Vorangegangenen; „wenn du hinüberkommst," sagte der Vater, „so wird dein Auge zuerst deinen Heiland suchen, dann aber grüße auch deine Geschwister;" „das kannst du dir denken," antwortete er fröhlich. Gebet und Fürbitte waren die Athemzüge seiner Seele: da der Vater einmal stille an

das Fußende des Bettes trat, sah ihn der Sterbende mit vielsagendem Blicke an und faltete die Hände. Ein Hirte, getreu bis in den Tod, gedachte er auch jetzt noch der ihm anvertrauten Heerde: „ich segne meine Confirmanden," sprach er, „ich segne die Kinder alle und die ganze Gemeinde."

Am Abend sagte ich ihm, daß es nach der Ansicht der Aerzte nur noch wenige Stunden dauern könne: „ach, wie freue ich mich," antwortete er mir. Seine Hände und Füße erkalteten; eine Unruhe wie eines Schlaf suchenden Kindes kam über ihn; Lina und ich mußten ihn oft hinüber und herüberlegen, da keine Lage ihm wohlthat; — „wenn's euch nicht zu viel Mühe macht," fügte er wohl mit der unversehrten Zartheit seiner Liebe seinen kleinen Bitten hinzu. Jene erschütternde Handbewegung, das Flockenlesen, schien den nahenden Tod anzukündigen; wir erwarteten denselben Alle, die Nacht am Bette durchwachend, aber noch blieb er aus. Es waren die Stunden, von denen es heißt „und wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet." „Gedenkst du nun auch," rief ich ihm zu, „an dein Wort, „die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler?" „Gewiß," sagte er fröhlich. Aber er sehnte sich nach dem Ende seines Kampfes: „ach, Herr, wie so lange," seufzte er wohl; „ach, welch' lange Nacht, und ich bin noch da; der Herr würdigt mich noch nicht zu kommen; Herr, ich warte auf dein Heil."

Am Morgen erwarmten Hände und Füße wieder, der glimmende Lebensdocht flackerte noch einmal auf. Unerwartet kam der früher umsonst gerufene Coblenzer Arzt, nicht ahnend wie sehr es zu spät sei. Schon war dem Sterbenden in seiner unsäglichen Schwachheit jedes Reden und Hören eine Mühsal; dennoch wollte er in seiner unvergänglichen Freundlichkeit den alten Berather nicht umsonst gekommen sein lassen; er empfing den erschütterten Mann mit dankbarem Bezeigen und derselbe verschrieb ihm noch wider einen leisen Husten, der ihn quälte, ein linderndes Mittel.

Als er sich am Vormittage nach Umständen leidlich befand, fragte ich ihn noch einmal, ob ich ihm etwas vorlesen solle; „ja," sagte er, „aber kurz." Ich las den 130. Psalm, einen seiner Lieblingspsalmen, — „meine Seele wartet auf den Herrn von einer Morgenwache bis zur andern; Israel hoffe auf den Herrn, denn bei dem Herrn ist die Gnade und viel Erlösung bei Ihm . . .;" er lächelte mir dankbar zu, daß ich so nach seinem Herzen gewählt. Essen und Trinken wollte er nicht mehr; wir feuchteten nur von Zeit zu Zeit seinen Mund an mit einem Schwamm, der in süßen Wein mit Wasser getaucht war. So kam nochmals der Abend und nochmals die Nacht. Sein Athem fing an schwerer zu gehen, er seufzte wohl „ach Gott," — mehr konnten wir nicht verstehen, — und faltete die Hände. Ich rief ihm leise zu: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben;" er winkte, es sei genug. Von Mitternacht an gewahrten wir das fortschreitende Ersterben. Noch bat er mit kaum vernehmlicher Stimme ihn herumzulegen nach der Wand, suchte dann, wie er schon unter Tag immer gethan, wie zum Schlaf die rechte Lage, neigte das Haupt tief in's Kissen, athmete leiser, zuletzt unhörbar. Wir hielten ein Spiegelchen vor seinen Mund, — noch war es angehaucht; zum zweitenmale, — nun kein Hauch mehr. Leise, unmerkbar, wie ein Kind einschläft, war er entschlafen. — —

Zur ärztlichen Untersuchung seiner Leiche hatte er selbst Erlaubniß gegeben; „es könne ja anderen Leidenden nützen." Die Aerzte fanden die Lunge von Tuberkeln nicht frei, die Eingeweide aber davon übersäet; sie erstaunten, daß er zuletzt keine Schmerzen mehr empfunden habe. In den Sarg hatte er gewünscht seinen Trauring mitzubekommen und das Neue Testament, das er seit Jahren täglich gebraucht: bald ruhte er, im schwarzen Talar, die Hände auf das Wort Gottes gefaltet, zwischen Blumen und Immergrün im letzten Ruhebette. Unzählige kamen, das geliebte Leidensbild zu sehen und an dem Sarge zu weinen; die ganze Stadt nahm an der Trauer der Familie,

der Gemeinde Theil. „Er war ein brennend und scheinend Licht,“ sagte der alte, kranke, seitdem auch heimgegangene Bürgermeister Maruhn, „ihr aber wolltet eine kleine Weile fröhlich sein von seinem Lichte.“ Am Sonntag, auf Epiphanien, hielt ihm Bühring aus tiefstem Herzen die herrliche Gedächtnißpredigt über Hebr. 13, 7: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.“ Den Nachmittag begruben wir ihn. Von Coblenz war der Herr Generalsuperintendent, Pastor Schütte und ein getreues Häuflein von Freunden und Schülerinnen durch Schnee und Eis herübergekommen. Das Presbyterium trug den Sarg. Die Leichenrede hielt ich ihm, in überfüllter Kirche, an demselben Altar, an dem ich seine Ehe eingesegnet, über das Wort der Offenbarung: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an; ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach.“ Hunderte gingen auch zum Grabe mit, wo Superintendent Maaß das Gebet sprach. Die Confirmanden besteckten den Hügel mit Blumen und begossen ihn reichlich mit Thränen. Seine Ruhestätte ist am oberen Ende der östlichen Kirchhofswand, dicht an der Mauer: dort hat ihm seine Wittwe ein schönes Kreuz von schwarzem Marmor gesetzt und den Spruch darauf geschrieben, den er im Leben geübt und im Tode bekannt hat: „Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte und meine Zuversicht setze auf den Herrn Herrn, daß ich verkündige alle Dein Thun.“

Gelobt aber sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten, zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel. Amen.

Dem geliebten Bruder

am ersten Osterfest nach seinem Heimgang.

(Ev. Luc. 24, 13—35.)

S' ist Ostertag! wach' auf vom Klang, dem süßen,
O Herz, das erst solch' Todesschwert durchfuhr!
S' ist Ostertag: es geh'n auf leisen Füßen
Die Engel Gottes wieder durch die Flur;
Allüberall im milden Hauch ihr Grüßen,
Und neues Leben sprießt auf ihrer Spur —
O nehmt auch mir vom schier erstorb'nen Herzen
Den Grabesstein, den schweren Bann der Schmerzen!

Ja steig' herauf aus wunden Herzenstiefen,
Du vielbeweinte trauteste Gestalt;
Mein Freund! mein Bruder! welche Namen riefen
Dich so, wie dir mein Herz entgegenwallt!
Das Auge, d'rin so jähe Blitze schliefen,
So warme Strahlen liebender Gewalt,
O laß mir's wieder in die Seele scheinen,
An deinem Halse wieder laß mich weinen!

Und komm und laß uns heut auf alten Pfaden
Noch einmal zieh'n durch's treue Jugendland:
War's nicht nach Emmahus der Weg der Gnaden,
Den wir zu zwei'n gewandert, Hand in Hand?
Noch Thoren, trägen Herzens, doch für Schaden
Achtend die Welt mit ihrem eiteln Tand,
Den Rücken wendend ihrem Haß und Hohne,
Geleitet von des Vaters Zug zum Sohne.

Da nahte Er uns Beiden ungesehen,
Trat mitten ein in unsern trauten Bund,
Lehrt' uns vereint die dunkle Schrift verstehen,
That uns vereint des Kreuzes Räthsel kund;
In seines Friedens sanftem Frühlingswehen
Ward die verworrne Seele uns gesund,
Und Herz und Herz in Seiner Liebe Flammen
Schmolz immer fester uns in eins zusammen.

Wie brannte dir dein Herz in heil'gen Gluten
Vornan zu stehn in Seiner Streiter Schaar,
So froh bereit sich kämpfend zu verbluten,
Ein reiches Opfer auf des Herrn Altar!
Ich sah dich an — durch dunkle Thränenfluten
Erglänzte mir dein Auge wunderbar;
In's bleiche Antlitz mit Verklärungslichte
Fiel dir ein Schein von Seinem Angesichte.

Ach, daß so bald des Weges Ziel gekommen;
Wie schritten wir einher so froh, so leicht —
Da war im Nu das Sonnenlicht verglommen,
Da hatte, ach, dein Tag sich schon geneigt:
O bitt'res Abschiedswort, das wir vernommen,
O dunkle Stunde, die sich uns gezeigt!
Wir sprachen bang mit flehenden Geberden:
„Herr, bleibe bei uns, es will Abend werden."

Da trat Er ein in's stille Haus des Kranken,
In's Kämmerlein, das schon durchhaucht der Tod,
Läd't uns zu Tisch, lehrt uns dem Vater danken,
Bricht voller Liebe uns das Lebensbrod —
Wie da die Schuppen von den Augen sanken!
In Sieg verschlungen Todes Leid und Noth!
Da haben wir in ew'gem Morgenlichte
Geschaut von Angesicht zu Angesichte.

Und Er verschwand: da warst du mit verschwunden,
Und dunkel ward mein Blick von Thränenflor . . .
O Herr, der selber Herz und Herz verbunden,
Durch Thränen schau' ich heut zu Dir empor:
In Deiner Liebe sei mir neugefunden,
Was ich durch Dich gewann, an Dich verlor,
Bis daß Du neu zum ew'gen Osterfeste
An Deinem Tisch vereinst die beiden Gäste. —

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Verlagsbericht von L. Rauh in Berlin

Plannfer Nr. 16,

enthaltend eine Auswahl der bis zum November 1866 erschienenen Werke, welche in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Von allen diesen Werken liefert die Verlagshandlung elegant und dauerhaft in Leinwand gebundene Exemplare auf Bestellung, von den meisten hält sie solche vorräthig.

Die meisten dieser Werke eignen sich zu

Festgeschenken.

Tägliche Andachten

zur

häuslichen Erbauung

von

J. Müllensiefen,

Prediger an St. Marien in Berlin.

Elegante Ausgabe, dritte Auflage mit großem Druck. 2 Bände. Preis à Band 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 15 Sgr.

Wohlfeile Ausgabe, vierte Auflage mit kleinem Druck in einem Bande. Preis 2 Thlr. 20 Sgr., gebunden 3 Thlr.

1861 erschien die erste Auflage der Andachten, 1862 die zweite Auflage, 1864 die dritte und jetzt die vierte Auflage.

Auch in diesen neuen Ausgaben werden die Andachten, so hoffen wir, sich viele neue Freunde erwerben, wie sie bisher eine immer steigende Anerkennung gefunden haben, sie verdanken dieselbe wohl zumeist dem großen Vorzug, daß sie recht eigentlich ein Erbauungsbuch für die Gegenwart sind. Die Sprache ist durchweg die der Gebildeten des 19. Jahrhunderts; doch ist es überall die einer christlichen, evangelischen Bildung, die ihre Wurzel in der kernigen Sprache der lutherschen Bibelübersetzung hat. Daß die Schönheit der Sprache dem Verfasser aber nicht höher steht, als die Innigkeit und Tiefe des christlichen Inhalts zeigt sich bei der Auswahl trefflicher Lieder, die jeder

Andacht beigefügt sind, die überall in ihrer ursprünglichen wenn auch öfter etwas harten und eckigen Form aufgenommen sind. Von dürrer Dogmatik und seichter Moral, den Klippen, an denen schon so manches Erbauungsbuch gescheitert, hat der Verfasser sich fern gehalten. Die christliche Wahrheit so lebenswarm darzustellen, daß sie das Herz gewinnt, und den Willen bestimmt, ist das Ziel, dem der Verfasser mit Erfolg in seinem Andachtsbuch nachgestrebt hat.

Um das Ziel zu erreichen, war es aber auch dem Verfasser Bedürfniß, wie er dies im Vorwort ausspricht, nur eigne Gedanken zu bieten; nur dadurch konnte die Einheit des Planes, die Uebereinstimmung in Gedanken und Empfindungen erreicht werden, die die Wirkung auf gleichgestimmte Gemüther nicht verfehlt.

Den vielen Freunden der Predigten des Verfassers werden diese Andachten um so willkommener sein, als er hier freier, als dies in Predigten möglich ist, dem Zuge des Herzens folgen konnte.

Das Werk enthält über 400 Andachten über biblische Texte; jede Andacht beginnt und schließt mit Liederversen, die aus unsern schönsten geistlichen Liedern gewählt sind.

Ueber Inhalt, Zweck und Gebrauch des Buches giebt das Vorwort des Verfassers nähere Auskunft.

Ein competenter Richter auf dem Gebiete der erbaulichen Literatur, der **Hofprediger Dr. F. W. Krummacher** zu Potsdam, spricht sich über die „Täglichen Andachten" im Folgenden aus:

Es gereicht mir zur Freude, allen Freunden göttlicher Wahrheit eine neue geistliche Gabe des bereits in weiten Kreisen wohlgekannten, und lieb und werth gehaltenen Verfassers der „Zeugnisse von Christo" ankündigen zu können. Es sind die obengenannten der häuslichen Andacht gewidmeten Betrachtungen, welche insofern einem vielfach empfundenen Bedürfniß begegnen, und eine wirkliche Lücke unserer ascetischen Literatur ausfüllen helfen, als sie, die Sprache der edelsten Popularität redend, mit dem erbaulichen Elemente überall das belehrende und begründende auf's Schönste vereinigen, und ganz dazu angethan sind, nicht glaubenstärkend nur, sondern auch den Glauben erweckend und erzeugend einzuwirken. Der Tiefe eigenster Heilserfahrung entquollen bilden sie in ihrer Gesammtheit eine siegreiche Apologie des biblischen Christenthums aus dem innersten Ahnen, Sehnen und Bedürfen der Menschenbrust heraus; und bei aller Energie, mit der sie auf dem Grunde fußen, außer welchem niemand einen andern legen kann, und bei der größten Entschiedenheit des positiv christlichen Bekenntnisses athmen sie einen Geist der Liebe, der Milde und hülfreich entgegenkommender Leutseligkeit, der ihnen den Eingang auch in solche Kreise sichern wird, wo man eine gewisse Verstimmung gegen das biblische Dogma noch nicht gänzlich zu überwinden vermochte, weil man's bisher fast nie anders, als in der Form eines neuen Gesetzes vortragen hörte. Müllensiefens „Andachten" scheinen unter dem Eindruck des alten Seherworts entstanden zu sein: „Redet mit Jerusalem freundlich", und gleichen dem „Wasser Siloah", das stille geht, und jenem „linden, sanften Sau-

sen," in welchem der Herr einst seinem Propheten nahte; und wo sie eine freundliche Aufnahme finden, da wird es nicht fehlen können, daß sie den Frieden Gottes in die Herzen pflanzen, und auf alle Verhältnisse des häuslichen wie des gesellschaftlichen Lebens einen weihenden und heiligenden Einfluß üben werden. Dazu wolle der Herr mit seinem Segen sie begleiten!

aller Gründlichkeit und Tiefe, bei allem erlaubten Schmuck der Rede doch Einfachheit und allgemeine Verständlichkeit, und bei aller Milde und rechten Weitherzigkeit doch der heilige Ernst, der nur ein Heil für jedes sündige Menschenherz kennt, das in Jesu Christo erschienene, und dieses Heil Allen ohne Ausnahme nahe bringen und in's Herz pflanzen möchte. Der Verfasser steht durchaus auf dem sicheren Grunde des deutsch-evangelischen Bekenntnisses, aber er betont den Glauben des Herzens mehr als das formulirte Bekenntniß des Mundes, das Leben im Glauben mehr als das Streiten über die Lehre vom Glauben, und das ist die rechte Unionsgesinnung, die allein zu wahrer Vereinigung führen kann. „Möchten nur alle Parteien, die innerhalb des gemeinsamen Glaubensgrundes sich noch nicht einigen können, das Maß des thätigen Christenthums, der wahrhaftigen treuen Liebe zu ihrem Herrn und Meister, entscheiden lassen, wer Recht hätte; wahrhaftig, die Union wäre bald fertig in dem gemeinsamen Bekenntnisse Aller, daß es noch Keiner von ihnen recht ergriffen, daß sie Alle noch als Sünder des Ruhms ermangeln, den sie vor Gott haben sollten." Diese der ersten Predigt der 4ten Sammlung angehörigen Worte sind für den Standpunkt des Verfassers charakteristisch.

Die Predigten sind ausgezeichnet durch Wärme und Innigkeit, fesselnd durch anziehende Form, mit Beispielen reich und doch nicht überreich gewürzt, frei von gesuchtem Effect und doch oft von ergreifender Wirkung, lehrhaft durch treffliche Auslegung und Anwendung des Textes und doch frei von dem trockenen Tone der Abhandlung. So sind sie recht eigentlich für unsere Zeit geschickt und sehr geeignet, empfänglichen und suchenden Seelen den Gnaden- und Friedensweg zu zeigen. Ihr Ertrag soll der innern Mission dienen, sie selbst aber sind eine Mission ans Innerste der Leser. Die vier nach und nach erschienenen, später zu einem Ganzen vereinigten Sammlungen bilden ein werthvolles christliches Hausbuch, dessen Gebrauch durch Register und eine nach dem Kirchenjahr geordnete Lesetafel erleichtert wird. Aber auch jungen Theologen möchten wir diese Predigten empfehlen und zwar als vorbildliche Bethätigungen der schweren Kunst, Gebildeten zu genügen und doch Allen verständlich zu sein, Anfänger im Glauben heranzuziehen und doch die Geförderten nicht leer ausgehen zu lassen. Solche Predigten thun noth, um den entkirchlichten Massen unsers Bürgerstandes, namentlich des großstädtischen, den Rückweg zum verlorenen Heiligthum zu bahnen.

Die **Zeitschrift für lutherische Theologie und Kirche** von Rudelbach und Guerike, 1855, 3tes Quartalheft, beurtheilt obige Sammlung wie folgt:

Der kirchliche Standpunkt des Verfassers tritt deutlich hervor. Zwar will er die Lehren des Dissensus nicht übergangen wissen, doch ist er im Ganzen der Union von Herzen zugethan, bekennt sich zum Berliner Kirchentage und mit ihm zur Augustana, und befördert die Bestrebungen der innern Mission, für die auch der Ertrag dieser Predigten bestimmt ist. Doch müssen wir noch eins hinzufügen, das ist das kräftige Bekenntniß gegen Rom, das sich besonders in der ersten Reformationspredigt ausspricht; ein Prediger, der am Reformationsfeste zuerst das unverfälschte lutherische Kinderlied singen läßt, dann als Hauptlied „Eine feste Burg", und schließlich seiner Gemeinde aus Luthers Märtyrerliede erzählt, hat sich einen sicheren Boden geschaffen, auf dem er es frei wagen kann, in der nächsten Reformationspredigt das Katholische, was sich noch in der päpstlichen Kirche findet, freudig anzuerkennen, wie hier geschieht. Wenn wir übrigens dies herrliche Zeugniß ein kräftiges

nannten, so ist dies nicht der bezeichnende Ausdruck für die gesammten Predigten. Der Verfasser hat eine große Vorliebe für das Epitheton „schön," und mit diesem Epitheton möchten wir auch seine Predigtsammlung charakterisiren, es sind schöne Zeugnisse von der Gnade und Wahrheit, die in Christo erschienen ist. Das Predigtamt, sagt M., bittet, ruft, es straft die Unbußfertigen, es warnt die Abirrenden; aber vor Allen lockt es. Ein solches Locken geht durch alle diese Predigten.

Gemeinde erfahren, daß die volle Bildung von Geist und Herz in ihrem Prediger dem Kreuze zu Füßen liegt ihretwegen! Gerade in unsern Tagen, wo wegen der Gedankenlosigkeit vieler sogenannter Bildungsleute die Sehnsucht nach dem „vernünftigen Gottesdienst" Jesu Christi abgestumpft wird, oder gar sentimentaler Thränenreichthum für gesalbte Predigt nicht selten ausgegeben wird, — darf man auf die obigen Predigten als ein gültiges Muster hinweisen, daß die ernste, mahnende Rede in reicher Gestaltung zu Nachdenken und Sammlung führt.

Möge Gott dem Redner immer neue Kraft geben, daß er ferner thue was Prediger wie Glocken thun sollen: Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.

Steindals. Das hohle, wenn auch noch so geistreiche Familien- und Gesellschaftsleben in beiden Häusern, namentlich das Sterbebett des Landedelmanns von Steindal mit seiner anfänglich erzwungenen Todes-Resignation und der dann folgenden trost- und ruhelosen Verzweiflung, bis nachgerade unter der Dazwischenkunft des lieben Weihnachtsfestes und der geräuschlosen, christlichen Liebesthätigkeit des Professors der Friede Gottes sich einstellt, scheint uns vorzüglich gut durchgeführt. — Anderntheils ist es die gesunde und fröhliche Gottesfurcht des Bedienten Karl und der verwaiseten Kutschertochter Auguste Schröder, worin unsere Verfasserin uns Bilder wahrer, nämlich christlicher Bildung aus den unteren Schichten der Gesellschaft vor Augen führt.

An kleinen ungesuchten Begebenheiten, die den Gang der Entwickelung fördern, fehlt es nicht, ebensowenig an kleinen spannenden Verwicklungen. Besonders aber sind es die eingestreuten, knapp gehaltenen Scenen und Situationen, die uns wie allerliebste Genrebilder freundlich entgegentreten. Auch machen wir aufmerksam auf die Schilderung der in tausend und aber tausend Exemplaren vorhandenen Mutter einer erwachsenen Tochter, wie sie uns in der Person der Frau Präsidentin veranschaulicht wird. Der Schauplatz der Erzählung, um auch dies nicht zu übergehen, ist meistentheils Berlin, und zwar das s. g. Geheimraths-Viertel; überall sehen wir den schlanken Glockenthurm von St. Matthäi zwischen den Buchen des Thiergartens oder über den Linden und Pappeln des Kanals und der Potsdamer Straße im Hintergrund.

Die Sprache ist anmuthig und fließend, der Ton würde- und liebevoll. Namentlich hat die Verfasserin einen durch die Liebe zum Evangelium geöffneten Blick für die Lebens- und Anschauungsweise des Volkes, der Kinderwelt und der dienenden Klasse. An bitteren Seitenblicken etwa politischer oder kirchlicher Art fehlt es ganz, ebenso an überschwänglichen Auslassungen. Die wenigen eingestreuten Reflexionen der Verfasserin sind nüchtern und lebhaft. Auch die einzelnen humoristischen Scenen sind treu und naturwahr. Im Ganzen ist es ein ächt christlicher, evangelischer Hauch, der über dem Schriftchen liegt. Ueber einzelne dogmatische Auffassungen wie über die bei gebildeten christlichen Frauen nicht selten vorkommende Frage, ob nicht im Heilsgange hier und da auch der Glaube, die Liebe zum Herrn, der Buße vorangehen könne, wollen wir nicht rechten. Schön wäre es, wenn das ganze Gespräch S. 50 ff., so weit es die Rede des Geistlichen enthält, von diesem persönlich noch revidirt worden wäre. Hier und vielleicht noch an einer andern Stelle hat sich die Verfasserin wohl an etwas zu schwere, weil zu specielle Fragen gewagt. Nirgend aber tritt dies in abstoßender Weise hervor. Im Gegentheil! grade die Bescheidenheit, die sich mit dem Drange, die eigene vielleicht noch junge Herzens- und Lebenserfahruug sich selbst zur Darstellung zu bringen, zur Abfassung dieses Schriftchens verbunden hat, macht das Ganze so anmuthig und empfehlenswerth.

Jedenfalls ist unsre Novelle nach Inhalt und Form der Art, daß sie jedem gebildeten jungen Mädchen, ob stolz oder still, getrost in die Hand gegeben werden kann; doch auch Leser von reiferen Jahren werden sich daran erfreuen.

Kleine Geschichten für die christliche Jugend.

Aus dem Englischen.

Preis 10 Sgr.

Das sehr elegant ausgestattete kleine Büchlein enthält 11 anziehend und eindringlich geschriebene kleine Erzählungen, deren jede eine christliche Lehre der Jugend warm an's Herz legt.

Wiedertaufe oder Taufe?

Lebens- und Bekehrungsgeschichte

eines

getauften Christen (Baptisten)

im Warthebruch

von **G. Kühl.**

Preis 15 Sgr. **Vierte Auflage.**

Der Professor Dr. **Hengstenberg** sagt darüber:

„Ich bin überzeugt, daß das Buch die weiteste Verbreitung finden, und viel Segen stiften wird. Es ist correkt in der Lehre, trefflich in seinen psychologischen Schilderungen, athmet überall Geist und Leben, und wird auch solchen eine Fülle von Belehrung, Anregung und Erbauung gewähren, die durch den Baptismus nicht angefochten sind. Gegen diesen aber bietet es eine so treffliche Waffe dar, wie sie bis jetzt nicht vorhanden war. Dabei ist das Buch im eigentlichsten Sinne ein Volksbuch."

Dr. **F. Ahlfeld** beurtheilt die Schrift:

Das Büchlein „Wiedertaufe oder Taufe?" füllt eine wesentliche Lücke im Gebiete der höheren christlichen Volksliteratur aus. Es weist psychologisch tief und klar nach, in welche Abgründe baptistische Sectirerei und wie diese auch andere Sectirerei führen muß und führt. Unter der Decke selbstgewählter Werke und Ordnungen wuchert der alte Mensch in stolzer Sicherheit fort, und der arme Verlockte steht, wenn ihm endlich die Augen aufgehen, verzweifelnd am Abgrunde. Es bleibt dabei, daß der Heilsweg, wie ihn unsere liebe evangelisch-lutherische Kirche vorzeichnet, der schriftgemäßeste und darum auch der gewisseste ist. — Das Buch ist lebendig und anschaulich mit tüchtiger Kenntniß der Schrift, des innern und äußern Lebens geschrieben. Dasselbe kann in dieser subjectivistisch zerfahrenen Zeit nicht genug empfohlen werden.

Leipzig, den 16. October 1861. Dr. Fr. Ahlfeld.

Aus dem Leben eines Frühvollendeten,

des evangelischen Pfarrers

Franz Wilhelm Traugott Beyschlag.

Ein christliches Lebensbild aus der Gegenwart

von **Dr. Willibald Beyschlag,**

ord. Professor der Theologie in Halle, früher Hofprediger zu Karlsruhe.

Vierte Auflage. Preis 2 Thlr. Zwei Theile. 640 Seiten.

Hiervon sind auch gebundene Exemplare vorräthig. — Für den eleganten Leinwandband beider Theile zusammen werden 10 Sgr. berechnet.

Der Professor an der Universität zu Königsberg, **Cosack,** sagt in dem Evangel. Gemeindeblatt über dies Buch unter Anderem:

Das Buch wird von Vielen mit Freude und Andacht gelesen werden, mit Segen an dem inwendigen Menschen, mit vielem Dank gegen den theuren Herausgeber für seine schöne Gabe, die wahrlich mehr ist als ein Denkmal brüderlicher Liebe, und mit Dank gegen Gott, der sich die arme sündige Menschennatur nicht aufgehört hat zur Stätte seiner heiligen Geistesarbeit zu erwählen. Denn das ist ohne Frage die Seite, von welcher dieses Lebensbild das tiefste Interesse in Anspruch nehmen darf. Es ist die Geschichte einer edlen mannigfaltig und reich begabten, aber auch trotzigen, hochstrebenden, eigenwilligen und dann wieder verzagten, durch die unablässigen Züge des Vaters zum Sohne in das göttliche Kindesleben hineingezognen und darin je länger desto mehr erstarkenden, früh reifenden Menschenseele. Und doch mit den gewöhnlichen Bekehrungsgeschichten, wie sie die ascetische Literatur uns häufig entweder als wirkliche Biographieen oder als fromme Novellen mit der Absicht zu bekehren vorführt, hat dies Lebensbild wenig oder nichts zu thun. Aber je weniger tendenziös, je reiner und treuer lediglich geschichtlich darstellend das Buch ist, um so mehr Macht wohnt ihm inne, hineinzuziehen in die selige und heilige Gemeinschaft und Kindschaft Gottes. Und weil an solchen Büchern uns eben nicht Ueberfluß zu sein scheint, darum begrüßen wir dieses mit Freuden.

Es sind genug Bücher vorhanden, welche darauf ausgehen, aus den Lesern fromme Leute zu machen, aber sie thun's nicht, dieses geht gar nicht darauf aus, aber es hat das Zeug dazu es zu thun. Jene gelangen selten zu denen, für die sie eigentlich bestimmt sind, oder wenn es einmal geschieht, so werden sie bald zur Seite gelegt. Dieses Buch setzt keine Leser von besonderem religiösen Standpunkt voraus, und stößt darum auch schwerlich einen zurück; es ist eine absichtslose, geschichtliche Berichterstattung göttlicher Führungen, welcher der Leser gern folgt. . . .

Zum Schlusse nur noch ein Wort über die Hände, in denen ich dieses Buch gern sähe. Vor allem möchte ich junge Studirende der Theologie als Leser wünschen, es ist undenkbar, daß ihnen nicht reicher Segen für Geist und Herz daraus erblühen sollte. Aber auch Studirende aller Fakultäten, ja junge Leute, die auch anderen gebildeten Berufskreisen angehören,

auch junge Leute des kaufmännischen Standes dürften durch dieses Lebensbild eine heilsame Anregung und eine anziehende Unterhaltung erfahren. Es ist der Zug vom Gemeinen weg und zum Idealen hin, der diesem Lebensbilde eigenthümlich ist, und dieser Zug liegt ja in der jugendlichen Natur an sich, sie ist darauf angelegt, sie erkennt darin ihre Bestimmung. Doch soll damit das Buch nicht im Geringsten als ein bloßes Jünglingsbuch bezeichnet sein: wer längst seine Studienjahre hinter sich hat, dem wird es zu Freud' und Leid einen Spiegel seines academischen Lebens und Treibens vorhalten. Demnächst sähe ich das Buch gern in den Händen von Eltern, namentlich in den Händen solcher, die talentvoller Söhne sich freuen oder auch sich Sorge um sie machen, wie von Jugenderziehern überhaupt; es mag ihnen zur Lehre und Trost gereichen. Auch der reifen weiblichen Jugend, der tiefer gebildeten Jungfrau möchte man Bekanntschaft mit diesem Lebensbilde, das großentheils Liebesgeschichte im edelsten Styl ist, wünschen. Wer einen Geburtstagstisch, wer einen Weihnachtstisch auszustatten hat, und ist in Verlegenheit, um etwas Gutes, das rechte Freude bringt, um etwas Werthvolles für den inneren Menschen, dem sei zu diesem Buche gerathen.

Evangelische Predigten

von Dr. **Willibald Beyschlag,**

ord. Professor der Theologie in Halle, früher Hofprediger in Karlsruhe.

I. Sammlung. 2. Auflage. Preis 20 Sgr., gebunden 27½ Sgr.
II. Sammlung. 2. Auflage. Preis 20 Sgr., gebunden 27½ Sgr.

Der Oberhofprediger Dr. **von Grüneisen** in Stuttgart sagt darüber:

Die Predigten des Herrn Hofpredigers Beyschlag in Karlsruhe gehören zu dem Gediegensten, was die homiletische Literatur darbietet. Sie zeichnen sich auf dem schriftmäßigen Glaubens- und Bekenntnißgrunde durch eine frische, freie, aus dem Inneren quellende christliche Gemüths- und Lebensanschauung, durch ein sinniges Eingehen auf den Text und durch dessen nicht selten überraschende Anwendung auf die Bedürfnisse und Zustände der Gemeinde, des Familienlebens und des einzelnen Menschenherzens, durch einen die Aufmerksamkeit spannenden, ruhigen und klaren Gedankengang und durch eine ungesucht edle und anspruchlos rednerische Darstellungsweise aus.

Der **Professor** an der Universität zu Königsberg Dr. **Weiß** sagt in dem „Evangelischen Gemeindeblatt 1859 Nr. 2" über diese Sammlung:

Dieses Buch ist keins von den gewöhnlichen. Es ist eine Erstlingsgarbe aus dem Arbeitsfelde eines reichbegabten Verkündigers des Wortes Gottes. Man fühlt noch überall den vollen Herzschlag erster, frischer, ungebrochener Begeisterung für den hohen Beruf des evangelischen Predigers, es weht noch überall der ideale Hauch selbstständiger, klardurchdachter theologischer Anschauung, und überall schlägt sich noch so leicht die Brücke vom Kleinsten zum Größesten, vom Einzelnsten, was das Menschenherz bewegt, zu den großen Gegensätzen im Leben der Völker und der Kirchen. Siebenzehn Predigten sind's; die eigenthümlichsten unter denselben sind diejenigen, als deren Zweck man, mit einem nicht seltenen Ausdruck der

Predigten selbst „die Verständigung“ über die dem Zeitbewußtsein schwerer faßlichen und Zweifel erregenden Glaubens-Artikel bezeichnen könnte. Der Verfasser redet vor einer höher gebildeten Gemeinde, und versucht es, an die Thatsachen des Naturlebens oder des menschlichen Geisteslebens in sinnvoller Parallelisirung und Symbolisirung anknüpfend, die tiefsten Fragen evangelischer Glaubenslehre zu beantworten. Bald ist's die Lehre vom stellvertretenden Leiden, bald die Bedeutung des heiligen Abendmahls, bald sind's die Wunder, über welche der Verfasser sich vom Standpunkt der neueren gläubigen Theologie aus mit seinen Zuhörern verständigt. Da diese Art christlicher Apologetik oft nur zu wenig gepflegt, oft zu wenig versucht wird, bei der Förderung des Glaubens die Thatsachen desselben dem leider nun einmal ihnen entfremdeten Bewußtsein sorgfältig näher zu bringen, und ihr Verständniß zu erleichtern, so kann diese Predigtsammlung den Sinn dafür anregen und treffliche Beiträge dazu liefern.

Eine durchweg edle Sprache, ein überall wohlthuender Reichthum des Gemüths und eine eben so tiefe als freie Gedankenarbeit ist es, was den Leser mächtig fesselt. Für die Kanzel dürfte es schwere Speise sein, desto geeigneter sind diese Predigten für die Lektüre zu privater Erbauung, und wir können nicht dringend genug bitten, sie in die Hände derjenigen Gebildeten zu bringen, die einen Zug zum Evangelium haben, und doch noch erst in seine Wahrheit eingeführt werden müssen. Auch bieten sie für eigene homiletische Arbeiten vielfache Anregung. Möchten dieselben reichlich benutzt werden, und so diese liebliche Gabe reiche Frucht bringen.

Das Pastoralblatt für die Evangelische Kirche 1865 Nr. 11 urtheilt darüber:

Das sind in der That ganz ausgezeichnete Predigten, das Evangelium von Christo, dem Sohne Gottes, als ein innerlich ergriffenes und erlebtes in lebendigem Glauben bezeugend, geistreich voll gründlich tiefer Textauslegung in edler, gehobner Sprache, den Leser fesselnd, sein Herz fassend und für das Heil in Christo Jesu erwärmend und erweckend. Wir begleiten sie mit dem Herzenswunsche, daß der Herr sie namentlich in die Hände recht zahlreicher Laien aus den gebildeten Ständen möge gelangen lassen; denn sie sind sehr geeignet, den in jenen Kreisen so vielfach herrschenden Vorurtheilen zu begegnen und dem Sohne Gottes den Zugang zu manchen Herzen zu bereiten. Angehenden Predigern können sie nach Form und Inhalt als Muster empfohlen werden und auch den geübteren bieten sie einen reichen Fund vortrefflicher anregender Gedanken.

Haideröschen.

Gedichte

von **Franz Beyschlag.**

Zweite Auflage.

Preis in eleganter Miniatur-Ausgabe geheftet 20 Sgr., elegant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr.

Der **Oberhofprediger Dr. von Grüneisen** in Stuttgart sagt:

Die kleine Gedichtsammlung des heimgegangenen Franz Beyschlag, Haideröschen, zeugt von einem entschiedenen poetischen, zunächst lyrischen, Talent, welches nach dieser Seite hin mit Absicht vorwiegend gepflegt auch in formeller Beziehung Vollendetes leisten und sich den besten Namen ebenbürtig an die Seite stellen konnte. Allein auch schon bei einer mehr dilettantischen Uebung besitzen viele der vorliegenden Dichtungen eine wahrhaft künstlerische Schönheit. Vor allem ist es der innige, zarte, freie und reine Sinn, der sich frei ausspricht, der tiefe, klare, lebendige christliche Glaube, der den Gedankenkreis des Dichters beseelt und ihn so in Lieb und Leid, Hoffnung, Buße und Sorge auch zum Gelegenheitsdichter in der edelsten Bedeutung des Wortes macht. —

Eine Kritik, mit J. P. L. (**Professor der Theologie, Lange,** an der Universität Bonn) unterzeichnet, in dem Evangelischen Gemeindeblatt für Rheinland und Westphalen," 1858, Nr. 7. beurtheilt die „Haideröschen" so:

„Der Herausgeber hat den Gedichten seines seligen Bruders zwei Lieder vorausgeschickt, zum Eingang „Weihnachtsgruß" und „dem Heimgegangenen" betitelt. Sie bekunden ganz die edle Geistesverwandtschaft der beiden Brüder, die der rheinischen Kirche ihren begeisterten Dienst gewidmet hatten und die ihr so früh entzogen sind, der eine durch den Tod, der andere durch seinen Beruf nach Baden. Die Lieder des Entschlafenen selbst sind abgetheilt nach den Rubriken: Jugendzeit, Jünglingsalter, Mannesleben. Sie halten sich im lyrischen Gebiet bei mannigfach wechselnden Formen. Die reine, durchsichtige Form spiegelt durchweg einen gediegenen bedeutenden Inhalt. Der Inhalt ist ein Wechsel von Liedern der jugendlichen Ahnung, der bräutlichen Liebe, religiös geweiht und verschönt, der frommen Naturfeier, der innigen Liebe zum Herrn. Durch das Ganze weht ein Hauch zarter Wehmuth in Wechselwirkung mit einem frischen Nachgefühl männlicher Kraft. Besonders aber nach dem ersteren Charakterzuge möchten wir den Dichter zu der Familie Hölty, Novalis und ähnlicher frommer, liebender, von dem Vorgefühl frühen Endes getragener deutscher Geister stellen. Im Allgemeinen bieten die Gedichte ein so gehaltreiches Bild des höheren Strebens der Edelsten unter unserer kirchlichen Jugend, der Versöhnung von Glauben und Wissenschaft, Kirche und Leben, Andacht und Kunst, daß wir wünschen müssen, es möge das Vermächtniß wohl aufgehoben werden von der Heimath des Dichters, den verwandten Gemüthern, besonders der nachstrebenden Jugend.

Vorträge über innere Mission

von

Franz Beyschlag.

Preis 12½ Sgr.

Denjenigen, die durch die Biographie von der Hand des Bruders die Person des Verfassers liebgewonnen haben, wird dies Werkchen, dem er seine letzten Kräfte widmete, willkommen sein; der Bruder sagt in der Biographie Theil II. S. 210 darüber: „Er hatte ein Recht für die innere

Mission zu zeugen. Nicht nur hatte er sich unausgesetzt mit der einschlägigen Literatur beschäftigt und seit Jahren jede Gelegenheit benutzt, sich mit der Einrichtung der verschiedensten christlichen Anstalten bekannt zu machen, sondern es gab auch kaum einen Zweig der innern Mission, über den er nicht, so jung er war, aus eigner Anschauung zu reden vermochte. In Berlin hatte er dem theologischen Krankenverein vorgestanden, in Coblenz dem Waisenhaus, dem Hospital, dem Jünglingsverein, der kirchlichen Armenpflege gedient; vor Allem hatte er in einer fast dreijährigen Wirksamkeit unter Sträflingen über die sittlichen Schäden unseres Volks vielfältige Beobachtungen gesammelt. Und so wurden denn diese Vorträge das Vermächtniß eines reichen Schatzes von Erfahrungen und Hoffnungen jener dienenden Liebe, zu der er eine besondere umsichtige und thatkräftige Gnadengabe empfangen hatte, und ich wüßte keine Darstellung, die zugleich mit soviel Höhe der Gesichtspunkte und soviel Ruhe des practischen Rathgebens in das Ganze und Einzelne der innern Mission einführen könnte."

Woran fehlt es uns gläubigen Predigern, um in weiterem Umfang geistliches Leben zu wecken?

Vortrag,

vor der Versammlung evangelischer Christen aus allen Ländern in der Garnisonkirche zu Berlin im September 1857 gehalten.

(Aus den Verhandlungen besonders abgedruckt und mit einem Vorwort über die erfahrenen Angriffe versehen.)

Preis 6 Sgr.

Zweite Auflage.

Welchen Gewinn hat die evangelische Kirche aus den neuesten Verhandlungen über das Leben Jesu zu ziehen?

Vortrag auf dem Kirchentag zu Altenburg am 13. September 1864 gehalten.

Preis 7½ Sgr.

Der Vortrag gewinnt dadurch eine hervorragende Bedeutung unter den Gegenschriften gegen **Strauß** und **Renan**, daß sie hier nicht nur negativ bekämpft, sondern die Grundgedanken zu einer positiven Ueberwindung derselben entwickelt sind. In kurzen Zügen ist darin die **Lehre** von der **Person Christi** mit steter Rücksicht auf die Resultate der Wissenschaft und die **Einwürfe der Gegner** in neuer und eigenthümlicher Weise dargestellt. Als Ergänzung dient demselben der vorstehend angezeigte Vortrag „**Ueber Renan's Leben Jesu**".

Lessings Nathan der Weise

und

das positive Christenthum.

Preis 6 Sgr.

Die

Auferstehung Christi

und

ihre neueste Bestreitung

(in Straußens Leben Jesu fürs deutsche Volk).
Ein Vortrag gehalten zu Stettin den 24. Januar 1865.

Preis 9 Sgr.

Schleiermacher als politischer Charakter.

Rede,

gehalten beim Antritt des Rectorats der Universität Halle-Wittenberg.

Preis 6 Sgr.

Die Christologie des Neuen Testaments.

Ein biblisch-theologischer Versuch.

Preis 1 Thlr. 8 Sgr.

Dieses größere theologische Werk des Prof. Beyschlag soll die in dem obenerwähnten Vortrage auf dem Altenburger Kirchentage ausgesprochenen eigenthümlichen Anschauungen des Verfassers über die Person Christi und seine Praeexistenz in der Weise rechtfertigen, daß er nachzuweisen unternimmt, wie dieselben auf biblischer Grundlage beruhen, wie dagegen die Trinitätslehre in der überlieferten Form derselben in wesentlichen Punkten entbehrt.

Der Inhalt des Werks zerfällt in folgende Abschnitte: Vorwort, Einleitung, die Idee des Menschensohnes, das synoptische Selbstzeugniß Jesu, das johanneische Selbstzeugniß Jesu, die petrinische Christologie, die Christologie der Apocalypse, die johanneische Christologie, die Christologie des Hebräerbriefs, die paulinische Christologie, Schluß.

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Die

Auferstehung Christi

und

ihre neueste Bestreitung

(in Straußens Leben Jesu fürs deutsche Volk).
Ein Vortrag gehalten zu Stettin den 24. Januar 1865.
Preis 9 Sgr.

Schleiermacher als politischer Charakter.

Rede,

gehalten beim Antritt des Rectorats der Universität Halle-Wittenberg.
Preis 6 Sgr.

Die Christologie des Neuen Testaments.

Ein biblisch-theologischer Versuch.
Preis 1 Thlr. 8 Sgr.

Dieses größere theologische Werk des Prof. Beyschlag soll die in dem obenerwähnten Vortrage auf dem Altenburger Kirchentage ausgesprochenen eigenthümlichen Anschauungen des Verfassers über die Person Christi und seine Praeexistenz in der Weise rechtfertigen, daß er nachzuweisen unternimmt, wie dieselben auf biblischer Grundlage beruhen, wie dagegen die Trinitätslehre in der überlieferten Form derselben in wesentlichen Punkten entbehrt.

Der Inhalt des Werks zerfällt in folgende Abschnitte: Vorwort, Einleitung, die Idee des Menschensohnes, das synoptische Selbstzeugniß Jesu, das johanneische Selbstzeugniß Jesu, die petrinische Christologie, die Christologie der Apocalypse, die johanneische Christologie, die Christologie des Hebräerbriefs, die paulinische Christologie, Schluß.

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Beyschlag, Willibald

Aus dem Leben eines Frühvollendeten, des evangelischen Pfarrers Franz Beyschlag Ein christliches Lebensbild aus der Gegenwart

Bd.: 2

Berlin 1867